Die entfaltung, novellen an die zeit, herausgegeb...



DIE ENTFALTUNG

Novellen an die Zeit

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX KRELL, ed.

*

1 9 2 1

ERNST ROWOHLT VERLAG * BERLIN



Gedruckt bei
Poeschel & Trepte
in Leipzig

*

VORBEMERKUNG

I.

Ich bekomme einen Brief aus Bologna. Ein Freund, durch den Krieg fünf Jahre vom geistigen Austausch mit uns getrennt, will den verlorenen Faden neu knüpfen. Zuerst ist eine gewisse Unsicherheit des Tones festzustellen. Man weiß nicht recht, was zwischen uns liegt; weiß nicht, ob bei allem Bewußtsein gegenseitiger Loyalität doch ein Funke Böses entzündete. Es geschah so vieles, und Haß ist die saugendste Kraft. Wir suchen zunächst neutrale Gebiete. Wir orientieren uns über ein paar unverfängliche Plastiken. Wir gehen über zu Büchern. Die Frage nach der jungen dichterischen Generation fällt. Immerhin, die Frage ist heikel. Es wird sich nicht vermeiden lassen, zeitliche Perspektiven aufzureißen, gewisse politische Punktierungen vorzunehmen. Aber wir wollen wenigstens vermeiden, sie einseitig anzusehen. Ich soll antworten, was wir an Drama, Vers, Novelle, Roman und an Essay im neuen Geist erleben. Ich besinne mich, schlage den Bogen zurück über die schmerzhaften fünf Jahre dorthin, wo plötzliche Trennung geschah, und vergegenwärtige mir Namen und Werke, die damals uns bestimmend schienen. Schlage den Bogen wieder her bis heute; vergleiche — finde: eine kapitale Wandlung, ein ganz neues Gesicht, eine ganz wesensandere Jugend. Ich setze die Feder an, ein paar Namen, einige, mir selbstverständliche Charakteristiken nach Bologna zu schreiben. Da bemerke ich, daß das weitere literarische Gelände ein so völlig umgeschütteltes, von tiefschürfenden Pflügen zergrabenes ist. Ich müßte beginnen, dem Freund die Ursachen der Wandlung aufzuzeichnen. Geschah sie

durch den Krieg, seine Bedingungen und Psychosen? Nein. Durch die Revolution? Nein. Aber sie läuft wohl parallel zu den elementaren Erscheinungen aus historischem Gesetz? Vielleicht. Also kommen wir näher. Lief sie dem Sturm voraus? Mitunter...

Die ganze Wandlung ist nicht Zufallsprodukt und von gleichzeitigen Geschehnissen nicht wesentlich abhängig; sie unterliegt keiner Konjunktur, noch, wie Ahnungslose oder Böswillige gerne glauben, geschäftlicher Machination. Sie ist der seelische Ausbruch einer in Katastrophenluft reifenden Menschheit. Was mit beliebter Systematisierung der Literaturhistoriker als Grundformen der Dichtung bezeichnet — die gewisse Struktur des künstlerischen Ausdrucks, die Gesetzmäßigkeit dramatischen oder epischen Aufbaus, die paragraphierte Gebundenheit des Essays, schließlich die strenge Stilisierung des lyrischen Gedichts —: das ist zerbrochen. Das Auge, das nach fünf Jahren Abgewandtsein sich plötzlich über die neue Dichtung senkt, muß schonungslos verwirrt werden von ihrer geradezu chaotischen Ordnung. Für sie, neben ihr sind nicht nur Maße und Einsichten der väterlichen Generation beiseitegerückt, negiert; es sind durch die geistige Entwicklungskrise ebenso die historischen Grundformen in Trümmer gelegt, wie durch den Krieg die der traditionellen Weltwirtschaft. Ein Parallelismus, dessen Ausbleiben undenkbar ist. Eine ganz neue Sprache entringt sich der Verwüstung, die Begriffe anders packend, zergliedernd, wieder ordnend; dringt schon ein in den Bereich auch der wissenschaftlichen Darstellung und zerfetzt mit eigenwilliger Neuschöpfung die urbildhaften Standartbegriffe.

Eigenwillig? Die deutsche Sprache ist nicht wie die französische, in akademischer Fertigkeit gelandet; hat nicht in jenem klassischen Sinne: Stil, nach dem Rousseau und France und Claudel sich als die Organe eines Sprachgeistes darstellen. Sie lebt, vibriert stündlich, bildet täglich neue Formen, schleift sich ab, kristallisiert abermals andere Arten. Saugen wir nur mit dem Gefühl in uns, was die drei deutschen Sprachschöpfer — Luther, Goethe, Nietzsche — als sichtbare Etappen andeuten, so werden wir die außerordentliche Wandlungsfähigkeit unseres Idioms ohne große

Zerlegungsarbeit begreifen. Seit Nietzsche aber hat sich das Strombett der Entwicklung in Breite und Tiefe gedehnt. Jeder leidlich Gebildete vermag heute ein leidlich wohlklingendes Buch zu schreiben und findet dafür Wort- und Sinn-Kombinationen, die noch zur Frühzeit Nietzsches als gewagt eine besondere Bewunderung hervorgerufen hätten. Man hat, gerade seit Nietzsche, gelernt, sich um die Grundbegriffe eines Wortes zu bemühen. Dieses, neben anderem, macht die Sprache im „Zarathustra" so groß, so besonders, so neu, so eigentümlich, sie ist wieder ursprünglich, indem sie das auf Geleisen der Konvention festgefahrene Deutsch auflockert. Seither will der junge Dichter sich nicht weiter mit phraseologisch festgelegtem Begriff begnügen. Er hört in sich hinein, wie in seiner visionären Anschauung die Worte anklingen, wie nach seinem eigensten Organ diese Worte „schmecken". Er strahlt sie ebenso zurück. Da es keine Konformität auch nur zweier Menschen und Anschauungen gibt, erscheint eine außerordentliche Vielheit der dichterischen Sprache und Bilder für den, der den Ursprung jener Wandlung festzustellen sich bemüht.

Keineswegs war der Krieg Schrittmacher einer Dichtung. Er war das nie. Wo jemals er dichterische Werte auslöste, förderte er nur Variante. Die Ursache liegt wohl in der destruktiven Wesenheit des Krieges. Revolutionen hingegen befruchten neue Ideen und Ideale, wie sie von ihnen befruchtet werden. Wer den Dichtern nachspürt, die entscheidend sind in dieser Generation, findet ihre Anschauung schon Jahre vor dem Krieg revolutionär gegründet. Die Linie ist durchgehalten und vom kolossalen Waffenlärm nicht irritiert worden. Die Führer dieser Generation waren im knappen Kreis der Interessierten schon lange geliebt. Nach außen hin galt ihr Frühwerk unverständlich, eben chaotisch, zerrissen, mystisch. Die große Katastrophe erst lockerte vielfältigen Acker auch des Verständnisses. Notwendige Atmosphäre wurde geschaffen durch die allgemeine Berührung mit den Problemen der Zersetzung, mit den Zusammenhängen extramundaner Kräfte, durch den Aufglanz neuer religiöser Triebe. Als mitten im Krieg Meyrinks „Golem" erschien — nach zehnjährigem Kreißen geboren, der Austrag eines lebenslangen Studiums okkulter

Wissenschaften — schlug dieses Erscheinen blitzhaft ein. Zahllose erfaßten den Sinn des mystischen Abenteuers, weil er, ungegoren, lange schon in ihnen vegetiert hatte, hier aber geformt mit einem Antlitz vor sie kam. Damals auch galten die Verse Joh. R. Bechers in ihrer glühenden, fegenden Sprache als die Exkremente verirrter Phantasie. Georg Kaiser schrieb Dramen um Dramen, die ungespielt, unbegriffen blieben; Essays, die sich aus heraufdämmernden Gesinnungen formten, wie die von Wilhelm Michel, verschollen unter der allgemeinen Nachlässigkeit. Alles das wächst heute, obwohl es der bürgerlichen Mentalität abstrus erscheint, hinein ins Selbstverständliche. Wo Vieles sich geändert hat und man beginnt, mit neuen Augen über das Chaos zu streifen, suchend, ob Ansätze neuer Gebilde herausspitzen, erkennt man Kopf und Werk, die damals mißachtet, aus Unverständnis zurückgewiesen, übersehen waren. Verschmähungen waren ihnen nützlich, im stillen Vervollkommnung anzustreben, der Berufung entgegenzureifen. Selbst wenn Spengler recht behält, der diese Zeit als Abgesang des Abendlandes nimmt, als das Erlöschen seines zweitausendjährigen Reiches, so wird doch aus ihren Keimzellen ausgehen, was überhaupt Neues sich wieder gestaltet. Auch dieses fällt nicht vom Himmel. Die scheinbar explosiv herausgeschleuderte Art — nennt Expressionismus, was nur ein hilfloses Namens-Instrument ist — wird doch erkannt als irgendwie im Kettenglied allen gewesenen notwendig angeschweißt.

II.

Im Frühjahr 1915 erschienen „die sechs Mündungen“ von Kasimir Edschmid. Die kritische Zunft ist irritiert, wähnt Bluff, hilft sich mit Spott aus der Verlegenheit. Diese Novellen bedeuten sichtbar den völligen Bruch mit allem Überkommen; sie sind der entschiedene Vorstoß einer Entwicklung. Die Dinge werden neu gesehen und gesagt. Es finden sich verwandte Linien zur neuen Graphik, Malerei, Musik, nicht nach festgelegtem Rezept. Aber Edschmid bekennt sich zu keiner Theorie. Seine Dichtung geschieht rein eruptiv. Im Ausbruch reißt sie jenes bisher Verborgene der neuen Generation ins offene Licht. Die Form als Augen-

fälliges verwirrte wohl, schien vordringlich oder einzig betont. Überhaupt glaubte man die neue Dichtung als Formproblem rangieren zu können, und die Edschmids insbesondere. Erst das Beharren in seinem Lineament, das hartnäckiger war als jedes sonstige Sichversteifen auf Formgesetze, bewies die innere Gefügtheit, um die es ging, und daß Formales immer aus innersten Bedingtheiten steigt. Erkenntnisse und der Kompaß der Empfindungen bestimmen. Satz oder Linie sind nur der äußerste, leuchtende Schaum einer abgründig geborenen Welle.

Dies also war betonter Anfang. Weiter zurück lagen Vorläufer, die man erkannte, sobald die neue Wesensart ins allgemeine Bewußtsein getreten war. Etwa Partien aus Heinrich Manns Romanen, alle Bücher des geniehaften, glühenden Menschen: René Schickele. Schließlich überzeugte man sich, daß durchaus veränderte Grundeinstellung vorlag. Nicht mehr wurde ein Mensch in seiner Erlauchtheit zum Helden gestempelt, indem er seziert, förmlich auseinandergebrochen, nach seinen psychischen Bestandteilen durchsucht wurde. Das war die Seele des reinen Naturalismus und seiner gerissenen Nachfolge; man kam durch sie zu einem seelischen Generalnenner, zu einer Wesenszelle; das Gesichtsfeld wurde verengt auf Atome. Jetzt ist der Mensch nur Glied einer umfassenden Ordnung, eingefügt in die Gesamtheit Welt — vielleicht ihr beweglicher Mittelpunkt, dennoch ein Teil nur mit Kosmos, Licht, Erde, Leidenschaft, Zersetzung, Musik. Es geht darum, in entgötterter Welt Gott wieder zu finden, die erstickenden Mächte des Unwesentlichen abzutragen, den Aufblick zur Sonne freizumachen.

Also steht im Zentrum eine Idee. Das Nebenbei schweige noch. Man sieht, warum die neue Dichtung den Selbstzweck der Schilderung abschüttelt. Ihre Gefüge zwar phosphoreszieren von den Lichtern jeglicher Bestrahlung; die Sache, die augenfällige, hat an sich noch geringe Bedeutung. Erst die Seele, herausgeholt, fühlbar gemacht, gibt ihr Glanz und Stimme. Das ist, was man den Trieb, Motor, Geist, die innere Existenz nennen könnte, die die eigentliche ist. Immer was wir sehen in der Spiegelung unseres Auges, ist erst ein Abschein weithin geschwungener

Bewegungen. Diesen Bewegungen, dieser Rhythmik geht der Neue nach, bewußt, durch sie an Quellen zu kommen, die den Menschen mit den vitalen Zusammenhängen verknüpfen.

Manche der jüngeren Dichter, eben Edschmid, Schickele dann, Sternheim, und im letzten Blick alle wohl, die das neue Augenmaß haben, zerschlugen die alte Form, um durch ihre Optik neues Licht an die Satzgefüge heranzulassen. Man wirft diesem Stil vor, daß er verschleiere statt zu klären, Bilder häufe, statt die Hitze der Metaphern zu mildern. Banal gesagt, bedarf es nur guten Willens, die oft stürmisch zerrissenen Sprachgebilde auch begrifflich sicher aufzunehmen. Nie bisher wurde so knapp, konzentriert geschrieben, nie ein Begriff so sehr bis ins Letzte gesättigt mit der Fülle der Möglichkeiten. Das ist ein Nachhall Nietzsches, von dem aus die tiefste Urbarmachung des Wortes begann. Der gesamte Umkreis eines Lebens, Wurzel, Wirkung, Atem, Liebe, Schmerzverströmen sind zusammengeballt, um die Atmosphäre des Wesens zu geben; um: nach dem Hindurchgang durch dieses Wesen es mit der weitesten Welt zu verbinden.

Man sieht Strömungen, die auch im allgemeinen Zustand der Menschheit regieren; zusammenfassende Tendenzen, Zug der Ent-Individualisierung, sozialistisches Bestreben, symphonischer Aufklang. Und nicht nur im Ausdruck einzelner Dichter. Zum erstenmal in der deutschen Literatur zeigt sich etwas wie: Chor, wie: Gemeinschaft. Überall keimt der Wille zur allgemeinen Hingabe, zu ethischem Zusammenhalt. Entfernt zwar noch, immerhin schon fühlbar, erleben wir das Kommen eines deutschen Romans, den es trotz lapidarer Einzelerscheinungen zwischen Wezel und Thomas Mann nicht gibt. Zusammengefaßt das, was Jean Paul, Klinger, Goethe, Fontane sind, ergibt keinen ausschließlich deutschen Roman, kein Kristall deutscher Besonderheit, wie Balzac, Flaubert, Zola, France, von den Enzyklopädisten zu schweigen, französisches Air geben — jeder und alle; oder Dostojewski, Gontscharow, Gorki, Saltykow das russische. Stimmen sind da, starke, großklingende; — nie reifer Chor; Sturmrufe aller Jahreszeiten und Erregungen, — kein letzliches Zusammenatmen. Auch hier sind wir Volk der europäischen Mitte, allem

Widerspruch der Zonen und Winde ausgesetzt, einem eigenen Stil fast verschlossen.

Noch heute scheint er kaum je erreichbar. Aber innere Gleichstimmigkeit gibt Ahnungen. Der Wille ist da. Gerade weil Fehler und Hindernisse schon bewußt geworden sind, dürfte die Vollendung sich weiterhin erschweren. Noch dokumentiert die neue Prosa sich nahezu allein durch die Novelle. Immer, gewiß, brachte Entwicklung der Epochen zuletzt den Roman, die auseinandergespreizten Fäden der Ideen und Anschauungen verdichtend, bis das geknüpfte Netz die Summe hinhält. In diesem Sinne Vorland ist die Novelle. Und hier ist Bestes schon geleistet.

Ich verweise wieder auf die schäumende Buntheit Edschmidscher Erzählungen, die aus Visionen überströmt, die das Existente immer gibt und im Existenten das unsagbare Reich der zeugenden und zerstörenden Kräfte. Heroischer Ton wird herzhaft angeschlagen, weist auf die Gewitter unseres Ursprungs. Bei Alfred Döblin wird der mystische Bezirk geöffnet. Das Phantastische eist sich los von allen realen Bindungen. Man wird interessiertester Zuschauer dieses Prozesses, bis zum Einbruch unterhöhlter Situationen, bis zur Defloration vermeintlicher Triebkräfte. Die Vielfalt der Bilder und Gestalten ist unerhört, mit knappster Kontur hingerissen, von seelischen und atmosphärischen Inhalten ausgefüllt. Er auch hat, zuerst, den großen neuen Roman gebaut, „Die drei Sprünge des Wang-lun". Der Roman ist China, in der Perspektive aber sehr viel mehr. Alle Figuren tragen in sich das Gewesene, Gegenwärtige, Zukünftige dieses Landes, seinen Geist, seine Hoffnungen und religiösen Ausbrüche. Doch jeder Ruf, jede Geste ist satt an der ganzen Welt. Ein ewig gültiger Mythos steht in den Tiefen des Hintergrundes. Das Gebäude dieser Dichtung ist mächtig geschichtet; es gibt nichts, weder uns selbst noch die geheimste Ader unseres Fühlens, das es nicht birgt. Auch ist am unhistorischen Motiv hier der Ansatz historischen Romans von größtem Format gegeben, außerordentlichen Hoffnungen aber Raum geweitet. — Carl Sternheim hat in den Ring seines dramatischen Werkes einige Novellen-Zyklen eingelegt, die Schwären der sozialen Krankheit kaltblütig aufgeschnitten. Hier steht alles in der

letzten Zusammengerissenheit der Form parallel zu der kritischen Zerstörung des Objekts. Die Unbeirrbarkeit des Anklägers ist groß. Schon ehe die Katastrophe sichtbar wurde, war von ihm die gesamte Schicht in allen morbiden Beziehungen durchfühlt und gerichtet. In diese Kerbe auch schlägt, mit nicht so zäher, dennoch hartnäckiger Kraft. Heinrich Mann, früh schon, als er die Satyrromantik des „Schlaraffenlandes“ schrieb, jetzt wieder in den Pamphleten der „Armen“ und des „Untertan“. Leonhard Frank wirft die überpolitischen Fragen der Humanität auf, als er den mörderischen Haß der Völker in peinigende Visionen füllt. Er ist Doktrinär wohl, hartgläubig, bitter, eisern; seine Prosagebilde haben das Schnittmäßige eines Grünwaldschen Grotesk-Martyriums. Auch von René Schickele, der am meisten den Feuerglanz des Dichters aussprüht, ist der Weg begangen, der über Grenzen und Scheiterhaufen fort in in den gemeinsamen Mutterschoß der Erde mündet. Er sieht diesen Weg, in Schmerzen beschritten, dennoch zwischen Narzissenfeldern führen. Gutes strömt immer aus seinem Wort, stark, von Innen heraus glühend, warmherzig, enthusiastisch. Es wird hell aus seinen Büchern. Däubler schoß zuerst Farbe, Licht in die neuen Satzgründe; Albert Ehrenstein entgötterte den wichtigtuerischen Ernst der zerströmenden Epoche definitiv durch Gelächter — ein Sarkasmus, der ansteckend, zynisch, ernsthaft die ganze Prosa nahezu durchsetzte.

Neben ihnen bleibt die eine große, der Erfüllung fast nahegewesene Kraft, die der Krieg erschlug: Gustav Sack. Zwei Werke liegen hier, „der verbummelte Student“, „ein Namenloser“; ein paar Novellen werden aus dem Nachlaß folgen. Sie haben die ganze blühende Welt in sich; sie sind erschüttert von den Schritten Pans, der heidnisch über die Erde stampft. Aber wenn sie an uns vorüberzogen, ohne große Sensationen, ist etwas wie der Blütenstaub der Schöpfung in unseren Brauen hängen geblieben. Wir fühlten, atmeten Gott. Das ist das Größte, was einem Dichter gelingen kann.

III.

Das sind Führende immerhin, erste Ideen- und Fackelträger, die vorausspsrangen. Sie mußten Bresche schlagen,

Licht in die Dunkelheiten zu reißen. Aber sie sind nicht alles. Man würde, sie allein in diesem Band versammelnd, das Bild verfälschen, die Proportionen ohne Zusammenhänge nehmen. So auch, nur in fast zufälliger Spitzen-Postierung, ist „Entfaltung" nicht gedacht. Tönung und Hintergrund gehören hinzu, der Anstieg also zur Epoche, Vorbereitendes, das schon von ihrem Wesen vorausatmet, Erscheinungen, die überleiteten und sich bestätigten, als andere Jugend erschien. Und die Erfüllenden dann, die das geschärfte Instrument von Sprache und geistiger Optik übernahmen, intensiver ausbildeten, die alle aufschießende Kraft bewußter überschauten. Die Wege der Einzelnen wohl differieren, wie die Anlagen. Letzthin aber ist gleichgültig, ob Gottfried Benn barocke Architektur schichtet, Werfel Mystik der Assoziationen, Kafka Dunkelheiten des Augenblicks durchpirscht, Steffen die Menschen vor den Spiegel der Liebe ruft, Meidner revolutionäre Instinkte stündlich hochpeitscht, Ernst Weiß das Tier im seelischen Gehäuse an die Erkenntnisse kettet, Paul Adler inbrünstig höchste Weisheit aufwühlt, Wilhelm Lehmann das Wachsende durchschweift. Die Entfaltung des Gewissens ist da, die dem Dichter die größten aufbauenden Ziele setzt: Welt aufzuschließen, Schächte des Unterirdischen zu erleuchten und Atmosphären ins Fühlbare hereinzureißen. Nicht durch wissenschaftliche Zergliederung, durch Linné und Mikroskop. Sondern durch die verdichtenden Kräfte des Dichters.

Es konnte in diesem Grundriß, so knapp er zu zeichnen war, der Essay nicht übergangen werden. Stärker als je ist er mit dichterischen Fluiden durchwirkt, drängt er mit reicher, schenkender Gebärde, hat er in manifestierender Bedeutung eine, den Zeitumriß bekennende, Kraft. Schon wird behauptet, daß im beginnenden literarischen Lebensalter ihm die besondere Führung zufiele. Sicher ist, daß sein Puls denselben Schlag hat, nach dem der Wille dieser Dichter taktiert. Hier ist volle Arbeit des Aufbaus, ist Gewissen und die Entfaltung klärenden Wollens.

INHALT

Vorbemerkung V
Alfred Döblin: *Der Kaplan* 1
Else Lasker-Schüler: *Wenn mein Herz gesund wär* . . 21
Max Brod: *Notwehr* 26
Theodor Däubler: *Paris* 50
Heinrich Mann: *Der Sohn* 61
Carl Sternheim: *Vanderbilt* 76
Leonhard Frank: *Die Kriegswitwe* 96
Annette Kolb: *Brief einer Deutsch-Französin* 126
Ludwig Meidner: *Winter anno 17* 134
René Schickele: *Das Hotel* 138
Albert Steffen: *Tod eines Politikers* 152
Martin Buber: *Der Psalmensager* 161
Franz Kafka: *Ein Brudermord* 168
Paul Adler: *Elohim* 171
Gustav Sack: *Der Rubin* 188
Wilhelm Lehmann: *Urahne* 193
Ernst Weiß: *Die Verdorrten* 200
Franz Werfel: *Der Dschin* 224
Kasimir Edschmid: *Kerstin* 236
Albert Ehrenstein: *Martyrium Homers* 250
Franz Jung: *Achab* 257
Gottfried Benn: *Querschnitt* 265
Notizen 279

ALFRED DÖBLIN: *DER KAPLAN*

Weich dünstete der Nebel über den Potsdamer Platz und schwoll vom Tiergarten her. Die Bogenlampen auf den hohen Kandelabern schienen weiß in der Luft; kleine schwarze Fahrräder tauchten auf, klingelten und verschwanden; zögernd schwirrten die Autos über das Asphalt. Über dem Spiegel des Asphalts erschienen Pferdebeine. Röcke, von denen der Regen troff, verzerrte Konturen von lackierten Droschken, Stimmen, Traben, Klirren, Rollen über dem Platz; in regelmäßigen Intervallen ein Pfiff.

Der Kaplan stieg aus der Untergrundbahn herauf und stand vor Stillers Schuhgeschäft. Über das regenblanke Trottoir zog er, den Schirm aufgespannt. Viele Menschen kamen hinter ihm her, überholten ihn. Eine kleine Schlanke huschte ihm zur Seite über die Bordschwelle, in einem himbeerroten Mantel glitt sie über den Fahrdamm, den Rock raffend, eine Pfütze umgehend; das schwarze Haar wippte in einem Knoten unter der runden Kappe. Die kleinen braunen Augen des Kaplans verfolgten die Bewegungen.

Dies war die Gestalt zu einer Stimme, die er in der Beichte gehört hatte.

Und der Gedanke bewirkte, daß er seinen Schirm tiefer über sich zog, den schmalen Kopf auf die fallende linke Schulter legte und ein paar Sekunden die Augen schloß. Ihre schlängelnden Bewegungen verschwammen im Nebel, das Rot leuchtete. Das Rot leitete ihn. Er lächelte ohne Widerstreben. An den erleuchteten Läden vorbei, folgte er, an Schnittmustern, Schaufenstern mit Fischbassins, stummen Antiquariaten, flimmernden Similibrillanten. Zigarettenreklame erlosch, grellte auf. Als sie in die Uferpro-

menade einbog an der Potsdamer Brücke, war er neben ihr mit langem drehenden Hals, vorgebeugtem Kopf. Irgendwie dankbar sah er ihr in das volle, erhitzte Gesicht, hob den schwarzen, feuchten Filzhut. Das Weiße ihrer langwimprigen Augen wurde sichtbar, der erschrockene schwarze Blick fuhr an seinem zugeknöpften Gehrock herunter, sie standen an dem Eisengitter. In französischem Akzent brachte sie heraus, daß es vielleicht ein Irrtum sei, sie kenne Hochwürden nicht. Als er wieder langsam nach dem Hut griff, löste sie die Hände von der kalten Eisenstange, wischte sich mit dem Taschentuch die Wasserflecke von den braunen Glacés, sagte, mit ruhigem Blick auf seine Tuchknöpfe und dann auf sein hingeneigtes, unverändert verbindliches Gesicht, daß sie sich freuen würde, mit ihm zu sprechen; sie sei fremd in Berlin.

Sie gingen unter seinem Schirm am Kanal entlang; die Kastanien schnellten plötzliche Regenschauer herunter. Das Fräulein sah auf den Boden, spazierte in Gummischuhen, die Füßchen spitzend, durch den Morast; ihre rote Hutschleife ragte wie ein Horn über der Stirn, über der verwirrten Linie ihrer Ponys. Sein magerer Oberkörper schaukelte wie ein Pendel. Er schwieg.

Vor einem Hause der Flottwellstraße tauchte sie unter dem Schirmdach hervor: „Ich wohne drei Treppen; Mademoiselle Alice Dufoult.“

Ohne es zu merken, kehrte er die Potsdamer Straße zurück, gelangte auf den dunsthellen Platz. Er hielt sich eine Viertelstunde auf vor Stillers Schuhgeschäft, vor dem er sie zuerst gesehen hatte; schließlich trugen ihn seine Beine vor die Schwelle, seine Hand klinkte die Tür auf; er kaufte in einer lächelnden Versunkenheit, sich nicht begreifend, eine Büchse Schuhcreme und überlegte einen Moment, wem er hier ein Trinkgeld geben solle. Und dann nach einem Hin und Her im Regen, unter dem der Nebel sank, über den Kemperplatz auf die dunklen Wege des Tiergartens. Er öffnete, als er allein auf einem großen Sandplatz stand neben einer Holzbude, seinen verschlossenen Schirm, sah in die finstere Wölbung hinein, stellte sich dicht unter ihn, geschmiegt unter ihn, wie eine Katze, die ihren Buckel gegen die streichelnde Hand hebt. So blieb

er in der Lache neben der Holzbude minutenlang, länger; es war ihm, als wenn er in einem warmen Bett läge und schliefe. Bis ein Junge vorbeistrich, ihn anrempelte und schreiend, als der Mensch hervortrat, davonlief quer über den Platz, purzelte, sich aufraffte, schrie durch die träufelnden Gänge. Rasch klappte der Kaplan den Schirm zusammen. In einer hellen Querallee stellte er hochblickend einen Fuß gegen das Podest eines Schmuckdenkmals, umging mit den Augen die Gruppe des Pferdebändigers. Ein Passant, den Kragen hochgeschlagen, beobachtete befremdet von einer Bank aus, wie der Kaplan mit dem Kopf ruckte, freudig sich streckte, seine Glieder bewegte, mit den Fingern zuckte; in den Waden des Kaplans spannte es, seine Knie krümmten sich; eine Ungeduld, wie plötzliche Kühnheit, überfiel ihn; er strampelte mutig, wie das edle Roß da oben.

Seinen Rosenkranz fühlte er in der Rocktasche; weiterschlendernd senkte er den Kopf über den Kragen, seine Hände falteten sich über dem Leib. Die kalten Tropfen rannen in den Nacken. Der magere Kaplan murmelte abgeblendet seine Gebete, die Stirn gerunzelt, die Lippen gespitzt.

An dem sonnigen Mainachmittag war der Tisch in ihrem Zimmer mit einer zitronengelben Decke belegt; blauer Flieder duftete in einer kleinen Glasvase; zwei Kaffeetassen standen vor einer Schüssel mit Streuselkuchen. Alice schaukelte in ihrem Stuhl. Robert neben ihr erzählte Witze; sein nackter spiegelnder Schädel glänzte; wenn er lachte und sein junges, blutrotes Gesicht ins Vibrieren kam, stieß er prächtige Fanfarenlaute aus; sie stopfte sich den Mund mit Kuchen. Alice hatte das blaue, faltenreiche Kleid an, das ihr die Mutter vor einem halben Jahr in Grenoble mitgegeben hatte: „Wenn du es vorsichtig trägst und nicht viel drauf sitzst, kannst du eine Weile damit auskommen.“ Als sie es zum zweiten Male trug im französischen Klub, saß Wahlen mit dem Monokel hinter ihr und gab ihr den etwas lädierten Hornkamm wieder, der aus ihrem Haarknoten in seinen Schoß gefallen war, er meinte, als sie aufstanden, ein Netz hielte sicherer; zog aus seiner Brieftasche eins hervor und demonstrierte es ihr mit dem Bemerken,

daß er weder Friseurgehilfe sei noch solche Instrumente fabriziere. Ein paar Wochen später zog er ihr eigenhändig das altmodische Kostüm aus und probierte mit ihr einen Kimono an, ein Hermelinjäckchen, eine Nachmittagstoilette aus altrosa Samt.

Wie Robert gerade die Backen prall aufblähte, aus einem Mundwinkel schräg die Zigarettenasche von der gestickten weißen Weste paffte und mit der mächtigen beringten Hand nach einer Papierserviette tastete, klopfte es und der hagere Kaplan trat ein. Alice verschüttete die Kuchenkrümel auf den Teppich: „Nein, das ist nicht möglich.“ Sie zog die Silben, blieb länger sitzen, um Zeit zu gewinnen. Dann richtete sie sich auf, nahm ihm den Hut ab und erzählte freudig, als sie zu dreien an dem Tisch saßen, gegen Robert gewendet, mit fliegender Röte und Blässe, wie reizend sich der Herr Kaplan ihrer angenommen hätte gestern im Regen. Der Kaplan saß zwischen ihnen beiden auf einem niedrigen Plüschfauteuil, mit dem Rücken gegen die Butzenscheiben des Fensters; Robert machte sich lang, betrachtete von oben die Tonsur des Gastes. Mit unsäglicher Dankbarkeit saß der Kaplan zwischen ihnen. Die zitronengelbe Decke betrachtete er mit den plattgedrückten Fransen, die Zinnkrüge auf den Konsolen. Dies stimmte alles, auch daß die Gardinen schmutzig waren und die Überhänge nicht paßten, die Brillanten dieses glattköpfigen jungen Menschen, das altmodische, blaue Kleid der Mademoiselle mit den Spitzenmanschetten. Er fand sich nachdenklich und ihm kam, ohne daß er es wußte, warum, der Einfall: Wie sich doch alle Dinge in der Welt erfüllen! Das Fauteuil geriet ins Rollen auf dem blanken Parkett. Als aber Alice nach seinem Arm griff, um ihn zurückzuziehen, zuckte der Kaplan aufgescheucht zusammen. Er flüsterte: „Bitte, fassen Sie mich nicht an.“ Sie fragte: „Was haben Sie?“ Er wurde blasser, sagte, er wäre so empfindlich an den Händen. „Aber doch nicht an den Armen.“ „Etwas an den Armen auch, bitte!“ Sie tupfte in seinen Handteller; er krümmte sich, der Schweiß stand auf seiner Stirn, so daß sie sich abwandte: „Gott, sind Sie komisch.“ „Ja, entschuldigen Sie, mein verehrtes Fräulein, Sie auch, mein Herr, es ist vielleicht Gewohnheit, ich mache mich gewiß

lächerlich." Darauf entstand eine Stille zwischen ihnen, weil der Kaplan sich nicht wieder in die Höhe richtete, sondern immer die Parkettfugen studierte. Robert schnüffelte, schüttelte, immer mehr belustigt, den Kopf; er knipste an seinen Manschetten: „Aber das ist ja zum Totlachen, Herr Kaplan, oder wie nennt man Sie. Da gehen Sie auf die Straßen, wie so, na, ich will mal sagen, ein Flaneur, und werfen Ihre Blicke um sich auf die Töchter des Landes." „Ich freute mich über Mademoiselle Dufoult und war glücklich, sie kennenzulernen."

„Sie sind ja ein großartiger Mensch. Wirklich, Sie gefallen mir außergewöhnlich. Man soll niemals sagen, daß es irgend etwas im menschlichen Leben nicht gibt."

Der Kaplan ließ einen verehrenden Blick auf dem breitbrüstigen Herrn liegen.

„Sie sind solch rüstiger Mann, mein Herr. Ich bewundere Sie; Sie scheinen wie aus Eisen geschnitten."

„Na, ich danke. Hab gedient; bin noch halber Soldat!" Er legte die Hände auf seine Knie: „Menschenskind, nun sagen Sie, was machen Sie hier? Störe ich etwa jetzt, Sie und dich, Alice?" Er lachte und prustete gewaltig. Sie schwankte zwischen entrüsteter Haltung und Vergnügen; ihre feine lange Nase bog und streckte sich:

„Robert, nimm dich doch etwas zusammen." Sie konnte nicht weiter, platzte heraus in ihr Taschentuch.

„Soll ich rausgehen, Alice, ja?" Er quietschte schon. „Aber ich kann doch durchs Schlüsselloch gucken? Entschuldigen Sie, Hochwürden, die Sache nimmt mich gewaltig mit."

Der Kaplan lächelte freundlich von einem zum andern, zog sein Fauteuil ganz an den Tisch: „Lachen Sie doch, wenn es nur auf meine Kosten ist. Ich bin gern unter fröhlichen Menschen."

Der neben ihm schrie aus vollem Hals: „Gottes willen, du mußt mir den Kragen aufmachen, Alice, den Schlips."

Sie wälzte ihr Gesicht auf dem Tischtuch: „Ich kann ja selbst nicht. Hochwürden muß eine schöne Meinung von uns kriegen, Robert."

Und wieder sagte der Kaplan ruhig: „Aber nicht doch. Ich bin nur froh, daß ich hier sitzen und alles mit an-

sehen darf." „Ja, ja, Alice, er hat recht;" mit tränenden Augen richtete sich Robert auf, wischte sich, betrachtete plötzlich gähnend und etwas betreten den schwarzen Herrn im Fauteuil. „Trinken wir eine Tasse Kaffee zusammen. Vielleicht erzählen Sie uns etwas von ihrem Klosterleben, Herr Kaplan. Man muß die Situation ausnutzen."

„Gern will ich Ihnen erzählen. Wenn es Sie nicht betrübt, ernste Dinge zu hören. Gern will ich Ihnen erzählen."

„Betrüben, keine Rede. Nehmen Sie Zucker? Wie kommen Sie auf betrüben?"

Während die Tassen klirrten, das junge Hausmädchen in hellblauer Schürze Milch brachte, fixierte Robert öfter den Kaplan, der mit seiner melodischen Stimme zur Mademoiselle sprach. Robert kratzte sich das Kinn, wurde wortkarg. Der Kaplan fiel ihm auf die Nerven, der verrückte Gast machte sich in einer sonderbaren Weise breit.

Alice legte die Arme von hinten um seine Schultern: „Du, hab ich dich verletzt." „Na, na, laß mal, Alice. Setz dich nur wieder hin. Es ist was Geschäftliches, fiel mir plötzlich ein. Brr, mein Kaffee ist kalt geworden." Der Kaplan schob den Fauteuil zurück: „Ich darf mich jetzt verabschieden?" Robert drückte sich hoch. „Lieber Herr, Sie laufen weg. Die Sache eilt nicht; übrigens: wir gehen zusammen." Alice, ein Knie über ihren Stuhl schiebend, hielt stumm Robert in den Augen, der an ihr vorübersah. „Also, liebe Alice, nur eine halbe Stunde; du entschuldigst mich." Sie gingen über die Schwelle; Alice bückte sich neben der Chaiselongue, brachte mit kalter Miene Robert die dünnen Seidenhandschuhe nach, pfiff im Zimmer vor sich hin, auf der Schwelle stehend, die Nägel ihrer linken Hand betrachtend. Der Kaplan und der Reserveleutnant von Wahlen marschierten die Tiergartenstraße herauf; beide atmeten kräftig. „Ja, das ist mal reizend," fing der robuste Mann an, „daß ich einen richtigen Menschen treffe, ein Unikum, nehmen Sie mir das nicht übel. Mir ist zwar wirklich nicht klar, was Sie von meiner Freundin wollen, aber das ist ja egal. Sie sind vorzüglich, Ihre ganze Art gefällt mir."

„Sie dürfen nicht so weiter reden, Herr von Wahlen, wenn Sie wollen, daß ich mit Ihnen gehe."

„Keine falsche Bescheidenheit, Hochwürden. Alles an seinem Platz. Also, ich wollte Sie um einen Gefallen bitten." Er hakte sich bei dem langen Kaplan mit seinem linken Arm ein. „Es wird mir etwas schwer, es Ihnen vorzutragen. Die Sache ist heikel. Ich rechne darauf, daß Sie solch besonderer Mensch und schließlich auch von Berufs wegen Geistlicher sind. Das paßt faktisch tadellos zu Ihnen, der Kaplan, wie angegossen!"

Als sie minutenlang weiter gegangen waren, wandte der Kaplan sein glattes Schauspielergesicht zu ihm: „Wollten Sie nicht sprechen, Herr von Wahlen?"

„Freilich, freilich, kommt schon. Die Sache wird mir schwer. Also mit einem Wort gesagt: es handelt sich um ein früheres Verhältnis, genauer gesagt, um mein letztes. Alice nicht, mein voriges. Sie sollen mir helfen, Herr Kaplan."

„Gern, ich stelle mich Ihnen gern zur Verfügung. Erzählen Sie mir von der Dame, welche Situation vorliegt. Lassen Sie sich die Besprechung doch nicht schwer werden."

„Nee, kommen Sie mir nicht mit Situation und Dame und so, lieber Herr. Sie sollen mir das Mädchen abnehmen, wenn ich's denn mal rausbringen soll!" „Wie meinen Sie?" „Scheußliches Wort, ja, abnehmen. Das Drum und Dran der Geschichte können Sie sich allein denken. Aber Sie sind Menschenfreund und mein Mann." „Ach, was soll ich mit dem Mädchen machen, Herr von Wahlen; ich tue Ihnen ja gern jeden Gefallen." „Nur keine Angst, Herr Kaplan. Sie beißt nicht. Ich muß das von Ihnen verlangen. Sie dürfen sich nicht sträuben. Sie können dem Freund Ihrer Alice, Ihrer Alice, aus dem Sumpf helfen." Sehr bleich und schmerzlich verzog der Kaplan das Gesicht: „Lassen Sie das, lassen Sie das, das sind schon nicht mehr Witze."

„Pardon, hab ich falsch gemacht, bitte um Entschuldigung, Hochwürden, ist so meine Art Witze, ist mir vorbeigeraten."

Dem Kaplan baumelte der Kopf vor der Brust, seine Hände falteten sich vor der schüsselförmigen Vertiefung, die sein Leib war: „Was soll ich mit der Dame, mit dem Mädchen machen?"

„Am besten, Sie stellen Sie auf den Kopf und schlagen

ihr einen Nagel in jedes Ohr, dann steht sie bombenfest. Im übrigen lassen Sie sich von mir in flagranti erwischen."

Der Herr im schwarzen Gehrock schwieg, dann flüsterte er: „Das sind gräßliche Dinge." „Weiß ich." „Das sind ekle Sachen, Herr von Wahlen." „Weiß ich."

„Bitte, eine Frage, Herr von Wahlen, mißbrauchen Sie mich nicht, Sie lieben Fräulein Alice Dufoult wirklich? Meine Frage wird Sie nicht kränken." Dabei sah er dem energisch ausschreitenden breitschultrigen Mann, dem der weiße Strohhut schräg tief in der Stirn saß, bettelnd in die zwinkernden grauen Augen. Sie schwenkten in die Fasanenallee ein; elegante Equipagen fuhren vorbei; der Herr neben dem Kaplan winkte und grüßte oft. Er kicherte, nervös belustigt: „Etwas komisch, wie Sie fragen, verzeihen Sie. Wenn Sie wollen: ich liebe Fräulein Alice; es liegt mir an ihr."

„Und es erfreut Sie, wenn ich diese — Sache übernehme?" Der muskulöse Herr im Strohhut blieb angewurzelt stehen, es fuhr ihm schneidig aus der Kehle: „Na, sind Sie komisch; ich komme doch zu Ihnen damit."

„Dann will ich Ihnen behilflich sein, lieber Herr. Verzeihen Sie mir. Aber gehen wir doch weiter. Seien Sie versichert, leicht wird mir das alles nicht. Denken Sie nicht falsch von mir." Immer wieder errötete er und wich den scharfen Blicken des Leutnants aus. „Mal keine Redensarten, Hochwürden," damit klopfte er dem Kaplan auf den Rücken, „wir haben es alle nicht leicht. Wenn ich Ihnen erzählen würde von mir allerlei, Sie würden staunen." Der Kaplan atmete freier. „Ich bin ja zufrieden, wenn es Ihnen gut geht und wenn ich Sie nicht gekränkt habe."

Leicht angewidert wehrte der elegante Herr ab; er streckte die Hand hin, schob den Kaplan beiseite: „Na, Schluß. Mal keine Redensarten. Auslagen ersetze ich Ihnen natürlich. Sehen Sie zu und trösten Sie sich, wir müssen alle unser Päckchen tragen. Das ist mal so im Leben. Auto! Auto! Puh!"

Das war eine andere Wohnung, als die Alice Dufoults. In einem westlichen Gartenhaus ein mäßig dunkler Korridor und dann ein langes, schmales Zimmer. Eine Petroleumlampe auf der Kommode; eine gelbe spanische Wand vor

einem Bett; Haussegen, patriotische Bilder an der Wand. Vor dem Fenster der unbedeckte vierbeinige Ausziehtisch und Rohrstühle. Berta saß in weißer Untertaille und rotseidenem Rock hinter der Gardine und kaute einen Apfel. Sie hatte ein festes energisches Gesicht und lebendige blaugraue Augen. Ihre nackten massiven Arme waren weißgeschminkt, die Hände noch rot.

Als der Kaplan klopfte, wollte sie nach ihrem Umschlagtuch greifen, rief aber gleich: „Immer rinn!" Der Kaplan schloß die Tür hinter sich; sie riß den Mund auf: „Nanu, was ist denn das für einer? Sie sind wohl von der Heilsarmee?"

Der Kaplan murmelte seinen Namen. Sie winkte ab: „Bei mir ist nichts zu machen damit. Hier wird überhaupt nicht hausiert." Lauter nannte der Kaplan seinen Namen, buchstabierte, trat mit dem Hut in den Händen näher.

Da kreischte sie auf, warf ihren Apfel, daß er zerplatzte, über den Tisch: „Jesses, Sie sind das! Der mir Gesellschaft leisten soll, bis Robert wiederkommt. Nu schläg's aber dreizehn, nee, kommen Sie mal ran, setzen Sie sich mal hin."

Der Kaplan rückte sich einen Stuhl zurecht: „Ich freue mich, Sie kennenzulernen, liebes Fräulein. Herr von Wahlen hat mir viel Angenehmes von Ihnen erzählt." „Nu fangen Sie mal nicht aus die Ecke an. Sie, die Geschichte mit dem Verreisen glaub ich schon lange nicht. Das können Sie Robert sagen. Das ist eine Drückebergerei. Aber —" und da quietschte sie auf und schlug sich die Hände vor den Mund: „Menschenskind, wie sehen Sie bloß aus! Was haben Sie für einen katholischen Rock an! Zum besten scheint's Ihnen auch nicht zu gehen."

Peinlich berührt seufzte der Kaplan: „Sprechen wir doch lieber von etwas Schönem. Wie mir Herr von Wahlen sagte, lieben Sie gelbe Rosen sehr. Ich habe mir erlaubt, Ihnen dies Sträußchen mitzubringen. Ich bitte Sie, wollen Sie meine freundliche Gesinnung daraus erkennen." Sie betrachtete ihn aufmerksam und mit Teilnahme. „Da hat Sie Robert aber schön reingelegt. Der Filou, das sieht nach ihm aus. Die gelben mag ich grade nicht. Warum machen Sie sich aber bloß nicht wenigstens den obersten Knopf

auf? Sie werden sich noch erkälten. So 'ne Tuerei steht einem jungen Mann gar nicht."

„Wenn Sie wollen, mache ich mir den obersten Knopf auf."

„Natürlichement. Mit etepetete kommt man bei mir überhaupt nicht weit. Wissen Sie übrigens Männeken, was ich Ihnen sagen will?" Sie kaute ihren Apfel: „Ich meine von wegen die Geschichte mit Ihnen und Robert: da liegt eine gemeine Schiebung vor." Und sie fixierte ihn schlau.

Gequält sah ihr der Kaplan ins Gesicht und studierte vertieft ihre Züge; er äußerte ein paar stimmlose Sätze.

„Sie markieren den Scheinheiligen, mein Lieber. Lassen Sie man sein. Sie sind Strohmann von dem Filou. Und weil Sie schüchtern sind mit Damen, ist Ihnen ganz paß, daß der Filou Sie so deichselt. Was?"

Nach einem weiteren tonlosen Satz fuhr der Herr im schwarzen Gehrock stockend fort: „Ich will Ihnen sagen, mein Fräulein, in gewissem Sinne haben Sie ganz recht. Ihre Vermutung ist zum Teil nicht unbegründet."

Sie schmetterte ihre Faust auf die blanke Tischplatte, fuhr hoch: „Wissen Sie, Sie sind zum Piepen. Wenn ich Ihnen nu eins runterlatsche, — wie ist es dann mit der Vermutung?" Er verfolgte sie freudig, seine Stimme klang befreit: „Ja, das wäre ganz passend und es würde mir recht geschehen."

Das Gelächter Bertas wollte sich nicht beruhigen:

„Wissen Sie, Amsel oder was Sie sonst für 'nen Vogelnamen haben, Sie sind zum Heulen. So ein Gerissener wie der Robert ist, der hat sich wieder mal den Richtigen rausgesucht. Bleiben Sie man sitzen. Sie können einem leid tun. Ich mache Ihnen noch einen Knopf auf." Sie stand mit ihrem bloßen Arm hinter seinem Stuhl, drückte ihn an seinen Schultern herunter: „Ordentlich rausfüttern müßte man Sie. Ich bring Ihnen nachher was zum Essen. Na nu sagen Sie mal, Mamsell, wie steht's denn eigentlich mit uns? Wie sind wir denn beide dran? Sie mögen mich wohl nicht?" Er steckte zwischen ihren Armen; sein glattes Gesicht füllte sich, wurde gedunsen.

Sie ließ ihn los, angelte sich ihren Stuhl; seinen Hut patschte sie ihm auf die Erde; ihn zog sie zu sich auf den

Schoß. Er schluchzte leise. Sie sah zu ihm herauf; er drehte den Kopf weg. „Was hast du denn, Mamsell?" „Nichts." „Nanu, du heulst doch." Er schluchzte unterdrückt: „Es ist wirklich nichts. Mich regt nur alles so furchtbar auf." Er lächelte sichtlich zu ihr herunter. „Lang bist du, Mamsell. Komm doch mal runter zu mir. Runter mußt du."

Sie ließ das hilflose Menschengerüst halb über ihre Knie rutschen. Berta erstaunte: „Gotte doch, ich tu dir ja nichts. Du bist doch ein propperer Kerl. Mal was Besonderes. Das ist ein feiner Gedanke von Robert gewesen, statt dem ausgebliebenen Geburtstagsgeschenk."

Der Kaplan lag zwischen ihren Armen; mit den Knien wippte er gegen den Boden; er balancierte sich mühsem auf ihrem Schoß zurecht; er wollte sich oft aufrichten und tastete nach seinem Stuhl, fiel wieder zurück. Sie bückte sich über ihn. „Soll ich dich mal ordentlich abknutschen jetzt, Mamsell, weil ich dich grad so habe; für die gelben Rosen, daß dir die Ohrlappen brennen? Was meinste?"

Er flüsterte nach einer Pause, mit einem versonnenen Ausdruck: „Willst du das tun? Berta? Ja, so tu es doch."

Sie küßte ihn weidlich, auch seinen Kopf, wobei sie mit einem Blick auf die Tonsur klagte, daß ihm schon die Haare ausfielen. Er hob sich währenddessen immer mehr an ihr Gesicht, drängte sich gegen ihren Mund. Sie streichelte ihn: „Was machst denn, Mamsell?"

Er blickte mit verwirrten Augen an die geweißte Wand: „Nur träumen tu ich."

„Scheint dir ganz gut zu schmecken." Schwach lächelnd saß er wieder auf seinem Stuhl. Sie zog sich gegen das Fenster, lockte ihn: „Na, mein Junge, hängste noch an der Stange? Komm mal zu mir; komm doch mal her. Gibt Zucker. Beine durchgedrückt. Immer feste ran an die Gewehre." Ihren feisten Hals hielt sie ihm entgegen, er legte sein Gesicht an, schwindlig, mit geschlossenen Augen. „Nee, du begaunerst mich. Augen aufgeklappt. Siehste."

Am Sonnabend suchte der Kaplan seinen Beichtvater, den Bruder Vincenz auf, der neben ihm wohnte. Er öffnete sich dem Pater, breitete es vor ihm aus, führte den entsetzten Mann vor alle Dinge. Schließlich gingen sie auf das Zimmer des Kaplans; der schloß seinen Schrank auf,

zeigte den Schirm in der Ecke, der mit Bindfäden zugebunden war. Auf den Wunsch des Paters spannte er den Schirm, hielt ihn lächelnd über ihre Köpfe mitten im Zimmer. Friedlich und ganz unzugänglich blieb er: „Ich will alles tun, was Sie für nötig erachten. Nur habe ich das Gefühl, das unabweisbare, unbezwingliche Gefühl, daß ich nicht verstoße gegen die heiligsten Vorschriften mit meinem Tun.“ Der elastische grauhaarige Pater setzte sich, die Arme kreuzend, auf einen Schemel unter dem Bild des gemarterten Sebastian, der zum Himmel blickt, während ihm die Pfeile im Fleisch stecken: „Wenn ich Sie nun nochmal frage, Bruder Anselmus, ob Sie unzüchtige Gedanken gehegt haben in den Straßen oder in den Wohnungen, unzüchtige Bewegungen ausgeführt oder geduldet? Was antworten Sie ohne jeden Umschweif?“ „Ich habe keine Unzucht getrieben und nichts Schlechtes gedacht. Halten Sie mich nicht für einen Verbrecher. Ich habe eine sanfte Empfindung für die Frau mit Namen Alice Dufoult, aber ich kann nicht drüber sprechen. Ich dachte, vorhin, als ich den Regenschirm über uns beide ausspannte, fühlten Sie es auch.“ „Bruder Anselm, Sie sind verliebt in das Mädchen, Sie begehren sie.“

„Das sind Worte, die mich nicht treffen. Ich habe eine sanfte Empfindung in mir, die sehr stark ist. Ich bete und mein Gebet ist innig. Ich fühle mich in keiner Weise geändert.“ Und dann schwammen seine Augen, er berührte den Pater am Ärmel. „Meine Auffassung klingt unmöglich, ich weiß. Ich staune, was mit mir geschehen ist.“ Wieder hielt er inne; seufzte mit einem Blick auf den umgefallenen Schirm, den Beichtvater, die kahle Zimmerwand. „Freilich schillert manchmal alles, jedes in mir, bewegt sich von mir weg. Dann habe ich den Wunsch, daß ein Ende einträte damit. Verstehen Sie das?“ Der Pater schüttelte den Kopf und schwieg. Als er sich erhob, gab er dem Kaplan eine kleine, kleine Bedenkzeit.

Am Abend, als es regnete, nahm der Bruder Anselmus, Bertas Haus verlassend, eine Droschke, fuhr vor Wahlens Wohnung. Wahlen war nicht zu Hause. Auf das Drängen des Kaplans nannte der Diener die Telephonnummer, unter der sein Herr zu erreichen war; führte den Gast in das

Rauchzimmer. Auf den Ofen standen zahlreiche Photographien, auch Bertas, Alices, mehrere Ballettdamen, einige phantastisch schöne Köpfe. Beim Anblick eines dieser schwermütig feinen Gesichter wurde der Kaplan von solchem schweren krampfenden Mitgefühl ergriffen, daß er sich auf einen türkischen Sessel setzte und den Diener bat, die Verbindung noch nicht herzustellen. Er fragte den Mann in der Livree nach einem andern Apparat in einem andern Raum. Und ging mit dem Erstaunten durch viele Zimmer in die Küche hinaus, flüsterte, er könne auch die leiseste Rauchluft nicht vertragen. Allein telephonierte er dann. Seine Stimme tremolierte. Eine Damenstimme kicherte; für Privates wäre aber der Herr Leutnant jetzt auf keinen Fall zu sprechen, die Stimme flötete ihm ein paar Scherzworte zu, und wie er denn heiße, wie groß er sei, ob er einen Schnurrbart trüge. Und dann entfernt vom Apparat flüsterte sie vernehmlich: „Du, das scheint dein verliebter Pfaffe zu sein. Ich hör' nebenan mit zu?" Mit angehaltener Erregung sprach der Kaplan: „Ich war zweimal bei Berta. Warum kommen Sie denn nicht? Wo bleiben Sie?" „Sind Sie denn schon so weit, Hochwürden?" „So kommen Sie doch." „Eilt ja nicht, Hochwürden. Sie gefällt Ihnen wohl nicht? Na, will dafür bald mit was anderem aufwarten. Übrigens —" Er lud den Kaplan zu einem kleinen Maskenspiel ein, das morgen in der Wohnung Alices stattfände; Alice bäte ihn dringend zu kommen; sein Inkognito würde gewahrt bleiben.

Dem Kaplan spannte sich die Brusthaut vor Schmerz. Er rieb sich die Ohren; ein leiser Schreck war durch ihn gefahren, ohne daß er wußte, worüber. Er atmete tief, noch vor dem Apparat; seine Lungen wagten nicht auszuatmen. Er wollte Alicen sehen.

Und zu einer japanischen Frühlingslandschaft war die kleine Wohnung der Mademoiselle gestutzt worden. Drei lustige Französinnen liefen zusammen, Sinnloses schnatternd. Sie sprangen auf Stelzen von einem Zimmer ins andere, wedelten mit kleinen Fächern. Ein deutsches elegantes Fräulein hatte sich eine turmhohe japanische Perücke aufgestülpt und schiefe Augenlinien geschminkt; sie hielt sich krähend an die Herren. Das waren Robert und

zwei Männer, die sämtlich im schwarzen Trikot als Athleten und Gaukler bizarre Purzelbäume schlugen, hin und wieder ein merkwürdiges Glockeninstrument klöppelten, das sie am Handgelenk trugen. Als der Kaplan erschien, kam Robert wie ein Dämon unter die rosa Ampel des Korridors gestürzt, hielt ihn fest: „Sie dürfen nicht so herein. Maske. Lassen Sie mich überlegen.“ Verschwand im Wohnzimmer, wo es sofort stille wurde und Tuscheln entstand; dann führte er den Kaplan in Alices Schlafzimmer. Alice erschien, nur an der Stimme kenntlich, in gelbseidenem Mantel mit tollen Fabelstickereien, einen züngelnden Katzenkopf vorgebunden. Als sie die weißen Sachen für den Kaplan aus einem Schrank herausholte und auf die grüne Chaiselongue ausbreitete, wurde sie sehr langsam in ihren Bewegungen; Robert zeigte ihr dies und das, was sie dann auch hinlegte; er drängte sie, schob sie, als sie zum Schluß zögernd vor der Chaiselongue stehen blieb, zur Tür hinaus: „Hochwürden wird sich vor uns schämen.“ Hochwürden aber lachte und fieberte; er war leidend, hilfsbedürftig und fühlte dabei mit Entsetzen, daß ein Rausch von seinem Kopf und seiner Brust Besitz nahm, daß eine wilde Begierde über seine Arme, über seinen Mund schlich. Er knüllte mit raschelnden Händen an den Sachen, sah sich im Zimmer um. Automatisch zog er an, was man ihm hingelegt hatte. Schwindlig ging er auf den Zehenspitzen über den Korridor in die bunten Zimmer. Gelächter, Kreischen und Wiehern empfing ihn. Die Damen, nachdem sie herbeigerannt waren, versteckten sich in die verhängte Ecke des Zimmers, die vier Herren tobten um ihn im Kreis; sie stampften bockbeinig einen wütenden Ringeltanz um ihn und zerrten ihn durch die Zimmer. Weit schlotterte und wehte, entblößend um seinen schmächtigen Rumpf, das rotgebänderte ausgeschnittene Nachthemd Alices; ein grünes Seidentuch, ein Zigeunertuch, hatte er über die nackten, dürren Schultern gespreizt. Die Herren rissen es ihm aber ab, legten es über, bliesen es weg. Perlenbesetzte Nachtpantöffelchen schleifte er an den Zehen, hellblau durchbrochene Strümpfe rutschten ihm herab von den Stöckerbeinen; über die angeklemmten Strumpfbänder stolperte er. Er hatte nicht gesehen, was er anzog; er tanzte mit

den Herren, freute sich, suchte Alice, und lachte, weil alle lachten und hätte gern gesehen, daß sie mitlachte. Seine langen, graublassen Arme schwang er über seinen Kopf; wie die Gebeine eines Totentanzes wehten und sanken sie oben durch den Dunst. Die Katzenmaske griff ihn, als er zum zweiten Male durch die Wohnung gewalzt und gewirbelt wurde, am Hemdenausschnitt, fauchte die Herren weg, zog ihn auf den Korridor. Sie riß sich die Fratze ab; ihr Gesicht glührot bebte: „Was tun Sie hier in den Sachen, Hochwürden? Was lassen Sie sich bieten?" „Wer bietet mir etwas? Ich weiß nicht, daß mir irgend jemand etwas bietet." „Es ist schon ganz unnatürlich, was Sie mit sich machen, Hochwürden." Der Kaplan sah an dem wallendem Hemd herunter, spielte mit den roten Bändern, während sie sich abdrehte: „Nehmen Sie doch die Hände davon." Er zitterte sichtlich: „Ich finde, daß Sie mich alle mißverstehen." Resolut riß das Fräulein die Tür zu ihrem Schlafzimmer auf: „Ziehen Sie sich um und gehen Sie. Kommen Sie nicht wieder herein. Morgen will ich Sie sprechen, Hochwürden. Ich muß Sie sprechen." Er stöhnte: „Ich will hier bleiben bei Ihnen. Was wird morgen sein? Warum schicken Sie mich hinaus," sie war schon fort.

In der Nacht heimkehrend steckte er die Gasflamme in seinem Zimmer an. Aus seinem Schrank hob er mit schwankenden Armen den schwarzen Regenschirm, tastete nach der Büchse Schuhcreme im Fach. Er fingerte unsicher über Schirm und Büchse, packte sich auf einen Stuhl unter dem Bilde des heiligen Sebastian, warf sich in einer unbezwinglichen Bewegung auf den Boden, aufgewirbelt und fast ohne Besinnung, schrie: „Herr, mach ein Ende! Noch Sekunden laß mich irren, noch Minuten, wenn du es willst, nicht länger, Herr ein Ende!"

Als er morgens erwachte, brannte noch das Gas über ihm. Er war am Boden eingeschlafen. Er fand sich voll inwendiger Sehnsucht nach Alice und hatte das Gefühl, daß dies ein gebenedeiter notwendiger Tag sei.

Er ging durch das Seitenportal seiner Kapelle auf die Straße. Er blickte sich scheu um; über sein weißes Priesterkleid und die Stola hatte er eine lange Pelerine geworfen; sein Kopf bloß. Am Rand des Rinnsteins in der stillen

Straße schlich er; ein Wagen knatterte über Steine; er winkte, stieg ein. Blendende lebendige Frühlingssonne in allen Straßen. Der Potsdamer Platz tauchte auf, menschenwogend, von Wagen durchschwungen. Stillers Schuhgeschäft glitt vorbei. Läden an Läden, eine Allee von Schaufenstern; die grünen Kastanien und Buchen des Schöneberger Ufers. Kein Nebel, jedes aufblühend, schmelzend, hinfließend, alles du und du. Die Pelerine, die auf den Rücken umgeschlagen war, zog der lange Kaplan nicht nach vorn zurück, als der Wagen hielt; in der Flottwellstraße stieg er langsam aus der Droschke, ging ruhig an den Staunenden vorbei in das Haus Alices. Rauchige Luft in ihrem Korridor, die Lampions und Girlanden hingen noch und lagen zertreten auf dem Flurteppich. Als er den Korridor betrat und alles schwieg, kam ihm vor, als ob er auf Daunen einherginge. Er dachte zärtlich: wohl euch, was habe ich euch beschert.

Im Wohnzimmer setzte er sich an das Fenster; das Zimmer völlig ausgeräumt; der Parkettboden zerschrammt, mit duftendem Wein und Bier begossen, ein kleiner Haufen grüner und weißer Scherben mitten im Zimmer unter dem bebänderten Kram. Wie sich der Kaplan halb zur Seite wandte, stand in einer Erkernische etwas Buntes; er faßte hin; es waren die Strümpfe Alicens, die er gestern getragen hatte, mit Apfelsinen ausgestopft, an einer Korsettstange darüber baumelte ihr Hemd, mit Rotwein begossen, den Abschluß oben bildete eine Mütze aus Silberpapier; er erkannte, es war eine runde Priestermütze. Er streichelte leidend den Haufen: wie gut sind sie, und was muß ich ihnen antun! Der Aufbau raschelte hin, als er ihn losließ. Seine Oberlippe zuckte. Er sollte warten; hörte nebenan im Schlafzimmer Alicens Wasserplätschern, warf die Pelerine wie zum Schutz ab über die Figur und ging ohne zu klopfen hinein. Sie tauchte grade die Hände in das Becken; gellte kurz, stürzte ins offene Bett, verschwand unter der Decke. Der Kaplan blieb an dem Waschbecken stehen, sagte leise, langsam und ruhig, warum sie erschrecke; er wünsche sehnlich mit ihr zu sprechen. Unter dem Deckbett wühlte es: „Rufen Sie sofort das Mädchen." Er schloß die Tür; setzte sich auf die Bettkante, streichelte ihre Kopf-

konturen auf der Decke: „Ich will mit Ihnen sprechen. Sie dürfen sich nicht mir vorenthalten. Stehen Sie auf." Ihr Gesicht kam hervor, sie sprang hinter ihm am Fußende heraus; stellte sich, im Unterrock mit nackten Füßen und halboffener Brust, Konfetti im hängenden Haar, jenseits des Betts an die Wand. „Hochwürden," sagte sie halbweinend, „was wollen Sie von mir? Warten Sie draußen." Er blieb auf der Bettkante sitzen mit strahlendem Ausdruck: „Seien Sie doch ruhig, Fräulein Alice. Seh' ich aus, wie einer, der Ihnen etwas tun will? Seien Sie ruhig und lassen Sie mich hier." Sie hing sich ihren Kimono um, rauschte auf ihn zu, konvulsivisch ausbrechend warf sie sich vor ihm hin und wühlte Hals und Kinn, Konfetti regnend, in den weißen Stoff über seinen Knien. „Hochwürden, was wollen Sie so früh kommen. Ich will nicht mehr hierbleiben, keine Minute länger. Was Robert macht, ist schändlich, ist unerträglich. Ich ertrag es nicht. Sie müssen mir hier weg helfen." „Robert ist kein Schurke; er ist kein Schurke. Wie können Sie so sprechen!" Sie schrie: „Was sind Sie für ein Mensch. Ich will nicht, daß Sie sich durch den Sumpf ziehen lassen von ihm. Wenn das so fort geht, will ich Sie nicht sehen und Robert nicht sehen. Hochwürden, was hab ich erduldet von diesem Mann. Ich habe in den letzten Wochen alles gesehen. Lieber will ich Hunger und Durst ertragen, als mit ihm länger zusammen sein. Ich weiß, daß Sie mir gut sind, helfen Sie mir." Der Kaplan war aufgestanden; sie stand dicht an ihn gedrängt.

Er flüsterte mit unbeweglichem Gesicht: „Hier ist keine Rede von Hilfe. Woher wissen Sie, daß ich Ihnen gut bin." Er zitterte, als sie ihn anblickte: „Aber jetzt glaub ich, daß Sie mich nicht mehr mißverstehen. Mein Gott, es scheint durch meine Poren zu dringen." „Was ist Ihnen?"

Der Taumel berührte sein Gehirn .Er hielt nicht mehr stand. „Ich weiß, ich bin dir gut ,Alice. Und gleichzeitig höre ich dich gar nicht. Ich kann mich anstellen, wie ich will, ich höre nicht, was du sagst. Es schwingt in mir nicht mit. Ich bin dir gut, und du verschwindest vor mir. Wie heißt du?"

„Alice, Alice Dufoult."

„So gut bin ich dir. Du mußt dich nicht beklagen. Ich

beklage mich auch nicht. Ich weiß nicht, was du verloren hast. Wenn du vor mir stehst in diesem Zimmer, bist du ohne Fehl, und ich bin ohne Fehl. Du bist mein. Und darfst dich mir nicht vorenthalten."

Sie riß an seiner Stola: „Du darfst nicht diesen Mantel tragen, wenn du mich anfaßt."

Er lachte mit einer quellenden Heiterkeit: „Faß meinen Mantel an, faß die Stola an. Ich bin Priester. Fürchte dich nicht."

„Aber ich fürchte mich nicht, Anselm."

„Nein, das sollst du nicht. Nur ich muß mich fürchten. Und tu's nicht, und wills nicht tun."

Sie streichelte seine Hand, die er sich vor den Mund hielt, als wollte er sein Lachen darauf festdrücken und festklammern.

„Und wenn mich einer anklagt und ich verdammt werde, Alice, ich kann es nicht mehr aufhalten. Ich kann nicht an mich halten, ich muß dich in meine Arme nehmen und dich küssen."

Sie ließ sich küssen, ja sie hängte sich an seinen Hals. Sie bettelte, er solle den Mantel ablegen, aber er blieb dabei, er müsse ihn vor seinen Augen haben, vor seinen Augen behalten; keine irdische Gewalt würde ihm das rauben. Und so ging er hinaus, sie kleidete sich an. In einer Hemmung stand sie immer wieder da. Schließlich war sie angezogen und schlüpfte entschlossen zu ihm hinein. Ins Grüne wollten sie fahren. Sie war fröhlich und sagte ja, schickte das Mädchen herunter nach dem kleinen Tandem. An der Tür drehte sie sich um, rief dem Mädchen zu, sie möchte nicht warten mit dem Mittag, sie führen nach Döberitz zu auf die Heerstraße.

Die breite benzindampfende Chaussee, zwischen den beiden grünen Baumlinien, trabte das Gefährt. Alice in grauer Sportmütze, die Peitsche in der Hand, lenkte den Schimmel. Vor einem Blumengeschäft hielten sie, hängten große Fliederbüsche, Goldlack, schneeweiße Myrrhen über ihren Sitzen auf. Hinter schaukelnden Zweigen fuhren sie. Der junge Priester war ein Kind, drückte ihre freie linke Hand flach zwischen seinen beiden, sagte, nun sei sie ein Frosch und er hielte sie festgeklemmt: quak, sprang der Frosch

heraus. Sie bettelte, der Frosch wolle wieder hüpfen. Er träumte: ja, wohin?

Da sah sie zwischen den Blüten, daß drüben zwei Kinder, dort ein Pärchen, rechts ein Herr auf dem Trottoir stehen blieben, gespannten Ausdrucks etwas hinter ihnen beobachteten. Ein dumpfes Trappen kam hinter ihnen her, wie entferntes Teppichklopfen, Poltern über Trommeln, jetzt Klappern, Eisen auf Stein, schmetternd und klirrend, heranstoßende Pferdehufe. Alice schoß hoch, ihre Mütze riß die Zweige auseinander: „Robert, es ist Robert!" Von hinten brüllte es her, während der Schimmel halb scheu die Hinterbeine hochwarf, den Hals zurückbog und geifernd ein wütendes Tempo einschlug: „Kanaillen, anhalten! Pfaffenhund anhalten!"

„Hilft mir, Anselm, rette mich, er schlägt mich tot."

Besinnungslos schob sie ihm die Zügel zu, drehte sich auf ihrem Platz aufrecht um sich selbst, entwand sich dem Kaplan, murmelte mit einem blinden Blick über die lange vorbeifliegende Chaussee: „Er schlägt mich tot, er schlägt mich tot! Hilfe!" Der Schimmel bockte, stürmte mit dem kleinen Wagen davon, der rechts und links schleuderte, gegen die Bordschwelle schlug, einen Baum anstreifte. Sie rasten zwischen den Baumreihen hindurch. Ein Geschrei war vor ihnen, neben ihnen. Die auf dem Wagen blieben ohne Laut. Einen Moment, als er sie noch hielt, drehte sie den Kopf zu ihm; in seinem Gesicht war etwas, daß das armselige Geschöpf die Hufschläge des Reiters anhörte und es durch sie fuhr: „Was will der von mir, und was will der von mir?" Die wirbelnde graue Luft war da. Die graue fließende Luft deckte seinen Mund und seine Augen, hielt seinen Kopf von vorn und hinten. Die Frau wand sich neben ihn herunter zwischen Pferd und Deichsel, nach der Leine zuckend; er packte sie um den Rücken, griff ihr unter die Arme. Und während er mit ihr rang, den Zügel in der Linken, und sie ihm den Mund zerkratzte, von ihm abdrängend, war in seinem Kopf hell das Bild des strampelnden edlen Rosses, des rettenden edlen Tieres. Sein Körper strebte hoch, um sie auf den Sitz zurückzuschleudern, die Zügel anzureißen. In seine Arme aber kam ein blinder Willen: weg von Alice, weg von ihr. Die Hände mußten

es tun, die Hände taten es. Vor seinen Augen stand noch auf einem weißen Vorhang das Bild des davonstürmenden Rosses mit der Frau auf dem Rücken; da sprachen seine Lippen in die Luft hinein das Totengebet über der stürzenden Frau, jede Silbe ein betäubender hirnfüllender Schluck Luft: „Commendo te omni potenti, aspectus mitis atqe festivus tibi appareat."

Der Körper des Kaplans lag atmend, blutbedeckt in einer Baubude der Rohrleger. Die Arme hielt er steif vorgestreckt in der Haltung, in der er Alicen sinken und zerschmettern ließ. Der Leutnant drang an den Männern vorbei, hieb dem Kaplan mit seiner Reitgerte über die Arme; die Arme schnellten wieder zurück. Der Bewußlose zwinkerte, bebte auf, hielt sich für Wasser, das man mit Ruten streicht.

Die Brüder fuhren ihn auf das Land in ein waldumstandenes Kloster. Er las keine Totenmessen, duldete nicht, daß man sie las. Die Frau sollte brennen in der Hölle, das legte er sich auf.

Drei Wochen brannte sie. Da merkte er, als er morgens erwachte und der weiche Nebel vom Garten in seine Zelle wehte, daß die Bewegungen seiner Arme, das steife Vorsichhinstrecken etwas anderes bedeuteten. Die Kutte warf er sich über, auf nackten Füßen ging er bebend an seinen kleinen Altar. Er trug auf seinen Armen ein Opfer für Maria, das brachte er ihr jetzt. Während er die Stirn auf den schwarzen Samt des Tischchens preßte, fühlte er, daß Maria ihn verstand, daß sie sein Opfer annehmen wollte. Eine Lösung kam in seine Glieder, seine Arme sanken herunter. Er zündete die Kerzen an, las die Messe für die Tote.

Und während er die Hände aneinandergelegt vor die Stirn hielt, kam ihm vor, als ob ein Frosch aus der Mulde zwischen ihnen hervorhüpfte, laut „quak ‚quak" machte und behend vor die Füße der Gottesmutter sprang. Die Engel lachten fein, wie wenn man ein Seidenpapier umwendet. Die Füße Marias bewegten sich wenig. Das rosige Wolkenkleid über ihren Schenkeln strich sie glatt, da hüpfte der kleine braune Frosch empor. Auf ihrem Schoß saß er mit seinen mächtigen Augenbällen und durfte still sitzen bleiben zwischen den Englein.

ELSE LASKER-SCHÜLER:

WENN MEIN HERZ GESUND WÄR

Kinematographisches

Wenn mein Herz gesund wär, spräng ich zuerst aus dem Fenster; dann ging ich in den Kientopp und käm nie wieder heraus. Es ist mir genau so, als ob ich das große Los gewonnen hab' und noch nicht ausbezahlt bin, oder auf einer Pferdelotterie einen Gaul gewonnen hab' und keinen Stall „umsonst" auftreiben kann. Das Leben ist doch eigentlich ein Wendeltreppendrama, immer so rund herauf und wieder hinunter, immer um sich selbst wie bei den Sternen. Ich bin in freudiger Verzweiflung, in verzweifelter Freudigkeit; am liebsten machte ich einen Todessprung oder einen Jux. Meine Freundin Laurentia zecht wie ein Fuchs, sie studiert die Sprache der alten Herren, ich meine Griechisch und Lateinisch, und macht gute Fortschritte. Aber was geht mich das alles an; ich will nichts wissen, nichts. Wenn es nur nicht klopfen würde!

Das Gehirn wird rein aufgewühlt, es klopft nicht allein unten jeden Freitag und Sonnabend, jedes Stäubchen wird aufgewirbelt, es klopft auch an den anderen Wochentagen, denn ich wohne zwischen Haus und Haus und muß die Brutalität aller Höfe ertragen. Ich sitze immer bei geschlossenen Fenstern und werde gar nichts von dem Sommer haben; ausgehen kann ich nicht, ich schreibe Geistergeschichten; ich habe Schulden. Dabei zieht's, wenn ich die Türen rechts und links und hinter mir auflasse. Ich trage seit dieser Wohnung ein Katzenfell; wenn ich abends wo eingeladen bin, überkommt mich eine furchtbare Angst, ich

könnte anfangen zu miauen. Ich hab' gar keine Lust zum Leben mehr, wenn noch die Menschen gerne meine Lyrik lesen wollten; wer sie gern liest, der soll mir doch mal einen netten Brief schreiben. Ich muß nämlich wegen meiner Krankheit in Kleesalz baden, damit man nicht über mich ausrutscht. Ich habe dann immer so eine Langeweile in der Badewanne, und lese gerne schmeichelhafte Briefe an mich. Was einen schlechte Kritiken ärgern! Man hat doch sofort jemand gern, der einem schöne Worte schreibt. Es gibt wirklich sympathische Geschöpfe auf der Welt. Ich kann nur Weißgesichter nicht leiden, ich habe einen Argwohn gegen Licht. Darum nehme ich mir auch nur schwarze Mägde und Diener. Ich habe zwei Neger und zwei Indianerinnen; Tecofis Vaterhäuptling kommt manchmal nach Berlin und tritt dort mit seiner Truppe im Chât noir auf. Tecofi fragt mich, wenn sein Vater nach Berlin kommt, ob er bei mir auf dem Balkon wohnen könne. Ich hab' nichts dagegen. Mein Somalineger ist königlicherer Abstammung, sein Vater besitzt bei Teneriffa Hammelherden. Manchmal schickt er mir ein paar abgezogene Hammel, die kommen als Hautgoutragout hier an. Osmann, mein jüngerer Neger, sieht aus wie ein sinnender Gorilla im Pflanzenkübel. Böse Spezies, herrlich zu schauen, aber man muß ihn in Ruhe lassen; seit kurzem pfeif ich auch nicht mehr, wenn er jemandem den Kopf abbeißen soll, er ist zu schade, zu wertvoll, um zu gehorchen, selbst mir. Meine beiden Indianerinnen sind emsige Mädchen, sie sind angestellt von mir, die Fäden meiner Logik zu suchen, die Logik meiner Unterhaltung zu finden. Manchmal suchen sie die ganze Nacht, ich fürchte, sie werden sich einmal in einem Augenblick an meinem Leidfaden aufhängen. Das muß man in Kauf nehmen, dunkle Leute sind schlechte Spürhunde, sie können nichts finden in der Nacht ihrer Haut. Halloh, was tät' ich, wenn mein Herz gesund wär'? Habe ich denn ein Herz oder wenigstens sowas Ähnliches? Bei dieser Einlage im Programm muß ich weinen — gut, daß es Nußstangen gibt, die trösten, auch die Pfefferminz in Holzschächtelchen. Ich glaube nicht, daß mein Herz aus Fleisch und Blut ist, rissig sind seine Wände; es hat weniger Augenblickswert als Ewigkeitswert, darum bin ich vollständig unbrauchbar

für den Vorbeipassierenden, ich bin nur interessant für den Forscher. Immer klingelt es in den effektvollsten Stellen. „Hier 35, 24 wer dort?“ „Doktor Nikito Ambrosia, sind Sie Else Lasker-Schüler?“ „Leider.“ „Frohlocken Sie nicht, meine Dame, ich frage Sie an, ganz ergebenst, würden Sie ein Engagement am Wintergarten annehmen, monatlich mit einer Gage von 10 000 Mark? das macht im Jahr rund 100 000 Mark?“ „Sie spaßen wohl, Herr, es ist doch nicht üblich, am Varieté länger, als einen Monat die Artisten zu beschäftigen.“ „Aber, uns liegt daran, meine Gnädigste, Sie an unser Varieté zu fesseln.“ „Es handelt sich wohl um meine arabische Szene, Herr Doktor Ambrosius?“ „Ganz recht! Da Sie hoch zu Kamel über Theben sitzen.“ „Herr, ich kenne Sie, so einen ungeschminkten Baß gibt es nicht am Varieté. Sie sind Professor Gellert, der letzte Hohenzollerndämmer.“ Schluß! Mein Brief: Herzallerliebster in Adrianopel! Er fragte mich nämlich an, ob ich ihn noch liebe, bittet mich, ihn nicht zu belügen. Ich werde ihm doch keinen Stoff zur Lyrik geben, (er ist Dichter), „ich liebe ihn also! Basta!“ Könnte ich doch auch ein bißchen nach der Türkei, zumal meine Vorfahren alle in Sänften getragen wurden. Das Gehen wird mir darum schwer. Wo bei Euch die Sohlen schon erkaltet sind, sind sie bei mir noch Glut. Wenn mein Herz gesund wär, was tät' ich dann? Einen Augenblick bitte! Ich würde mich pudelnackt ausziehen und mich in ein Süßwasser werfen, wo die sanften Fische leben, aber Schuppen kann ich nicht leiden. Oder ich ging nach dem Südpol und wärmte mich mal ganz tüchtig ein, oder ich ließ jedenfalls in der Eiszone einen Anthrazitofen setzen. Was soll ich n o c h machen? Ich blieb gerade am Wendekreis stehen zum Trotz. Den Sternbildern würde ich Schnurrbärte malen. Ist es nicht himmelschade, daß mein Herz nicht gesund ist? Vom Mond kommen die Herzkrankheiten, namentlich die Neurosen. Alle Krankheiten kommen von oben. Hier unten ist es ganz nett. Darum stürzen auch so viele Aviatiker vom Himmel herab; das Fahrzeug platzt ja gar nicht, die Fallsucht kriegen sie alle, je höher sie die Bazillen der Gestirne einsaugen. Wie die Aviatiker aussehn: Wie die Vögel, ihre Nasen sind Schnäbel, und die Köpfe strecken sie in die Höhe. Ein neues Menschen-

geschlecht. Einmal aß mit mir ein Luftsegler zu Mittag, der hackte wie ein Habicht am Fleisch herum, riß am Schnitzel wie ein Aasgeier. Karl Vollmöllers herrliche Katharine von Armagnac ist die erste Aviatikerin der Welt. Im Uniontheater der Luftschiffahrtausstellung am Zoo fliegen sie alle. Ich kann umsonst zusehen, ich versprach über alles zu schreiben. Ich hab' kein Geld, aber darum kann ich mich doch nicht von der Welt abschließen. Und soll sogar die Regierung in Theben übernehmen, ich regiere sogar schon pro forma. Die Leute in Berlin sagen, ich habe eine fixe Idee. Fixe Idee ist was Natürliches: Natur, die das Gesetz zum Sklaven macht. Ich bin der Prinz von Theben. Nur Kaiser Wilhelm kann mir in Deutschland nachfühlen, was Regieren heißt. Ich habe dabei ein bunt' Volk. Nachts liege ich auf dem Dach, und bei Tage sitze ich unter meiner Palme und regiere. Ich bin für alles verantwortlich; mein Volk schielt noch vor Ungewißheit, es meint, ich mache Ulk, aber auch der Ulk ist mir bitterer Ernst. Ich bevorzuge nichts — nur Menschen. Bin ungerecht, weil ich Geschmack habe, künstlerischen Sinn habe; meine Rede ans Volk bedient sich nicht des Punktes, weil ich mich nicht binden will. Ich bin am tolerantesten gegen mich, ich bin gnädig gegen mich, ich bin einig mit mir, aus Diplomatie, weil sich mein Volk an mich halten muß. Ich denke nur viel, sehr arg, unmittelbar, ich lasse alle meine Gedanken ganz nah an mich herankommen, damit sie das Fürchten verlernen. Wenn ich nur nicht schon in der Frühe von so vielen muselmännischen Barbieren gestört würde, die mich tätowieren wollen, von abendländischen Malern, die mich porträtieren wollen. Nachts werde ich immer im Schlummer auf meinem Dach gestört von meinen Paschas, die vor Begeisterung meines Regierungsantritts nicht ruhen können. Sie haben immer in der Audienz, die ich ihnen erteilte, eine Frage unaufgeworfen vergessen, die sie treibt. Seitdem ich als regierender Prinz in Theben gewählt bin, bewegen sich viele Ehrgeizige in derselben Tracht und Gebärde in den Straßen der Stadt, die mir zu gleichen trachten. Meine Epigonen! Denn regieren ist auch eine Kunst, eine Eigenschaft, wie die Malerei, die Dichtkunst und die Musik. Die Epigonie aber ist eine Tätigkeit,

darum bringt die Epigonie was ein, wie die Arbeit. Ich arbeite nie, ich hasse den Schreibtisch — zwar hab' ich selbst einen — aber er ist nie ganz gewesen. Heute Nacht, da meine Neger schliefen, erbrachen die Paschas gewaltsam die Pforte, die zu meinem Dache führt, wegen der Freimarken. Ich wurde in der Nacht noch im Profil (Seite steht mir besser wie en face), im Turban und Regierungsmantel photographiert in allen Farben; auf allen Posten meiner Stadt verbreitet man Mich Allerhöchst.

MAX BROD: *NOTWEHR*

Das kleine tschechische Örtchen Wlaschim hat in seiner Mitte ein gutsherrliches Schloß mit einem schönen Park, und obwohl alle Rechte der Herrschaft seit Jahrzehnten abgelöst sind, ist doch ein guter Teil des alten Respekts in der Landbevölkerung noch zurückgeblieben, der sich in wunderlichen Sitten ausdrückt, beispielsweise in dem hartnäckig fortgeerbten Gerücht, der Schloßherr habe es streng verboten, den in der Mitte des Parkes stehenden chinesischen Pavillon jemals zu betreten. Der Schloßherr lebte jahraus jahrein in Wien und kümmerte sich wenig um seine Besitzungen in Böhmen, die ihn höchstwahrscheinlich nur der Einkünfte wegen interessierten. Aber das volkstümliche Märchen, das aus ihm etwas wie den lieben Gott und aus seinem Park einen zweiten Garten Eden machte, wurde in Wlaschim schon den kleinen Kindern eingeschärft. Alle sollten den strengen gnädigen Herrn fürchten, den sie nie gesehen hatten. Erschien einmal eine weltmännisch gekleidete Person aus dem nahegelegenen Städtchen Beneschau oder sonstwoher — denn Beneschau liegt an der Bahnstrecke Wien—Prag, somit steht von dieser Seite her die Welt offen —, so traf sie überall im Dorf auf gebückte Rücken und andächtige „Küß-die-Hand"-Grüße, was man leicht für das Zeichen besonders unmännlicher, schmeichlerischer Gesinnung nehmen konnte, indes es nur eine Huldigung an den unbekannten Fürsten war. Denn die Bauern hatten die Scheu vor ihm aus ihren Kinderjahren weitergehegt, auch als Erwachsene machten sie einen Bogen um den geheimnisvollen Pavillon und betraten überhaupt den

Park nur dann, wenn sie Geschäfte mit dem Verwalter oder den Gärtnern hatten; es war allgemeine Übereinkunft, daß man sich dort unbehaglich fühlte.

An den Chinesenturm knüpft sich die erste starke Erinnerung Viktor Kantureks, der seine glückliche Kindheit in Wlaschim verlebte. Dem wilden Jungen, schrankenlos und gesund, der die höchsten Bäume nicht anders als Leitern erkletterte, stach das Verbot gewaltig in den Sinn. Das Innere des Turmes nicht sehen, dessen Spitze man so harmlos verlockend über die Bäume hinausragen fand, wenn man an gewissen Beeten und Gebüschen vorbeikam — warum? Zudem war es gar nicht sicher, daß irgend jemand den Zutritt verboten hatte; denn auf derartige Befragung erwiderte meist nur ein mürrisches Kopfschütteln und Achselzucken. Über diesen Punkt wenigstens, ob ein solcher Bann überhaupt bestand, wollte Viktor durch kühnen Versuch sich Gewißheit verschaffen. Oder war etwa schon die Neugierde unerlaubt und bös? . . . Von Phantasien geplagt, schlich er oft durch die umgebenden Baumgruppen nahe heran, wenn auch nicht ganz dicht ans Geländer des Pavillons, der übrigens nichts als eine offene Halle mit einer Wendeltreppe hindurch bis ans goldverschnörkelte Dach war. Gerade dieses Scheinbar-Offenstehn erhöhte den Schauer des Geheimnisses. Gott weiß, welche Dinge man zu sehen bekam, etwa oben am Plafond, wenn man den durch zwei Stufen erhöhten Estrich betrat; denn nur das Betreten war ja verboten, nicht die Betrachtung von außen. Spähend verdrehte das Kind seinen Kopf, legte sich auf die Erde nieder, guckte empor und in alle Winkel, ohne etwas Erhebliches zu bemerken . . . Da kam es einmal auf den Einfall, sich in den Sträuchern zu verstecken und erst spät abends die Stufen zu besserer Kundschaftung hinauf- und sogleich wieder wegzurennen, dann sollte diese Sache abgetan sein. So geschah es denn auch; nur empfing den Kehrtmachenden der Herr Obergärtner, der eben von seinem letzten Rundgang hier vorbeispazierte, das Kerlchen bei den Ohren schüttelte, nach dem Namen fragte und sofort vor seinen Vater als den obersten Richter schleppte. Noch in späteren Jahren wußte Viktor, daß er bei diesem Gang durch das Dorf an der Hand des Aufsehers keine Angst

verspürt hatte: denn was war denn Böses geschehen, nichts! Als aber der Obergärtner dem strengen Vater zu berichten anfing und mit fürchterlich drohenden Augen erwähnte, er habe in der Nähe des Pavillons überall Fußangeln gegen Wilddiebe gelegt, denn wer anders als solche Schufte, die nichts heilig achten, konnte die seit alter Zeit der Pagode gewidmete Scheu verletzen, — als Viktor bei diesen Worten das Gesicht des Vaters sich ängstlich verfinstern und die Mutter gar weinen sah, — da erst begann er sein Unrecht zu fühlen und ahnte zum erstenmal, daß dem übereinstimmenden Willen einer Gemeinschaft, auch wenn man ihn unverständlich findet, irgendeine heilige, unverletzliche Bekräftigung anhafte, welcher man sich nicht erwehren dürfe . . . Er mußte die ganze Nacht über auf Erbsen knien, eine Woche lang an einem niedrigen Nebentischchen seine Mahlzeiten, mit schimpflichen Tränen vermischt, einnehmen. Aber alle Strafen nahm er geduldig hin. Es geschieht mir ganz recht, dachte er, so muß es sein.

Der einzige Schatten dieser wenigen Tage verschwand übrigens schnell aus seiner Jugend und wurde hundertfach überstrahlt auf offener Landstraße, im Wald von den lärmenden Spielen der Bauernjungen, von ihrem wortlosen Dastehen und Gaffen, wenn es heiß war, von ihrem Waten im strudelnden Bach nach schnell überstandenen Schulstunden, — Viktor immer mitten unter ihnen. Das waren Jagden, Überfälle, manchmal auch nur ein schreiendes Marschlied, wenn man abends den Vätern in die Ziegelei entgegenzog und nur um Gottes willen hinter dem Hauptmann mit dem Papierhelm im Schritt bleiben mußte. In diesem Soldatenspiel lag eine selbstaufgelegte, freudig ertragene Disziplin ‚gleichsam ein notwendiges Gegengewicht zur Freiheit des Tages‘. Nur aus dem Schritt kommen durfte man nicht, sonst alles, alles. Aber wieviel das war, wie weit von jedem noch so niedrigen Hügel der Ausblick über das flache Land, das wußte Viktor ebensowenig wie seine Freunde, denn etwas anderes kannten sie gar nicht. Abgewendet von der Unendlichkeit des Himmels, vergnügte er sich vielmehr damit, aus grünen Weidenzweigen den passendsten zu wählen, durch kunstgerechtes Beklopfen mit dem Taschenmesser die Rinde abzulösen und mittels eines

eingeschobenen Teiles des weißen, glatten Holzes eine gute Pfeife herzustellen. Oft schüttelte der Vater den Kopf über den heranwachsenden Burschen, den er leichtsinnig und verspielt schalt; aber Viktor verstand ihn nicht, was anderes hätte er denn machen sollen? Trat man einmal mit ernsten Anforderungen an ihn heran, so wußte er stets auch diesen mit derselben Lust zu entsprechen, ohne daß sich ihm ein eigentlicher Unterschied zwischen Arbeit und Vergnügen aufdrängte. Schickte ihn die Mutter in den Garten, Raupen vom Kohl abzusammeln, so lag es ohne besondere Absicht in seinem Sinn, dies möglichst schnell und gründlich zu tun, und er hatte Freude, wenn der Kübel gefüllter war als neulich. Manchmal weckte ihn der Vater mitten in der Nacht, er hatte Lärm unten im Stall gehört: „Eine Kuh hat sich losgerissen, schau nach." Dann setzte Viktor seinen Stolz darein, möglichst plötzlich sich vom Schlafe aufzurütteln, ohne das geringste Zeichen seiner Mühe dabei zu geben, jeden Schmerz zu verbeißen. Die Schuhe mußten geschont werden, also eilte er barfuß, wenig bekleidet, die Stiegen hinunter, über den Hof, oft durch hohen Schnee, drang in den Stall, und in der ihn dort anhauchenden feuchtwarmen Luft verrichtete er ohne jede Erinnerung an sein Bett die aufgetragene Arbeit, indem er das Tier sorgsam wieder an die Kette legte. Er liebte solche Kraftproben, ja seine Gesundheit reizte ihn förmlich zu Gewaltstücken, Nachtmärschen, Raufereien, die aber unschädlich blieben, denn sie waren nichts als Ausbrüche der großen, unbeirrbaren Natur, welche ihn wie alles ringsum in gleichem Maße aufregte und richtig wieder milderte. In jedem Winter mehrmals lief er nachts zum Dorfteich, hackte eine Stelle mit der Holzaxt auf, stieg in das eiskalte Wasser, und nach fünf Minuten langem Prusten und Untertauchen warf er wieder Vaters Pelz um, lief nach Hause und legte sich, ohne sich abzutrocknen, ins Bett, wo er ruhig bis zum Morgen schlief. Im Sommer trieb er schon um drei Uhr früh die Kühe auf die Weide. Vom grauen, unbewölkten Himmel sauste ein Frostwind in die weißen Nebeldämpfe, die über die Wiese hinliefen, wie angespornt von den zitternden Grashalmen unter ihnen. Dann drängte sich Viktor manchmal einer Kuh an die Seite wie an einen

Ofen, vergrub seine Hände an ihren Hals und, wenn er seine Lektion für die Schule noch nicht zu Ende gelernt hatte, legte er wohl dem Vieh eines der Bücher auf den Rücken. Der langsame Schritt und das Grasrupfen störten ihn nicht, er blieb an den mächtigen Leib angepreßt, wandelte langsam als Anhängsel mit, und sein Blick war ebenso fest auf die Buchstaben gerichtet wie die großen, glänzenden Augen der Kuh ihrem Futter zu. Im Dorfe aber scherzte man: Kantureks Kühe seien alle studiert, ob das denn der Milch sonderlich nütze...

Sechzehn Jahre alt, war Viktor ein mächtiger Junge mit abstehenden Ohren, dichten, schwarzen Kraushaaren und riesigen, schwärzlichroten Händen. Er sprach wenig und schon recht tief, die Oberlippe war vom ersten Schnurrbart wie schmutzig. Grob wie sein Auftreten war seine Kost, am liebsten hatte er Knödel, die zum Ersticken dick sein mußten. Und stets hungrig, träumte er von der sauren Milch, die in großen Krügen im Keller stand, so fest, daß man ganze Stücke von ihr in die Hand nehmen und ausschlürfen konnte.

Alles änderte sich, als Vater Kanturek den Sohn nach beendeter Wlaschimer Bürgerschule nach Beneschau zu Verwandten brachte und dort in einen Handelskurs einschreiben ließ, denn er wollte, daß Viktor der harten Landarbeit überhoben und etwas Besseres werden sollte. Ein Jahr der Mißerfolge, der Unzufriedenheit, des Zweifels und der festen Hoffnung, daß nun alles bald wieder besser kommen müsse, verging, nach dessen Ablauf Viktor zur Freude seiner Eltern eine Anstellung bei der „Tschechischen Gewerbebank" in Prag erhielt.

Viktor war von der riesigen Stadt nicht überrascht, er kannte sie schon von Eintagsbesuchen, sie regte ihn nicht auf und sie interessierte ihn nicht. Freilich war es etwas anderes, sie als Fremder hochnäsig zu durchwandern, als jetzt in ihr festen Fuß zu fassen; als ihm daher die Mutter eine Wohnung gefunden hatte und abgereist war, versuchte Viktor guten Mutes sich zurechtzufinden, es mußte ja sein. Manches gefiel ihm, zum Beispiel: knapp vor einer heransausenden Elektrischen über die Schienen zu schlüpfen, das

erinnerte ihn an die Gefahren zu Hause beim Kirschenstehlen.

Am nächsten Morgen aber, als er sich vor dem mächtigen Institut einfand, dem er jetzt angehörte, und zuerst vom Portier, dann von vielen Dienern über Korridore und Treppen in das ihm bestimmte Bureau gewiesen wurde, fühlte er sich verloren in dem kleinen, wie mit Dämmerung von vielen Menschen erfüllten Raum, welche vor hohen Pulten teils standen, teils ihre Beine von beinahe ebenso hohen Bocksesseln herunterbaumeln ließen. Ratlos sah er von einem zum andern, niemand kümmerte sich um ihn, denn alle waren schon in ihre Schreibarbeit vertieft. Endlich bewegte er sich vorwärts. — Ein junger Mann, der, wie sich nachher herausstellte, den Titel „Adlatus" führte, hatte ihn angesprochen, brachte ihn nun zu einem älter Aussehenden, dem Saldokontisten, und stellte ihn als den neuen Beamten vor. Jetzt wurde ihm bedeutet, er sei „Hauptbuchführer", das seien nämlich alle Anfänger trotz der pompös klingenden Benennung, deren Bestandteil „Haupt" eben zu „Buch" als unerläßliche Zusammensetzung gehöre und, wie man scherzte, nicht etwa einen Haupt- und Obermacher bezeichnen sollte. Er wurde vor sein Stehpult, ziemlich ins Dunkel, gebracht, davor mochte er nun sitzen oder stehen nach Herzenslust wie alle anderen. Der Adlatus, der ihn in den Gang der Geschäfte einzuführen hatte, reichte ihm das Materialienbuch: „Da, tragen Sie ein, was Sie brauchen!" Viktor wußte nicht, was man von ihm wollte, am liebsten hätte er hineingeschrieben: „Frische Luft, Licht!" Dann fragte er lieber und erfuhr, daß er seinen voraussichtlichen Bedarf an Federn, Bleistiften, Löschblättern und ähnlichem verzeichnen solle, sonst nichts. Das Buch ging hierauf an einen Diener. Inzwischen reichte ihm schon der Adlatus ein zweites Buch, einen „Springer", so genannt nach der Feder, welche die Mappendeckel um den kostbaren Inhalt, die Kopien der am Vortage ausgegangenen Briefe, zusammenhielt. Nun war es Viktors Pflicht, für das vor ihm schräg hingebreitete riesige Hauptbuch die erforderlichen Daten herauszuziehen. Er sah sofort, daß ihm hierzu alle in der Schule wie im bisherigen Leben erworbenen Kenntnisse unnütz seien, willenlos über-

ließ er sich somit den Weisungen des Adlatus, ließ sich jedesmal Punkt für Punkt die richtige Rubrik in der roten und blauen Rastrierung von seinem Helfer herausfinden, schrieb wie gelähmt bis Mittag, um nach kurzer Pause nachmittags dasselbe Spiel fortzusetzen.

Ein scharfer Strich, das fühlte er, war unter seine Jugend gezogen, etwas Neues, nie Geahntes hatte er begonnen. Aber nachdem er im Bureau seine Kollegen, den Diener, jeden Schrank kennengelernt hatte, überfiel ihn schon eine unmäßige Langeweile. Zu Hause auf dem Lande war er gewohnt gewesen, daß jede Tätigkeit, mit der er sich befaßte, in sich rund und abgeschlossen, mit dem deutlichen Siegel ihres Nutzens versehen war. Hier reichten ihm unsichtbare Hände aus unsichtbaren Etagen des großen Gebäudes herauf Schriftstücke, deren Bedeutung er nicht faßte, und die er, nachdem er einen gleichgültigen und, wie ihn dünkte, unwesentlichen Handgriff mit ihnen vorgenommen hatte, wieder weitergab, an andere, die sie in wiederum unsichtbare Zimmer entgleiten ließen. Konnte es einen Menschen unterhalten, durch ein Hantieren, das man nicht verstand, Geld zu verdienen, noch dazu für fremde Leute, die man nicht kannte? Dazu kam, daß er eigentlich wenig zu tun hatte, denn er machte seine Arbeit rasch ab; dieses rasche Erledigen war das einzige, worin er noch seine persönliche Wirkung spürte und das ihn deshalb interessierte. Um sich über die vielen leeren Stunden hinwegzutrösten (denn an den Gesprächen über Theater und ähnliches, was ihn nichts anging, beteiligte er sich nicht), kaufte er sich, durch die Reklame in einem Spielwarengeschäft angezogen, das Geduldspiel, „Pythagoras", welches die Aufgabe stellte, aus acht einfachen Steinen die komplizierten Figuren eines beigegebenen Büchleins zusammenzusetzen. Die Steine konnte er natürlich nicht ins Bureau mitnehmen, aber das Aufgabebuch verbarg er zwischen zwei Seiten des Hauptbuchfolianten, und indem er sich mit in die Hände gestütztem Schädel den Anschein gab, als denke er über ein kaufmännisches Problem der vor ihm ausgebreiteten Korrespondenz nach, wetzte er seinen Scharfsinn an den Rätseln. Hatte er eine Lösung gefunden, so zeichnete er sie in das Büchlein ein... Der Bleistift in

seiner Hand brachte ihn auf die Idee, auch anderes zu zeichnen, etwa die Fassade der Sparkasse gegenüber mit ihren geschwärzten allegorischen Figuren und Ornamenten, die so leer aussahen, wenn die grauen Tauben einmal aufflogen, welche sonst immer wie ebenfalls dazugehörige Ornamente zwischen ihnen saßen. Sein scharfer Blick, von Jugend an unbewußt auf das Beobachten natürlicher Dinge eingestellt, erleichterte ihm diese Arbeit und, durfte er so in angelegentlicher Bemühung zum Fenster hinausstarren, dann erschien ihm sein Los nicht mehr ganz trostlos, dann kehrte ihm eine glückliche Kinderstimmung wieder, ein Liegen im Wald, den Rücken im Moos, mit den Augen einem Eichhörnchen von Baum zu Baum folgend, die beim Sprung des Tieres in ein zartes, kurzes Schütteln gerieten ... Es wurde Winter, einmal schneite es. Mit aufrichtiger Verwunderung sah Viktor die großen, reinen Flocken hier zwischen dunkle Mauern hereinfallen, es war ihm, als solle es in der Stadt, wo alles so widernatürlich und abgesperrt zuging, nicht schneien, als sei es schade um den schönen Schnee. Dann aber erblickte er oben das graue Fleckchen Himmel und, indem er es in Gedanken erweiterte, fand er es bis über seine Heimat hin ausgespannt, machte diesen Himmel gleichsam zu einer Verbindung zwischen Wlaschim und Prag, zeichnete, dieses Einfalls froh, den Schneefall in eines der Aussichtsbilder.

Mit seinem bescheidenen, kindlichen Tupfvergnügen war er so innig beschäftigt, daß ihn der Adlatus anstoßen mußte: „Sie, der Chef sieht Ihnen zu.“ Wirklich war in diesem Moment der Buchhalter Bjelousch vorbeigegangen. Viktor erwartete, in das Zimmer des Mächtigen vorgerufen zu werden. Doch es geschah nichts. Am nächsten Tage aber sagte ihm der Saldokontist als sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Buchhalter habe sich zu ihm geäußert, er habe schon wiederholt mit Mißvergnügen Viktors geringen Eifer konstatiert, und wenn es so fortgehe, werde er ihn der Direktion zur Verfügung stellen müssen ... Das war Bjelouschs Art, er tadelte nie direkt, sondern ließ seinen Unwillen stets nur auf Umwegen an den Schuldigen gelangen, so daß dieser außer der Kritik noch das Geheimnisvolle, Entfernte, hoch über ihn Erhabene zu spüren bekam.

Am nächsten Tage aber, bei einem geringfügigen Fehleranlaß, pflegte er den Sünder so heftig anzufahren, daß dieser auch ohne besonderen Scharfsinn den Zusammenhang des diesmal nicht gerechtfertigten, mindestens übertriebenen Zornes mit jener Verschuldung wohl fühlte, ohne sich jedoch verteidigen zu können. Durch diesen Kunstgriff erreichte er, was er wollte, und ersparte sich überdies die Aufregung persönlicher Auseinandersetzungen. Die Kollegen nannten die unmotivierten Wutausbrüche des Chefs „Solferino", nach der bekannten Unglückswalstatt der österreichischen Armee. Auch Viktor erlebte also sein Solferino, beschloß jedoch, da er sich keines Unrechts bewußt war, seine Spielereien nicht aufzugeben. Er hatte nie Rückstand, hatte stets noch die letzteingetragenen Posten mit Bleistift aufaddiert, so daß ihm nicht einmal bei Monatsabschluß die Arbeit über den Kopf wuchs. Immerhin versteckte er jetzt seine Kritzeleien, auch die Zeitung, die er sich manchmal kommen ließ, indem er stets ein Löschblatt bereithielt oder die Bureauarbeit wie einen Wall ringsum aufschlichtete. Oder er legte das Papier in die Schublade, die er, sobald sich Schritte näherten, mit harmloser Miene zuschob. Im Ernstfall war er darauf vorbereitet, dem Chef die vollständig beendete Arbeit zu zeigen und zu erklären, daß es doch in niemandes Interesse läge, wenn er seine freien Minuten in die Luft verstiere. So wohlüberlegt dieser Plan war, mit etwas hatte Viktor nicht gerechnet: mit diesen Angstanfällen, die ihn jetzt bei jeder Bewegung im Nebenzimmer befielen und seinen Herzschlag sekundenweis absetzen machten. Sei es, daß der Buchhalter das Versteckenspiel merkte, sei es, daß er einen Spion angeworben hatte: von nun an sah er nur mit wütenden Blicken auf Viktor, seine Befehle waren Flüche, seine Auskünfte klangen wie Drohungen. „Er sitzt Ihnen halt auf", das war die allgemeine Ansicht des Bureaus. Von nun an war zu der Sinnlosigkeit des Banklebens für Viktor noch die Pein des Hasses hinzugetreten, denn er fühlte sich gehaßt und begann mit aller Kraft seinen Plagegeist wiederzuhassen, wie in eine schwarze Wolke von Stickluft trat er jeden Morgen in das unleidliche Arbeitszimmer, und nachts folgte ihm der Buchhalter noch in seine Träume,

der alte Mann mit dem schwarzen, in lange Enden ausgezogenen Schnurrbart, verzerrten Gesichts brüllend, ein Hussit.

Es hielt ihn nicht länger, er wandte sich offen an ihn mit der Anfrage, ob er etwas gegen ihn habe. Mit unvermutetem Schmeicheln lächelte ihm der Chef entgegen: O nein, nur treibe er so Nebengeschäfte, das gehe nicht, das wirke demoralisierend auf die anderen. „Aber bitte, was soll ich machen, wenn ich mit meiner Arbeit à jour bin?" „Ein tüchtiger Beamter hat immer zu tun, lesen Sie die Korrespondenz genauer, da können Sie etwas lernen, lassen Sie sich alte Faszikel bringen. Hören Sie zu, was um Sie herum gesprochen wird. Man soll von allem wissen. Ich rate Ihnen nur zu Ihrem Besten. Ich war ja auch einmal jung. Später werden Sie einsehen, daß das Bankwesen viel wichtiger und interessanter ist als alles, was Sie sonst anfangen können. Man muß eben rechtzeitig seine Nebeninteressen einem Hauptzweck unterordnen lernen. Übrigens werde ich Ihnen von jetzt an etwas mehr zuerteilen." Viktor stammelte etwas von Dank, im Herzen aber sah er unverhohlene Bosheit in den Worten des ausgemergelten Glatzkopfes, der so offenbar Unnützes ihm anriet und anbefahl, nur um ihn um seine ohnedies so anspruchsvolle Muße zu bringen. Den Heuchler hätte er in diesem Augenblick kaltblütig ermorden können.

Überdies änderte diese Unterredung nichts an Viktors Leben. Er erwartete, daß man sein Ressort, das bisher die Firmen von O bis Z umfaßte, zur Entlastung der anderen Hauptbuchführer vergrößern würde. Aber nicht einmal das geschah, da Bjelousch seinerseits schon die Mehrarbeit einer neuen Einteilung scheute. Er selbst verbrachte nämlich an seinem enormen Schreibtisch die Zeit mit Faulenzen, Romanlesen und Rauchen, und nur wenn etwas wie von ungefähr seiner Bequemlichkeit in die Quere kam, benützte er seine Solferino-Methode, um sich durch eine Zone von kaltem Grauen alles vom Leibe zu halten. So schoß er auch weiterhin, wie dem Trägheitsgesetze zufolge, giftige Blicke auf Viktor, tadelte ihn hinterrücks, machte ihm bei der geringsten dienstlichen Sache Auftritte, wurde aber sofort süß und feige, wenn man ihm mit einer persönlicheren

Miene auf den Leib rückte. Viktor fühlte seinen Druck, dem man keinen Gegendruck entgegensetzen konnte, schwer auf sich lasten, er flüchtete auf die Korridore, die er, verzweifelt vor Untätigkeit, durchirrte, oder gar hinaus an einen stillen Ort, in dem er übermäßig lange verweilte und sich in der ganzen Kläglichkeit seiner Existenz fühlte, wenn er sich so vorstellte, Gottes Auge könne einmal dieses Gebäude zerspalten und ihn, den Unschuldigen, hier im innersten Winkel würdelos und einsam mit seinem Elend entdecken.

So war er von acht Uhr früh bis zwölf Uhr mittags und von zwei bis sieben Uhr, oft länger, in die Bank wie in ein Gefängnis eingesperrt. Was hätte er in dieser Zeit alles zu seiner Freude machen können, wieviel gab es täglich zu schauen! Er aber hatte seit Monaten die Straßen an einem Wochentage nicht anders gesehen als in Morgen- oder Mittagseile und finster im Abendverkehr. Die freie Zeit war offenbar nur so bemessen, daß man sich abends ein wenig erholen konnte, um am nächsten Tage wieder frisch zu sein. Und dazu lebte man? Auf diesen Zweck also hatte sich die sorgsame und oft so überschwängliche Vorbereitung der Jugendjahre bezogen? Ging er einmal abends ins Kaffeehaus oder in einen Garten, so rächte sich das morgen gewiß schon durch Müdigkeit, Unausgeschlafenheit im Bureau. Die Sonntage verbrachte er trotzig zu Hause, allein und eingesperrt, vor der kommenden Woche sich ängstigend oder in wirren Träumen auf dem Kanapee. Unversehens trat ihm eine Biegung der heimischen Landstraße vor Augen, Schotterhaufen, Wagenspuren im Kot, umhergestreute Strohhalme, wie sie von den Wagen gefallen waren, ein bestimmter, niedriger Pflaumenbaum, — ach, warum war er nicht dort, wodurch hatte er es verschuldet? Er wollte an seine Eltern schreiben, er sehnte sich nach den jüngeren Geschwistern. Aber wie das in Worte fassen, da ihm doch nichts Außergewöhnliches zugestoßen war, da alle Menschen doch arbeiten mußten und auch wirklich rings um ihn mit Eifer und Selbstvertrauen arbeiteten. Wollte er etwa unserem lieben Herrgott den Tag abstehlen? Was denn eigentlich?... So wie es ist, so muß es sein, sagte er sich dann oft mit Resignation, die Welt tut mir

zwar Weh' und Leid an, aber es geschieht mir nur ganz recht, anders geht es ja gar nicht. Mit seinem alten Wlaschimer Respekt vor einem unbekannten Fürsten sah er sich bindenden Regeln gegenübergestellt und ergab sich. Die dunklen Gefühle aber in ihm, zurückgedrängt, schwollen nur desto mächtiger, klagten ihn an, daß er geschändet sei, sündhaft, wenn er nichts tat, sündhafter bei Fleiß, und so nahm er das Gehalt von sechzig Kronen monatlich stets mit bösem Gewissen, fast wie eine Bestechung, nicht wie verdientes Geld entgegen, und wenn er die stets neuen Banknoten vierfach faltete, so daß die rote 10 an den Rand kam, schien ihm das Häufchen, von der Seite angeblickt, wie gerötet von seinem Herzblut. Sündengeld war es, Blutgeld.

Ein Halbjahr des Schmachtens verfloß: da ging überraschenderweise Bjelousch in Pension. Das ganze Bureau atmete erleichtert auf, denn bei jedem hatte der Heimtückische sich unbeliebt gemacht. Als der neue Buchhalter Dubsky erschien, ein noch ganz junger Mann, von schlanker, hoher, eleganter Gestalt, blond, mit nachlässig-feinen Gesichtszügen, dem man Humanität und Tüchtigkeit nachsagte, erwartete besonders Viktor eine neue Zeit und Rettung mit jener schönen Zuversicht, die man gleichaltrigen Menschen von Natur aus entgegenbringt. Viktor fühlte sich zu dem hübschen Herrn hingezogen, förmlich geborgen bei ihm ... Sein Irrtum war vollkommen. Der neue Chef zeigte sich zwar allgemein freundlich, bat in einer humoristischen Antrittsrede alle, ihn nur als älteren Kollegen, nicht als „Wauwau“ anzusehen, bei ihm gebe es keine blinde Autorität, nur offene Aussprache und Zusammenarbeiten: „Denn ich bin geradesogut auf Sie alle angewiesen wie Sie auf mich“, er hielt auch in der Folge sein Wort und sagte jedem, was er von ihm wollte, offen ins Gesicht, so daß das unheimliche Spitzel- und Anschwärzesystem schnell in Verfall geriet; aber es war bald klar, daß mit dem neuen Geist auch neue Anforderungen gekommen waren. Dubsky bezeichnete es selbst als seine Hauptfreude, „alte Zöpfe abzuschneiden“, so gab es immerfort Neueinführungen und Verbesserungen, die im wesentlichen auf eine bessere Ausnützung des Personals und in der Folge auf eine Reduktion desselben hinausliefen, wodurch sich Dubsky bei der Direk-

tion ins beste Licht setzte. Aber auch bei den Beamten mochte er nicht unbeliebt sein, er war nie launenhaft, nie schrie er, vielmehr bevorzugte er, trotz seiner noblen, nasalen Stimme, populäre Redensarten, wie „Das ist günstig" oder „So was können Sie Ihrer Schwiegermutter einreden". Er übte eine scharfe Kontrolle über die Leistungen des einzelnen, aber er verbarg nichts, er zeigte allen mit ehrlichem Lachen, wie er das anstellte. Er schimpfte nicht wie der frühere Chef über Mißstände, die er zufällig im Vorbeigehen antraf, sondern nahm die Sache systematisch, blieb nächtelang im Bureau. Da er selbst fleißig war, konnte man es ihm nicht übelnehmen, daß er auch die Untergebenen nicht schonte. Übrigens schaffte er nutzlose Arbeiten ab, mit denen Bjelousch, nur um sich selbst einen Federzug oder ein kleines Nachdenken zu ersparen, das ganze Bureau nach alter Sitte wochenlang in Atem gehalten hatte. Natürlich sorgte er für neue Arbeit, blieb aber immer gerecht, ein Musterchef, der sich auch in privaten Gesprächen nicht verblüffen ließ, sondern immer allen überlegen blieb, alle durchschaute, auch diejenigen, die sich durch Gschaftlhuberei das Ansehen von Eifer geben wollten. Wie es vorauszusehen war, ließ er sich gar bald auch die geringe Mühe nicht verdrießen, Viktors Bereich um die Firmen J bis O zu erweitern, wobei er an seine Intelligenz und an seinen Ehrgeiz appellierte. Nun brach für Viktor eine Zeit des Robotens an, er mußte oft bis zehn Uhr nachts dableiben (worin der Buchhalter nichts Besonderes sah), sekiert fühlte er sich nicht mehr, alles ging vernünftig zu, aber blutlos war er, ausgesaugt und krank, zum erstenmal in seinem Leben bekam er Kopfschmerzen ... Einmal ließ ihn der Chef rufen: „Nun, wie sind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden?" fragte er mit seinem wohlwollend-ironischen, gescheiten Lächeln. Viktor war zufrieden. „So? Ich nicht. Das ist nicht genug, daß ein junger Mann seine Pflicht tut. Das kann mir jeder Bureaukrat. Wir sind ein junges Institut, wir verlangen Initiative" ... Viktor ging heim, dieses neue Wort wie einen Peitschenschlag um den Kopf. Was wollte man von ihm? In Verwirrung fiel ihm ein, daß Dubsky neulich auch die päpstliche Enzyklika so gelobt hatte, welche die Feiertage abschaffen wollte! ... Aber

während er sich von ihm zurückgestoßen und beleidigt fühlte, in demselben Moment sagte er sich, daß das alles eben der Lauf unserer Zeit sei, für die Dubsky nichts könne, so müsse es jetzt kommen, und immer noch ärger. Die eigene Auflehnung schalt er kurzsichtig und blöde, verbiß den Haß, den er, stärker als je gegen den wilden Chef, nun gegen den „braven“ in sich trug.

An einem Aprilnachmittag wurde er nach Sterbohol zum Inkasso eines größeren Wechsels an die dortige Gutspacht abgeschickt. Mißmutig machte er sich auf den Weg, die unappetitlichen Stöße angehäufter Arbeit bedenkend, die er bei seiner Rückkehr antreffen würde... Als er jedoch unterhalb des Friedhofes von der Endstation der Elektrischen aus ins offene Land schritt, hatte er plötzlich die Augen voll Tränen. Seit dem Herbst des vorigen Jahres war er nicht im Freien gewesen, jetzt jagte ihm der Frühling Stöße urgesunder Luft und alle Nässe des aufkeimenden Erdreichs entgegen mit schrägen Streifen eines Aprilschneegestöbers, das an den hellergrünenden Büschen ganz anders lustig als zwischen öde Mauern einsauste. O, da war es ja wieder, die Jugend, alle guten Geister, diese Weite von Hügeln und über ihnen, bis an die Tiefe seiner Augen niederreichend — wie lange hatte er's nicht gesehen —, der Himmel mit seinen Wolken, die einen eisenfarbig, dünn-hingestrichen über das Blau, irgendwo ohne Kontur aufhörend, andere als weißlich-braune Lockenköpfe erhoben, schwebende massige Kugeln oder helle Fetzen; da war auch der halbe Mond, selbst ein solcher Fetzen, eher wie das Skelett eines Mondes, blaß und löcherig, während die Sonne aus einer finsteren Zusammenballung wie aus einem Krater hervor ihre Strahlen weithin schräg und schräger zur Erde sandte, Strahlen, die man, wie etwas Körperloses und doch wie Metall, hell an Wolken, regnerisch-dunkel am freien Blau vorbeigleiten sah. „Aha, die Sonne zieht Wasser“, sagte sich Viktor, nichts mehr als diese Redensart, wie man sie ihm auf dem Dorfe zu Hause oft vorgesagt hatte; in seinem Herzen aber war ihm zumute, als ginge all der Wolkenschwall noch tiefer, in das Erdreich und unter seinen Füßen vorbei, ja als sei er völlig in ein großes, majestätisches Tuch aus Wolken einge-

schlagen und in die Luft gehoben. — Hätte er in diesem Augenblick klare Gedanken und gar Worte gefunden, so hätte er seine Rührung wahrscheinlich auf zweierlei zurückgeführt: auf dieses Lichte, Luftige, das er in seiner Phantasie nicht mehr hätte wiederherstellen können, und welches nicht nur den grünen Feldern eigen war: auch den braunen, die ebenso viele Schattierungen hatten wie die grünen und überhaupt in einer geheimen, gleichen Abstimmung mit ihnen standen, indes nur ferne, blaue Waldsäume als das einzige Dunkle und Fremde in das Bild hereinsahen — ferner auf diesen Wechsel in der Beleuchtung, die bald grell, doch ohne Gewitterhitze, junge Pappeln wie einen gelblichen, durchsichtigen Flor durchstrahlte, bald die Hügel verfinsterte und mit kurzen Wolkenschatten falsch modellierte. Viktor aber war solchen Überlegungen fremd; dumpf ergriffen nur blieb er vor einem jungen Felde stehen, dessen grüne, noch ganz kurze Halme wie Gras aussahen, eine schüttere Wiese, aber in sorgfältigen, langen Reihen angepflanzt — o, wie die freien Halme wohlig kribbelten, wie das alles im Wind spielte! Der hellviolette Schatten eines Obstbaumes war deutlich über das Feld hin gezeichnet, nun fauchte der Wind stärker, eine Wolke machte das Grün dunkel und verwischte den Schatten; Viktor aber hatte Augen, Ohren und Mund so voll von Wind, daß es ihm vorkam, als habe er selbst den Schatten weggeblasen. Durch ihn hindurch schien die Sonne, wehte Luft, wuchs Korn. Da wurde ihm übermütig zu Sinne, er übersprang den Straßengraben und war mit zwei Schritten auf die Landstraße, dann wieder die Böschung zum Feldweg emporgeklettert. Bei allem Jubel aber war auch sein Kopf tätiger als je in der Stadt. Nichts entging ihm, er prüfte den Stand der Saat und überschlug die voraussichtliche Ernte jedes Feldes, an seiner ruhevollen Beobachtung hatten noch die fern zusammengedrängten Kalkmauern eines Dorfes, ja ein Häuschen Anteil, das mit dem halben rosa Dach irgendwo hinter einem Hügel hervorguckte. Und die blühenden Bäume an der Straße, andere noch nackt wie Stangen, an andere Stangen gebunden, oder wie Fäden gar, die alten dagegen mit schlanken, silbernen Ästen an knorrigen Stämmen, viele schon mit kleinen, hellgrünen Blätt-

chen, all dies Versprengte, Punktierte, Nicht-Zusammengeschlossene, Unentwickelte, fast Unkörperliche, Durchlässige führte seinen Geist wieder zu den weißen Wolken zurück, die da oben selig im Sturmwind prangten und unter dem Kriegsruf aufsteigender Lerchen in Stücke zerstäubt wurden.

Lustig, unter heimlichen Grimassen, machte er sein Geschäft ab. Auf dem Heimwege blies er in seine geballte Faust wie in eine Trompete. — Da sperrte ihm, als er den Hügel zum Friedhof emporstieg, ein Mann ohne Überrock den Weg, ein rotes Tuch um den Hals, legte die Hand an die Mütze wie zum Gruß, aber mit bösem Grinsen. Viktor, alle Sinne erwacht in der frischen Frühlingsluft, erkannte in ihm sofort den gefährlichen Burschen, der ihn beim Aussteigen aus der Elektrischen, als er den Wechsel aus dem Portefeuille nahm, um sich seiner Adresse zu versichern, scharf beobachtet hatte. Nun war es Abend; hatte der Kerl an dieser menschenleeren Stelle auf seine Rückkehr gelauert? ... Und schon riß er einen Revolver aus der Tasche, aber Viktor war ihm zuvorgekommen und hatte ihm, ohne den Oberkörper zu bewegen, mit vorgestrecktem Fuß einen tüchtigen Stoß in den Bauch versetzt, so daß er wie tot hinstürzte. Viktor beugte sich über den Gefallenen, suchte ihm den Revolver aus den Fingern zu winden, sie blieben krampfhaft zugekrallt. Aber die Brust atmete, und schon begannen die geschlossenen Augen wieder emporzublinzeln. Da fuhr es Viktor blitzschnell durch den Kopf, daß der Betäubte binnen weniger Sekunden wieder zur Besinnung kommen und seinen Revolver gebrauchen würde, ohne daß die Chance, ihn mit einem Hieb niederzustrecken, sich wiederholen mußte. Was tun? Fliehen? Damit böte er seinen Rücken ohne weiteres als Zielscheibe. Er war wehrlos, trotzdem spürte er keine Angst — im Gegenteil, die Sicherheit, daß er diesen Menschen, auf dessen Brust er kniete, jetzt ermorden müsse, um sich selbst zu retten, daß ihn also die Umstände zu einer grauenvollen Handlung zwangen, diese immer deutlicher werdende Sicherheit erfüllte ihn mit wachsender Freude. Jetzt schlug der Überwältigte die Augen auf, hob schon den Kopf, immer noch wie im Halbschlaf, jetzt aber rückte sein

ganzer Körper, da war keine Zeit mehr zu verlieren. Viktor legte ihm beide Hände fest um den Hals und begann zunächst mit den aneinanderliegenden Daumen hart ins Fleisch zuzudrücken. Der Kopf des Gegners fiel ohnmächtig zurück. Wie der nun mit erbarmungswürdigem Laut plump an einen Stein schmetterte, schoß Viktor gleichsam in unvermuteter Erkenntnis alles Blut zu Kopf, wie Frage und Antwort: Was tue ich da? — ich erwürge einen. Aber zornige Vernünftigkeit überwog sofort und flüsterte ihm zu, daß er ja (glücklicherweise) würgen müsse, daß es sich nicht um sein Leben allein handle, auch um zehntausend Kronen der Bank, die er jetzt in seinem Portefeuille trug und verteidigte, und in seiner Brust regte sich nun alle Qual und Ironie: „Ich arbeite ja für die Bank, ich muß ja arbeiten"... Aber während er nun mit aller Kraft seine Finger unter dem Kinn des Gegners zusammenschloß, mit wechselnden Griffen, so daß er bald die Knorpel der Luftröhre, bald die Nackenhaare an ihnen vorbeigleiten fühlte, stiegen andere Bilder in ihm auf, begleitet von einer vagen Neugier, die ihm aus seiner ersten Jugend bekannt war, ja, jetzt wußte er es, von der Neugier, wie es da innen aussehen müsse, in diesem geplagten, verengten Hals, nein, in etwas anderem Engen, Schlanken — ha, in der Pagode, das war es: ehemalige Lüsternheit mit der Mordlust von heute seltsam gemischt, — und da tauchte auch alsbald aus dem Antlitz des Gewürgten, das schon im Todeskampfe sich zu verzerren begann, ein anderes, fernes Antlitz verwaschen hervor, er erkannte es, das Gesicht des Obergärtners, der ihn damals im herrschaftlichen Park gefaßt und der Strafe ausgeliefert hatte, des ersten Feindes in seinem Leben. O, aber jetzt konnte er sich rächen, jetzt griff er zu und erwürgte den Herrn Obergärtner, den bösen. Mehr als das: er mußte ihn erwürgen. Und in einem ungeheuren Umschwung all seiner Gedanken (da drückte er noch fester, mit aller Energie) fand er plötzlich, wie den Schlüssel zu seinem ganzen Dasein, daß ihn in diesem Augenblick das Schicksal eingesetzt hatte, um nun auch seinerseits jemandem wehe zu tun nach ebendem Gesetz, das er solange erlitten hatte, um die Gerechtigkeit der Welt so bitter auszuüben, wie

sie ihm zuteil geworden war. Ja, wie er bis heute nur Leiden von der Gemeinschaft empfangen hatte und sich doch nicht beklagen und auflehnen durfte, weil er wußte, daß das alles der natürliche Lauf der Dinge war, so war ihm wie zum Lohn für alles heute einer in seine Hand gegeben, dem er das Äußerste, was Menschen einander antun können, den Tod, mit Fug und Recht antun durfte und mußte ... Viktor hatte jetzt den richtigen Griff gefunden, seine Umschnürung war eisern, seine Hände zerrten, als wollten sie den Kopf vom Rumpf reißen, diesen durch Krämpfe und hervorbrechendes Blut schon unkenntlichen Kopf. O, Viktor ließ nicht nach, er kannte ihn wohl, den Unbekannten, Namenlosen, mit dem er Brust an Brust rang; dieser vom Augenblick Zugeführte, vom Augenblick Niedergeworfene war ihm urplötzlich nicht fremd, nein, näher als alles, und wohlvertrauter als alles dünkte er ihn, als habe er alle die Jahre mit ihm, dicht neben ihm gelebt, als sei er nur im Schatten gestanden und habe auf den Moment gewartet, um hervorzutreten und heute sich zu melden. Und wie der Strolch nun in Todesangst noch einmal aufbrüllte, zog sich sein Gesicht wieder zusammen und entfaltete sich neu als das des Buchhalters Bjelousch, dessen Zanken aus dem atemlosen Schnarchen Viktor herauszuhören glaubte, und wie es nun schon erschlaffte, waren es die weichen, friedlichen Züge seines jetzigen Chefs, und wie die Augen nun halb gebrochen, verglast, blaugrün herausquollen, erkannte Viktor auch sie, es waren die Augen eines Mädchens, das er täglich morgens auf dem Wege ins Bureau sah und dessen Anblick (aber so mußte es ja sein) ihn tief beunruhigte. Nun ging es schneller, kaum mehr deutlich, zahllose, kleine, schattenhafte Gesichter gebar das eine fruchtbare, künftige Gegner und halb vergessene, und alle erwürgte Viktor, einen nach dem andern, mit allen wurde er fertig — und diese flammende Henkerslust, nur die eigene, nackte Hand zu gebrauchen als einziges Werkzeug! Ihm war, als morde er die ganze Welt, als wache aus Nebeln neue Feindschaft hervor, und auch dieses rottete er aus, als klängen Seufzer von den Sternen gar und der Mondsichel herab. Es war ganz dunkel geworden. Er wußte nicht, wie lange das gedauert hatte, vielleicht eine Minute, vielleicht

zwei Stunden. Der Hals in seinen Händen, die nicht mehr geschlossen waren, hing faltig und schlapp, kein Puls schlug, er war kalt, das Leben hatte ihn verlassen.

Nun erhob sich Viktor aus der beinahe liegenden Stellung, in der er dem letzten Röcheln des Sterbenden nachgelauscht hatte wie einer sich entfernenden Musik. Er war froh gestimmt, ja, in einem Anflug von Hohn führte er die Hand an seine Kehle, o, er atmete, er konnte tief und schön atmen, nichts war versperrt, er lebte. Alles, was ihn in diesem Jahre der Schmerzen belastet hatte, fühlte er von sich abfallen, er war erfüllt von Befreiungswohlbehagen, das nur einen Augenblick lang, da er auf dem Hügel über sich die weiße Friedhofsmauer erblickte, unvermittelt von dem wie aus anderen Gegenden auftauchenden, doch ruhigen Gedanken abgelöst wurde, ob es nicht besser wäre, sofort da oben zur Ruhe zu gehen, als dieses Ziel erst nach einer langen Jahresreihe von Kränkungen und Qualen mühbeladen zu erreichen. Dieser Anflug verging, und nun trieb es ihn, die Arme auszubreiten, den Kopf ins Genick zu werfen, und nun zu laufen, was ihn die Beine trugen, in der brausenden, hellen Nacht, die dem stürmischen Tage ohne Beruhigung gefolgt war, mit großen Schritten — nach Hause, nach Wlaschim. Ja, dorthin gehörte er, und plötzlich war es ihm, als dürfe er nun auch dorthin zurückkehren, als habe man ihn gegen seinen Willen, wenn auch mit einer gewissen Berechtigung, in der Fremde zurückgehalten, nun aber habe er gewisse Hindernisse besiegt, die Erlaubnis zur Rückkehr mutig erkämpft, alle würden sein Kommen billigen, alle ihn gut aufnehmen. O, wie er sich freute, wieder zu Hause zu sein, bald, sofort, nur eine gewisse Zeit lag noch dazwischen, ein tüchtiges Laufen, sonst aber widerstand nichts, nichts mehr, o, das unfaßbare, große Glück! Jetzt ist alles wieder gut, sagte er leise, alles wieder gut. Nur heimkehren, an der Schwelle knien, irgend etwas schnell erzählen, damit es abgetan sei, ein für allemal, dann aber beginnt die gute Arbeit und das gute Leben wie ehemals . . . Er merkte kaum, daß er lief, so regelmäßig fielen seine Schritte, so bequem hatte er jetzt die Arme an die Brust gezogen, die Fäuste vorn an die Rockränder geklemmt. Und ohne Überlegung folgte er der Straße längs

der Bahnstrecke, sah die Fabriken nicht, deren immer noch rauchende Schlöte die Nacht verfinsterten, wußte nicht, daß er jetzt aus den freien Feldern wieder durch ein Dorf kam, dessen Wirtshausschilder über seinem Kopf knarrten und dessen Pflasterung an seinen Schuhen riß, daß er nun wieder ins Offene, einen Berg hinan entlassen war und jetzt in Straßenkrümmungen verloren, die mit ihren weißen Steinen wie Drachenkiefer übereinander lagen. Da schwoll ein Lärm und brach als Lokomotive mit vielen, scheinbar sehr leichten Wagen daran, aus dem Dunkel hervor. Viktor starrte einen Augenblick lang dem Zuge nach, dann erklomm er den Fahrdamm und lief nun den Schienen entlang, ohne sich über einen dumpfen Instinkt, daß das wohl der nächste Weg nach Hause sei, mehr als unklare Rechenschaft zu geben. Bis ins Unendliche geradeaus waren die vier erhöhten Eisenlinien seiner Strecke gezogen, er glaubte wenigstens, sie bis an den Horizont hin verfolgen zu können, wie er auch rechts und links das ganze flache Land, über das er auf seinem Damm erhaben war, sich vorbeidrehen und in seinem Rücken langsam verschwinden fühlte. Zuerst rannte er innerhalb eines Geleises, wobei er über jede Holzschwelle stolperte; dann aber fand er zwischen den beiden Strecken einen festgetretenen Boden, geradezu einen Weg, wie ihn wohl auch die Wächter bei ihren Begehungen benützen, auf dem lief es sich nun ohne jede Hemmung, Kopf voran, den sausenden Wind im Nacken, dieser leichte, gerade Pfad war förmlich für ihn vorbereitet. So kam er an den beiden Dörfern Mecholup vorbei, an Ourinoves mit seiner Zuckerfabrik, an Kolowrat und Rican. Niemand sah ihn; nur einem Kind vielleicht, das hinter dem Fensterchen eines Wärterhauses, von Träumen geschreckt, aufgewacht war, spukte er im fahlen Mond wie der leibhaftige Raraschek mit seinen im Sturm geblähten Kleidern vorbei. Und so hielten ihn auch die Signallichter und die Stationen nicht auf, nein, er rannte, bis die Schienen, die gespannten Telegraphendrähte und die Stangen, die mit fürchterlichen Gebrumm immer wieder auftauchten, bis all dies Gleichmäßige, eben weil er so schnell lief, gar nicht mehr von der Stelle zu rücken schien, so daß er sich wie in einem Käfig hinter langen Gittern

zu jeder Seite gefangen sah und kaum mehr den Himmel über sich frei. Da fühlte er erst, daß er müde war, zum Sterben müde, in der offenen Halle des Bahnhofs Stranschic brach er zusammen. Es war drei Uhr nachts, er hatte etwa die Hälfte des Heimwegs zurückgelegt.

Allmählich kam er aus seinem ekstatischen Zustand in gewöhnlichere Denkart. Man mußte die Leiche gefunden haben, fiel ihm ein. Was nun? Sah seine Handlungsweise nicht wie Flucht aus? Jetzt erinnerte er sich auch, daß er das Geld der Bank noch bei sich trug. Am Ende würde man ihn nun zu Hause in Wlaschim verhaften, bei den Eltern, unter Mordverdacht... Nein, das durfte nicht sein.

Er wartete daher den ersten Wiener Frühzug ab, fuhr in die Stadt zurück und meldete den Vorfall gleich im nächsten Kommissariat. Dann begab er sich mit freudiger Ruhe ins Bureau, nachdem er in einem Kaffeehause sich gewaschen und gefrühstückt hatte. Er lieferte das Geld ab und ging an seine Arbeit, ohne ein unnützes Wort zu verlieren, bis der Chef und die Kollegen im Nachmittagsblatt die erstaunliche Begebenheit gelesen hatten und nun, alle zugleich, mit Fragen und Rufen sich auf ihn warfen.

Sein Zustand von nie zuvor verspürter Elastizität, und Selbstzufriedenheit hielt auch bei der Einleitung des Prozesses an, währenddessen er übrigens auf freiem Fuße blieb, so deutlich sprachen die Tatsachen für seine Unschuld. Die einsame Gegend, in der der Kampf stattgefunden hatte, der geladene Revolver in der Hand des Erwürgten, der überdies als entsprungener und seit langem gesuchter Zuchthäusler agnosziert wurde, der Zehntausendkronenwechsel: alles lag offen zutage. Zudem fand sich ganz unverhofft noch ein Zeuge für Viktor, der Kondukteur, in dessen Wagen er bis an die Endstation gefahren war und der das verdächtige Spionieren eines mitfahrenden Vagabunden, welchen er im Toten wiedererkannte, bemerkt haben wollte. Überhaupt schien im Leben Viktors, der sich bisher mit einigem Recht für einen Pechvogel gehalten hatte, vom Moment des Überfalls an eine gänzliche Wandlung zum Besseren einzutreten. Der Buchhalter fand in der Tat ein nicht zu übersehendes Zeichen der von ihm so sehnlich gewünschten „Tatkraft und Initiative“ seiner Beamten-

schaft, er stellte ihm Avancement in Aussicht. Die Kollegen, die bisher den ungeschlachten Bauernjungen sich vom Leibe gehalten hatten, suchten seine Gesellschaft und bewunderten ihn. Alle Zeitungen lobten seinen Mannesmut, brachten sein Bild und eine Lebensbeschreibung. Auf der Gasse grüßte man, fremde Leute sprachen ihn an. Eine hohe Remuneration der Bank sowie der Polizeibehörde war ihm sicher, man redete von einer allerhöchsten Auszeichnung. Die Eltern, erschreckt und gerührt durch die Lebensgefahr, der er so knapp entronnen war, kamen sofort nach Prag und überhäuften ihn mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, die ihn ganz überraschten, denn er hatte die beiden stets nur als zurückhaltende, harte, schweigsame Menschen gekannt.

Vor all diesen Gunstbezeigungen des Schicksals empfand Viktor jedoch ein heimliches, von Tag zu Tag sich steigerndes Grauen. Anfangs zwar hatte er bei seiner Prozeßverteidigung dieselbe Rauflust und Wahrhaftigkeit wie beim Kampfe selbst bewiesen: der Feind sollte auch im Tode nicht triumphieren. In demselben Maße jedoch, in dem die Protokolle und die Reden seines für ihn sich erhitzenden Anwalts alle Einzelheiten des Auftritts ihm wieder vor Augen stellten — er hatte bisher nur eine unklare, freudige Erinnerung daran gehabt —, in demselben Maße sah er seine Seele enthüllt, vor der er wie vor einem Haufen Gestank sich abkehren mußte. „Gerechte und erlaubte Notwehr“, schrie der Anwalt, „Notwehr“ hieß es im einstimmigen Verdikt der Geschworenen — sein Gewissen aber sprach anders. Die Richter konnten freilich nicht ahnen, was während des Erwürgens in seinem Kopf und Herzen vorgegangen war; er aber erinnerte sich nun daran, Zug um Zug, daß er zwar zum Morde gezwungen gewesen war, daß er aber an diesem Zwange nebenbei — eine ungeheure Lust gefunden hatte, daß er mit Vorbedacht, mit kaltem Genießen gemordet hatte, o, nicht nur den einen . . . viele, viele, ohne eine Spur von Erbarmen, einzig der maßlosen Rachgier seiner Seele hingegeben. Und alle die Gemordeten, obwohl sie in Ruhe lebten, ihm traten sie als Gemordete entgegen, mit feurigen Gesichtern, reueheischenden, er sah nun in jeder Falte eines fremden Gesichtes diese ver-

zerrten auf ihn lauern... Mit schlotternden Beinen, gebrochen, verließ er den Gerichtssaal, in dem kaum eben zum Applaus der Zuhörer sein Freispruch verhallt war.

Wer das Böse im eigenen Herzen mit solcher Deutlichkeit sich hat entgegengrinsen sehen, für den ist jede Hoffnung verloren. So war denn das einzige, worauf von nun an alle Gedanken Viktors sich richteten, der Tod. Nur besorgte er, daß ein dem Prozeß zu schnell nachfolgender Selbstmord als Schuldbekenntnis und Selbstjustiz gedeutet werden und einen Makel auf seinem und seiner Eltern Namen zurücklassen würde. Peinlich war er daher darauf bedacht, obwohl sein tiefstes Ich nach Erlösung vom Dasein drängte, diesem Trieb nicht zur Unzeit nachzugeben, eine angemessene Frist verstreichen zu lassen. Bis zu dem erwählten Tage verbot er sich jede Freude, ja jeden Gedanken an eine Freude, mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit gab er sich von nun an ganz seiner eintönigen Arbeit hin, in deren Langeweile und reizloser Trockenheit er eine Art von Askese und Strafe für sich erblickte. Jetzt aber wurde er — was alle Standreden seiner Chefs nicht erzielt hatten — zum gewissenhaften, gründlichen Beamten, pedantisch hielt er die Stunden ein, kam als erster, ging als letzter, ließ keine Sekunde der Bureauzeit unbenützt, wurde berühmt als Schnüffler und Bohrer, der in jedem Brief immer noch einen Fehler oder eine bessere Wendung zu entdecken hatte. So verging ein Jahr, zur Gänze dem ungeliebten, fremden Zwecke wie ein Sühneopfer für die Zügellosigkeit seines Herzens dargebracht. Als nun aber nach Ablauf dieser Zeit der Tag heranrückte, den er zu seinem Ende bestimmt hatte, da zeigte es sich, daß dieses Jahr der stupiden und pflichtgetreuen Ermüdung nicht wirkungslos an seinem Geiste vorbeigegangen war. Statt eines Helden ergriff eine Memme das Rasiermesser und ließ es zitternd fallen... So war mit seinen großen Ansprüchen an das Leben unmerklich auch sein hoher Sinn, sein Ehrgefühl geschwunden; in der eingefallenen Brust, hinter gebleichten Wangen lebte nicht mehr jener sich selbst unbewußte, edle Wille, der begehrlich, ja anmaßend, scheinbar ohne zureichende Berechtigung sich gegen eine allgebilligte, allanerkannte Lebensordnung gewehrt hatte, in dem

aber vielleicht doch, ohne daß der Knabe es ahnte, etwas durchgebrochen war, was wir als die Schönheit und den Urquell dieser Welt verehren ... Doch das war nun vorbei. Seine restlichen Jahre — es waren noch viele, fünfzig und darüber — verbrachte Viktor Kanturek fleißig im Alltag, ameisenhaft, kläglich zufrieden, allmählich eintrocknend, ohne Freund und ohne Frau, mit einer etwas sonderlich anmutenden Scheu von Zugluft und frischem Wind, die besonders zur Zeit des Vorfrühlings den kümmerlichen Pinsel regelmäßig heimsuchte.

THEODOR DÄUBLER: *PARIS*

C'est moi qui suis la grande Isis!
Jules Laforgue.

Ich beschloß, nach Paris zu gehn. Ich hatte mir eine eiserne Vorstellung von Paris gemacht: Ich dachte an ein silberndes grausames Licht, an sausende Aufzüge und davonrollende Schnellzüge.

Im Zug, in den Schraubentunnels der Gotthardbahn dachte ich schon etwas davon vorzuerleben! Ich hatte die Absicht, lange in Paris zu bleiben. Ich sagte mir: Ich weiß, daß ich dort Menschen finden werde, in deren Geschick ich eingreifen muß: Wer erwartet mich in der großen Stadt, ohne zu ahnen, daß ich soeben heranrase?

Die letzten Jahre waren abstrakt: Ich reiste durch Italien, war lange am Meer gewesen, aber was mich beschäftigte, Tag und Nacht, war Metaphysik. Nun wußt' ich es, ich hatte bereits als Kind meine Sonnenschwärmerei. Ich glaubte fest an die Sonne, meine einzige Gottheit, aber die hatte ich: Meiner Umgebung zum Trotz!

Die Sonne verstrahlte sich, wir überkamen ihre Kraft und Güte, wir mußten aber dafür träumen und ihr am Morgen die Arme entgegenstrecken. Und wir waren selbstschöpfrisch geworden, wir Menschen, wir konnten uns freimachen. Die Nacht halten wir längst in unsern Armen, den Norden unterjochen wir und spenden ein verseligtes Sonnenlicht den andern Welten, wir die Erde: Wir das Nordlicht!

Hab ich mein Sonnenschwert gezückt?

Niemand wußte es, ich selbst fing an, behutsam, schamerrötend an meine Geistigkeit zu glauben.

Paris, nun blick ich dir über die Alpen entgegen: Bald bin ich da! — In deiner Unendlichkeit, Merkurstadt, allgegenwärtge Gesandtin des Jüngsten Sonntags, will ich mich prüfen; ich will dir nicht widerstehn, Paris, von dir erhoff ich meine Jugend, meinen Roman!

Ich war zu weltfremd in den letzten Jahren, aber ich bin gewandert!

Wir Menschen sind Wandrer! Unbewußt entwandern wir uns alle: Bei Tag der Sonne nach, bei Nacht dem Nordstern zu. Und die Inder wandeln in sich alle unsre Richtungen zurück: sonst müßte die Welt aus den Fugen gehn.

Rom die Sonne, Paris Merkur, Venedig die Venus! Jede Stadt vertritt ausgesprochen ihren Planeten, jeder Mensch vornehmlich seinen: Städte sind eine Sternsetzung durch den Menschen.

Es gibt einen Stern, der ist sehr entfernt. Aber auch er hat seinen Vertreter auf Erden, der ist bereits frei. — Wir suchen ihn, wir suchen ihn und fragen uns, wo weilt er? Wir wissen, wie er heißt: Der ist und nicht wirkt!

Langsam erstrahlt auch die Stadt: Das Jüngste Jerusalem.

Indiens Tropenland hat seinen Ruhepol im Menschen. Der Arktis Totenland hat seinen Lebenspol im Menschen. Der Pol also ist in uns der Gleiche! Seine Forderungen schlagen aber bis ins Gegenteil um. Dadurch erklärt sich die in Verschiedenheiten gebettete Einheit aller Religion.

Basel: Eine deutsche Stadt! Und wirklich silbernes Licht. Ein leichter Nebel vermittelt den lieblichen Schein; nur die Schatten bleiben stumpf. Der Rhein hat da beinah ein katarakthaftes Gefälle. Der grüne Rhein muß immer schön sein: Zwischen Bergen, wie eine ewige Überschwemmungsflut daherwuchtend, oder durch Hügel hindurch, für sich selbst, die ganze Landschaft in Anspruch nehmend: Der Rhein kann bloß gewaltig sein! Der Fluß enträtselt mir sofort den Charakter seiner deutschen Heimat. Wenig Gliederung, selten abgerundete Selbstbeschränkung, Willkür, daher plötzliche Überraschungen: Gewaltsame Zerfahrenheit bestürzt mich sogleich in den Rheinstrichen. Daher

stimmt einen in Deutschland die moderne Chaotik weniger herab, als in Italien. Dort das sanftpathetische, feierliche Sonnenlicht, das den Überschwang der Farben durch deren eignes Erstrahlen, über alle Schatten hinweg, in weichen Goldstimmungen vollkommen ineinanderschmeichelt: Hier, am Rhein, die überfeine Tönung der Dinge und die rücksichtslose Entschiedenheit der Lichter. Welch abgehärtete Verschwiegenheit aus dem Rot des Baseler Münsters hervordämmert! Wie kräftig muß es von Vergänglichkeit sprechen, wenn an einem Regentage die stahlfahlen Wolken anfangen sich abendlich zu bräunen, und große Tropfen an die roten, stark verwitterten Skulpturen über der Pforte heranklopfen, die Kastanienbäume sich in dem, ihnen eignen Takt im Sturme schütteln, und gelbe Bäche in den grünen Strom hinunterklatschen. Meister Nikolaus Manuel Deutsch aus Bern überraschte mich. Den ausgelaßnen Übermut unbändiger Knaben raffte er im Entwurf zu einem Brunnen mit lustigen Spünden zusammen. Da hätte das Wasser platschen, platschen müssen, wie spaßhafte Schläge auf nacktes Fleisch: Und das Rauschen der Wasserwürfe hätte dann etwas vom Lachen schadenfroher Kinder, bei der leiblichen Züchtigung anderer Wildfange, gehabt. Kurz: lauter Wasserlaunen hätten derb und scherzhaft über den Marktplatz einer braven Schweizer Bürgerstadt gepritschelt und gekichert. Doch Meister Deutsch verstand sich auch auf die absonderlichen Freuden der Erwachsnen: Wie er die Damen gut verstand! Noch etwas roh, zu jener Zeit, und doch schon im Vergnügen, in übertriebnem Trachtenputz sehr erfahren! Deutsches Mittelalter, deutsche Künstler liebte ich in Basel sofort. Der ganze Stil hat etwas von der Maserung des Holzes: Da ist noch manches ungeschickt und ulkig oder rohgeheimnisvoll.

Die Sünde fühlten unsre Vorfahren, da hatte keiner seine Erbpflicht erfüllt: Und jeder wollte seine Häßlichkeit dafür ertragen. Das Weib ist immer schön, leider setzt die Eitelkeit, die schamlose Lust der Welt, zu unserm Unheil, hübsche Puppen zwischen Kämpen und vor Spiegel.

Die Anschauung war gewaltig, kam vom Wald: Wo jede Eiche im Winter, wie zum Totentanz der eignen Blätter, Eicheln, Vögel, Schnecken, Würmer und Füchse nackt und

verknöchert dasteht. Dann kam der Fön, und er belaubte unsre deutsche Heimat. Bald ging der Frühling mit voller Würde in Holbein auf. Der gütige Dürer verklärte sein Griffelwunder mit Kenntnissen über ferne, unsichtbare Sternenrätsel. Und unter Cranach knarrte noch das Holz im Herbst, wenn er zur Jagd nach eignen Augenblicken dahinschritt. Und Grünewald erkühnte sich zur Auferstehung deutscher Wälder, deutscher Fürsten und vor allem der Geknechteten! Wer das nicht sah, das Übersichtbare, das da ist! Immer da! dem kann auch unser Grünewald nicht helfen.

Dann war es aus mit Deutschlands Kunst. Das Vaterland ward wild verwüstet: Italiens Leuchter wollten sie nach Norden tragen. Doch nicht die genialen Erlebnisse der Toskaner, die glühenden Bekenntnisse der Venezianer, sondern die Schulweisheit von Bologna bekamen wir: Italien ward zum Fluch!

Und heute, wo die Renaissance genug verschandelt hat, wo sie niemand mehr ertragen mag, wo bleibt heute der junge Heimatsang, der frische Wind am Schweizer See, der Lichter Silberschnickschnack, wenn sich das Märzwetter zum Sturm bekennt? Der Sinn für diese Welt ist weg!

Jedes große Kunstwerk hat eine ausgezeichnete Persönlichkeit geschaut. Je selbständiger, folglich einfacher, unliterarischer ein Bildwerk ist, desto mehr kann der begreifende Beschauer darüber aussagen. Der Plastiker hat seine Metaphysik, das einzige und einmalige Ich, durch Gestalten zu offenbaren: Gelang es ihm, dem mir Verwandten, ein Werk, voll vergeistigter Sinnlichkeit zu verkörpern, so liegt es nun an mir, dem ihm Verwandten, ihn zu verstehn, seine Schöpfung auszulegen, ihrer geheimen Mechanik nachzuschleichen. Kurz: Ich soll die Tat, als ob sie ein Stück Natur wäre, auseinanderzuketten suchen.

Wer nur wenig zu berichten hat, wird um den größten Vorwurf, den er sich gewählt hat, herumstümpern: Feine Künstler begnügen sich oft absichtlich mit scheinbar Nichtigem zu ihren Darstellungen und vereinfachen es noch mit solcher Trefflichkeit, daß wir ihre Sicherheit im Ertasten des Eindeutigelementaren nicht genug anstaunen können. Die stärksten Naturen, die sich ihrer Vision, ihres

Willens, ihrer untergeburtlichen Gesundheit nur beim Schaffen eines Bildwerkes ganz bündig bewußt werden, verschaffen unwillkürlich einer höhern Einsicht vollkommnen Ausdruck. Der Mythos entsteht ausschließlich im Künstler: Wer als Schöpfer unsrer Sehnsucht seinem Glauben vertrauen kann, steigert, verklärt und drückt das Anspruchlose aus. Nur dem, der Geist bringt, gibt sich das Unnahbare. Im Künstler geht ein Auge auf, das zu menschlichem Sehn, aber nicht zu kindischem Aberglauben stimmt.

Anthropomorphe Vorstellungen von heitern Wellenkobolden oder bösen Waldgnomen sind heute Volkskunst: Aber auch da die große Gefahr zu gefallen, ... um zu verbilden!

Die Volkskunst komme: Ungewollt wie in der Gotik. Man kann auch von einem Bauernbarock sprechen: Die Jesuiten beabsichtigten eine volkstümliche Kirchenkunst: Sie kamen dabei dem allgemeinen Geschmack entgegen und haben doch nichts herangebildet, hinangestaltet.

* *
*

Paris! Ich fand Italien auf den Straßen wieder, allzuheimisch fühlte ich mich in Frankreich. Im Louvre: Abermals Italien. Die alte Stadt: Malerischer als Neapel! Das Land: Nicht kraftvoll und vergeistigt wie das Arnotal: Und doch so fein und wirksam, noch im letzten Ineinandergreifen stiller Einzelheiten eines einfachen Gefildes, daß mir sofort Piero della Francesca und Filippo Lippi einfielen. Wie sind am Seinestrand die Übergänge zart! Hier findet jeder Ausblick fast im Augenblick seinen Ruhepunkt. Heute wird viel Eindringliches über Komposition eines Bildwerkes gesagt. Dogmatisch recht behält, wer allein den sinnlichen Maßstab gelten läßt: Meine spekulative Auffassung vom zweckhaften Zusammenhalten des Darzustellenden, die ich mir jetzt auseinandersetzen will, ergänzt eigentlich nur jede ausschließlich plastische Auffassung der bildenden Kunst. Schön ist, was dauern soll: Poetisch, was in uns einen ewigen Rhythmus begleitet. Eine Fähre, die über einen Strom setzt, ist poetisch, weil sie unser ganzes Leben als ein langsames Hinübermüssen bildhaft ausdrückt. Rast ein Schnellzug über eine Gitterbrücke, so erweckt hingegen sein

Anblick heuristische, energetische Gefühle. Ein plötzliches Marconisignal, eine augenblickliche Kundgebung über einen breiten Fluß ist sogar erkenntnistheoretisch auffallend. Vielleicht entspricht es unserm transzendentalen Denken. Wiederholen wir: Nur was einem persönlichen Willen, einem metaphysischen Glauben oder sogar, in vereinzelten Fällen, einem ziemlich unbewußten Jenseitswittern, in der Erfahrungswelt symbolischen Ausdruck schafft, kann uns poetisch oder, in hohem Sinne, schön vorkommen.

Der Künstler suche beim Komponieren, mit tiefstem Taktgefühl unmerkliche Gegenüber, fast plastische Fortsetzungen einer Figur in Andern, verlängerte Unterstützungslinien oder perspektivische Schwerpunkte leicht anzudeuten. Dadurch wird unser Verlangen nach faßbaren Kausalitätsreihen befriedigt und eine Empfindung von Beharrlichkeit im Kunstwerke gefunden und beleuchtet. Wir sollen unerschaute Beziehungen zwischen uns und unsrer Umgebung klarlegen: Die Wissenschaft forscht in Zeit und Raum. Die Musik bloß in der Zeit. Die bildende Kunst im Raume. Dadurch, daß der Künstler nur Zeit oder Raum zu beleben hat, ist seine Aufgabe einfacher und schwerer zugleich. Er überwindet aber dabei eine der beiden Grundbedingungen menschlicher Anschauung, entweder die Zeit oder den Raum. Schon darin liegt seine unendlich hohe geistige Bedeutung. Das greifbarste Verständnis für die Komposition hatten die Italiener der Renaissance. Giotto ist bereits europäisch bewußter Komponist.

Ein sehr großer Metaphysiker war Claus Sluter. Auf seinem Mosesbrunnen in Dijon lassen sich die geistigen Zentren, die mit sinnlichen Schwerpunkten und Hebellinien zusammenfallen, bei entwickeltem Anschauungsvermögen, gar herrlich enträtseln. Sein Moses, seine Propheten bleiben, auch wenn sie mit Gebärden sprechen und deuten, ganz selbstverständlich in der Ewigkeit. Ihre Bedeutung findet ihren zureichenden Grund in jeder Zuckung der Handmuskeln: In allen nervösen Erregsamkeiten der Gesichter, ja in sämtlichen Rhythmen der verschiedenartigen, vielkantigen Gewänder. Mit dem Bildner Sluter verschwindet auch der Schöpfer der Welt: Die Einheit des Werkes übersteigt alle Grenzbegriffe: In diesem Falle auch den eines

Gottes. Der seelische Mechanismus ist in Freiheit vollendet. Die Gebundenheit des Werkes tritt durch die ausgebildete Eigenheit jedes einzelnen Propheten überhaupt erst hervor: Sie ist aber so unwiderlegbar gegeben, daß eine einzige nicht mitkomponierte Linie beunruhigen müßte. Die Idee des Verfalls würde sich sofort ergeben: Wir sterben ja, weil wir glauben, sterben zu müssen. Wir fürchten uns eigentlich mehr als vor dem Tod, der auf uns sehr begreiflich wirkt, vor einem Leben, wo wir fast keiner Kausalkette, die uns bedingt und erhält, nachspüren könnten. Wir wollen das logische Ergebnis aller unsrer Gründe sein. Nun soll allerdings ein Christ die Angst vor dem Sterben nicht durch Klarheit überwinden! Bleiben wir unter Heiden: Jeder Künstler bewahrt sich und seine geistig Verwandten vor panischen Schrecken. Als ich Sluter schaute, brauchte ich mich in seinem Sinne vor nichts zu fürchten.

Puvis de Chavannes ist nicht bloß der Verständige, der durchaus bewußte Erfüller weiter Flächenvisionen, sondern seit Poussin der einzige episch große Maler. Watteau hat in seiner Einschiffung nach Kythera eine überirdische Beleuchtung gebracht, dazu eine Komposition in so freien Bewegungen hervorgezaubert, daß mir die Tat dieses Bildes ganz rätselhaft erscheint: Aber es blieb bei diesem Bild!

Puvis de Chavannes offenbart Frankreich: Den armen Schiffer, die heilige Genovefa hat ein Christ geschöpft. Ein leichter heidnischer Geist weht aber auch in seinen holdsymbolischen oder rein lyrischen Werken wehmutvoll über Galliens christlich verklärte Auen. Wie bei Botticelli fassen diese Waldwesen, Gestalten an Flüssen, Erschauer der Fluren noch immer nicht, warum sie lange, gar so lange, durch den Christengott verbannt, schlummern mußten, und nun scheuen sie sich, abermals als Welt zu erwachen.

Den Zusammenklang seiner Gestaltungen hat kein Künstler rhythmischer ineinander geschmiegt als der erhabne Schöpfer der Pantheonfresken. Wie bewegt, wie gläubig alle Menschen sind: Die Arbeit selbst wird hier zur Religion; alle Dargestellten gehen darin auf, durch ihre Leistung, einem großen Volk eine Vergangenheit zu er-

werben. Sie wissen nicht, wozu sie bestimmt sind. Doch ihre einfachen Bewegungen beim Sägen, Hämmern beleben sich fort und fort in Bäumen, die noch wachsen wollen, in Flüssen, denen sie entnommen wurden: Alle Regungen gipfeln in eines Heiligen erfahrner, in eines Kindes lieblich schauender Besonnenheit. So seht: Ein Gott, den wir nicht mehr verstehn können, weil wir, aus ihm heraus, Welt wurden, verläßt nicht diese biedern Männer, Frauen und Kinder, die da sind beim Bau von Kirchen und Häusern. Dort im Pantheon zeigt sich so klar, warum sie nicht ermüden. Da ist das Hobeln nie ein Hin und Her von kräftigen Bewegungen, denn jedes Ausgreifen eines Armes ist schon von eines Astes Richtung vorgesehn. Und jedes hurtige Zurückreißen der Glieder wird allsogleich von einem Fluß, der langsam weiterrauscht, in seine stillen Windungen hineingeschmeichelt. Ich vermute wohl, warum Puvis de Chavannes das Wunder solcher Ruhe schuf: Er wußte, daß kein Herzschlag jemals verloren geht!

Da ist alles Frühling. In Europa heimisch gewordene Bergpredigt. Menschen, die nicht mehr ganz einfältig sein können und sich bemühn, ganz Seele zu werden. Über aller Tagtäglichkeit, außerhalb jeder Absichtlichkeit: Stil!

Frankreich, Frankreich, ich erkenne deine heimliche Selbständigkeit. Wie anders ist Paris als ganz Italien: Wie sacht verliert sich hier das weiße Licht in feinen Silberlinien und verliebt sich noch in die gefälligen Schatten. Wie weihevoll und dennoch ohne dünkelhaften Ernst sind hier die Türme: So grau zumeist, wie feine, leichte Asche: Um der Kathedrale Strebepfeiler, über ihren grünen Erzengeln und blauen Sternstandbildern und den grünlichen Schimären zerstäubt, zerperlt die dünnste Frühmorgenluft über der Seine.

Im Mittagglanz erstrahlt die heilige Kapelle. Sie dringt nach oben, oben: Alle Fialen langen nach dem Licht. Die leichten Zinken lösen, übergipfeln sich und scheinen zum Zenite zugespitzt. Wie mächtig diese kleine Kirche dasteht: Das ist ein festgeschloßner Pfeilerbau. Die Mauerzwickel stehen weit, in leichtem Kreise, um den Innenraum hervor: Nach außen spricht der Stein, der Stein! Er zwingt dich,

der du umgehst, zu gehorchen. Doch drinnen sagt der Tag: Der Tag! Da stehst du überrascht: Die Mauern sind verschwunden. Da siegt das Licht: Es siebt durch liebliche und milde Scheiben. Verwirklicht wallt der Sagen Purpurblut empor zur holden Sonne: Da blaut die Wahrheit, die du urgeschaut: Herauf, herauf, aus deinem Schaudern. Es grünen, blühn, sprühn hier die lieblichsten Natürlichkeiten. Durch gelbe Auen zucken blaue Bäume, dem Rauchtopas gleicht ein Bach, und lila Heilige, und Lilien zart wie Reif, erwachen in den hohen Fenstern.

Das Christentum, den Sang der Judenschaft hat hier der Mittag sanft und klar zu sich zurück, ja, zu sich selbst, gebracht.

Ach, Saint-Germain de l'Auxerrois, erwarten will ich hier den Abend! Wie weit du greifst, in deiner Flammenandacht, alte Kirche! Der Abend wandert um die Welt, in deinen Hallen aber kann er sanft um uns verweilen. Wer jenes Dämmerträumen von Paris nicht missen kann, wenn grade Strahlen allen Schatten blaß umarmen, der mag kommen: Dieser Zackenbau erzählt uns milde glimmende Legenden. Vollendet wie der Abend ist die breite Gotik dieser Räume. Was weiter westlich mit der Seine hinabsteigt, gegen Abend, ist nimmermehr die wahre Stadt, wird bald Paris mit seiner falschen Nachbedeutung.

Im Osten, Nôtre-Dame: Zu Mittag die Sainte-Chapelle: Beinahe die Nacht: Saint-Germain de l'Auxerrois!

Ist das Paris, ist das Paris? Ein herrliches, ein überschwenglich ernstes Märchen!

Die Seine, im Grunde wohl ein guter Fluß, entrinnt hier nicht der tiefsten Tragik. Wie schnell die Seine vorüber will! Doch läßt die Stadt sie nicht enteilen: Sie muß, sie muß um Inseln ziehn: Sie muß, sie muß sich teilen! Der Stadt Umarmung ist geschehn; nun darf die Seine vergnüglich sein: Sie läßt sich gütig überbrücken! Ganz Frankreichs Silberlicht ist an der Seine, hier, am allerglücklichsten. Die Silberbäume spiegeln es, sie spielen mit dem Wind und Licht an beiden Ufern des bewegten Flusses.

Das raschelt sacht in allen Blättern und auch die Seine hör' ich rauschen und zwischen Büchern stöbre ich und finde alte Schnitte. Und Bücher, Bücher überall! Von Brücke zu Brücke. Und drüben, hier, ja hier und überall, verkauft, vertauscht man Bücher. Die Silberbäume lächeln jetzt: Die Seine fließt zufrieden; und allen uns, mir, ihnen, ist Paris, Paris beschieden!

Mein erster Meister in Frankreich ist „Clouet" und was den Clouets nahestand. Damals verwirklichte die Zeichnung eine durchaus prägnante Charakteristik: Das Vornehme wurde gefunden, nicht das Eigentümliche gesucht! Nur Züge, die niemand Anderm zukamen, durften verbucht werden: Daher die reinliche Knappheit dieser Schule. Das waren Hofmaler! Keine Schmeichelei, bloß die selbstverständliche Hoheit: Welch ausgezeichnetes Künstlergewissen! Nie Buntheit in der Komposition: Der Adlige steht allein da.

Keine Verkrausungen in der Farbe: Die Stellung des Königs von Frankreich war zu klar!

Aber welche Kultur in der Durchführung eines Werkes. Vor allem noch ganz unproblematisch, — zeichnerisch!

Nie wurde ein Kopf eindringlicher in seiner Einzigkeit erfaßt. Hatte der Künstler die sinnfällige Form des zufälligen Auges geschaut, so ergaben sich von selbst vereinfachte Deutung von Kleidung und Schmuck. Jedes Bildnis war ein ganzes von Gesicht, Haltung und Gewandung. Bei Männern gaben vornehmlich Augen und Nase den Maßstab zum vollständigen Porträt, bei Frauen sehr häufig Mund und Ohren, bei Kindern nicht selten die Hände.

Ein unaufdringliches Helldunkel muß der Grundton sein. So entsprach es der entschiednen, der vorherrschenden Zeichnung. So und nicht anders sollte es in einer ritterlichen Zeit angebracht sein, Lebendiges zu schaffen!

Ich sah Bildnisse von Alonso Sanchez Coëllo, die auf Clouet zurückgehen. Pantoja de la Cruz vereinfachte diese strikte Auffassung in fanatischer Weise: Schon stehn wir vor dem beruhigten Naturalismus Velasquez'!

Es gibt ein einheitliches Spaniertum in der Malerei. Ich verfolge es, ohne Spanien zu kennen, über Mazo, Carreno de la Miranda bis auf Goja, den Meister Manets! Es gibt

heute in der Malerei nur eine Schule: Die französische! Es gibt nur eine Tradition: Die französische! Allerdings mit einem Umweg über Spanien. Die ausgesprochenste, entschiedenste Ahnenreihe führt uns über Fragonard, Watteau zurück zu Claude Lorrain und Nicolas Poussin: Oder sogar, wie angedeutet, zu Clouet!

Mein großer Lehrer in Frankreich ist Jean Fouquet. Seine Porträts sind erhaben und nüchtern zugleich. Das sind Menschen, die das Leben klar und würdig ins Auge fassen. Nichts wird da als nebensächlich behandelt: Jede Falte eines Gewandes hat ihre Wichtigkeit, jeder ausdrückliche Strich in einem Gesicht zugleich seine dekorative Bedeutung. Das ist Renaissance: Selbstverständliche Menschlichkeit, Vorbeugen gegen einen aufdringlichen Idealismus, der vor allem in der bildenden Kunst Verheerungen anrichten muß.

Nach französischen Miniaturen läßt sich nichts Europäisches dieser Art mehr ansehn. Der Monumentale in der Miniatur ist Fouquet. Seine Mystik ist mathematisch. Jede Zeichnung in einem Fußboden, alle Steine und Bäume in der Landschaft haben ihre hieratische Bestimmtheit: Auch die astrale Welt kann mechanisch aufgebaut sein. Jedes Chaos ist der Verneinung verdächtig. Der Überschwang ist nicht die Mystik Fouquets. Er hat vor allem Religion.

Ich suchte das Eisen: Ich fand die bestimmte Linie der Zukunft: Clouet wird verstanden werden! Ich hoffte auf eine gesunde Entfaltung: Fouquet erklärte sie mir!

HEINRICH MANN: *DER SOHN*

Als Färber heiraten konnte, hatte er hinter sich schon achtzehn Jahre der Arbeit, des Suchens, des wechselvollen Kampfes mit der Menschenmasse, durch die man hindurch muß, den Zufällen, die man entwaffnen muß, mit dem Leben. Luise hatte kein Geld; aber mit vierzig Jahren wirst du doch endlich dir und ihr genügen, oder du bist kein Mann. Er genügte, wie jeder, auch noch der Kleinen, die kam. Wie jeder, stand er nach seiner Arbeit über eine Wiege gebeugt, suchte in dem Gesichtchen des Säuglings nach sich selbst, nach seinen Ursprüngen und der von ihm mitgeschaffenen Zukunft, die er nicht mehr sehen sollte; entsann sich bei einem Aufseufzen des kleinen Schlafenden der schweren Stunden die hinter ihm und vor diesem lagen; sah es den Blick öffnen, der den Vater noch nicht kannte und einsam schien, als wisse er schon alles. Nun aber lächelte es, und alles war gut.

Es wuchs, und der Vater mit ihm. Die Freude, das Brot und einen Anteil am Genuß der Welt beschaffen zu können für zwei Wesen, die nur ihn hatten, machte ihn stärker, als er sich kannte. Er gelangte in der Gesellschaft, die er vertrat, zu einer leitenden Stellung.

Schöne Zeit! Draußen scharf wachen, den Gegnern auf die Schliche kommen, seine Haut ihnen nicht lassen und lieber Riemen schneiden aus der ihren. Zu Hause dann gesicherter Friede, anständiges Menschentum, lauteres Wohlwollen von allen zu allen. Man wechselte den Rock, wusch sich — und sah, ein heiteres Zimmer betretend, in Gesichter voll Güte und Zutrauen, voll Erwartung, Wunsch

und Dank. Sein eigenes Gesicht, diese beiden sahen es nie anders. Er hielt darauf, es ihnen niemals so zu zeigen, wie es draußen „im Leben" wohl aussehen konnte. Sein Luxus und seine Art von innerer Erhebung war es, das Gesicht des Lebens vor diesen beruhigt und verklärt zu bewahren.

Beide waren so schön in ihrer Unwissenheit, so liebenswert in ihrem Glauben, alles verlaufe rein und klar, erhalten nur wir so unsere Seele. Und hatten sie nicht recht? Die Mutter, als grade ihre letzte Verwandte gestorben war, blutjung und arm geheiratet vom Fleck weg, gehegt und gepflegt, mit allem beschenkt, was ein Frauenherz reich macht, — und von ihr wie von Rosa, die seit ihrem ersten Atemzug nur Liebe kannte, ward zum Entgelt für alles Glück nicht mehr verlangt als eben, daß sie glücklich seien. Färber, dessen Werk sie doch waren, näherte sich ihnen oftmals nur mit Ehrfurcht.

Welche tiefe Gefahr ein so lieblicher Betrug barg, hatte er nicht vergessen. Dies alles stand einzig auf seinen Nerven, seinem Kampfwert. Zuweilen quälte es ihn, er habe mehr Verantwortung übernommen, als einem mittleren Manne zukomme. Der Kluge und Mächtige, der die Güte war, dies hieß es bleiben oder ihr Vertrauen täuschen. Je fester ihr Vertrauen, um so schärfer sah er um sich die Drohungen, überreizt und nur darum nicht mehr sicher. Er beging geschäftliche Fehler, von denen gesagt ward, sie entsprängen einer Überschätzung seiner Kraft und Geltung. Dem Aufsichtsrat, der bereit gewesen wäre, ihm seine früheren Verdienste anzurechnen, begegnete er unverhältnismäßig schroff. Er ward entlassen.

Und eben jetzt nahte die Geburt eines zweiten Kindes. Konnte er der Frau sich offenbaren? Trotz vorhandenen Mitteln zum Weiterleben schien es höchst geboten, stillschweigend und ohne alle Beunruhigung eine andere Stellung anzunehmen, eine der Stellungen, die ihm gelegentlich angeboten waren und zweifellos zur Verfügung standen. Indessen zeigte es sich, daß sie dem, der die seine verloren hatte, keineswegs mehr zur Verfügung standen: nicht die, die größer waren als seine bisherige, höchstens die kleineren. Er lehnte kurzweg ab. Früher oder später fand sich doch alles, die richtige Sache und die Menschen, die seiner

gedachten. Erworbene Kraft ging nie verloren. Aber sie lag brach.

Jeden Morgen verließ er wie sonst das Haus, und während Frau und Kind ihn geborgen im Amt glaubten, ging er, wie mit zwanzig Jahren, auf der Fährte des Zufalles. Nur daß er mehr litt. Nicht allein die Enttäuschungen setzten ihm zu; er spürte, auch die Unregelmäßigkeit und das Umherirren entsprachen seinem Alter nicht. Der Augenblick kam, da sein Wille plötzlich nachließ. Es war in der Stadtbahn. Um ihn her schien jeder gespannt und zielbewußt; nur er, eine sich mit hinstehlende Existenz, fuhr zu den Seinen heim, um sie nochmals zu belügen. Warum eigentlich? Man konnte gestehen, konnte nachgeben und es zulassen, daß auch die Frau ihren Teil der Last trug. War man denn allein? Aus seinen Augen drangen langsame, schwere Tränen, er sah kein Getriebe mehr, er dachte: ja, man sei allein. Man habe die Pflicht übernommen, diesen zwei Wesen zu beweisen, das Leben sei gerecht und man selbst unangreifbar. Zu ihnen kam bald nun ein drittes. Auf dem Spiele stand, gab er es auf, sie zu schonen, nicht weniger als ihr Leben.

Darauf begann er zu zweifeln an dem Wert seines eigenen. Das noch übrige Geld konnte ihnen irgendein Dasein begründen, wenn er fort war. Blieb er, ward es von dem uneingeschränkten Haushalt nutzlos verbraucht. Er konnte eine weite Reise vorgeben. Aber auf den Ausflügen, mit denen er jetzt die Tage verbrachte, sah er doch einst in ein Gewässer hinab, durchdrungen, er sei bestimmt, noch gründlicher zu verschwinden.

Ein Dampfer legte an. Er stieg ein und war unter Menschen, die des schönen Tages wegen über den See fuhren. Hatten sie etwa keine Sorgen? Wohl auch sie. Aber selbst die schlimmsten waren bedingt und fielen weg, entzogst du ihnen den Boden. Dort sieht eine Frau her, ganz so, als bemerkte sie, daß du noch stattlich bist, scharfe elegante Züge und den besten Schneider hast. Sie selbst war hübsch, sehr gepflegt und schien erfahren; eine Anziehung unter diesen Umständen. Er folgte der unbefangenen Aufforderung ihres Blickes. Alles ging taktvoll und schnell vonstatten. Sie kehrten in einem verschwiegenen Landhotel ein.

Färber machte die Entdeckung, daß es andere Ansichten vom Leben gab als die ihm gewohnten. Es war eine Wiederentdeckung; er fühlte sich auf einmal befreit von einem ungeahnten Gewicht und befähigt, alles hinter sich zu lassen. Er telegraphierte, daß er verreist sei, unbestimmt, wie lange.

Erst nach mehreren Tagen veranlaßte seine neue Gefährtin ihn zu größeren Ausgaben — stand aber sofort davon ab, als sie bemerkte, seine Mittel stockten. Eben an dieser Feststellung schien es ihr gelegen zu sein. Sie bewog ihn, sich auszusprechen, und selbst ward sie deutlicher. Er hatte sie halb geahnt, wie sie ihn; jetzt fanden sie einen gedämpfteren Ton, ließen von dem korrekten Idealbild, das sie einander vorgehalten hatten, einiges nach; und Färber erfuhr, in dem Maße, wie er selbst seine Lage preisgab, das Wesen der ihren. Sie lebte von Gelegenheiten auf Reisen, als anerkannte Begleiterin reicher Leute, wenn es sein konnte, sonst aber dennoch auf ihre Kosten. Als sie bis zu dem Geständnis eines Diebstahles ging, vollzog er ungewollt eine jähe innere Rückkehr in sein voriges Leben. So war alles verknüpft, hatte so werden sollen, und hierher führte es. Er sah in sich den natürlichen Gefährten der Hochstaplerin. Sie sah ihn dafür an; nie war es ihr eingefallen, ihn zu schädigen, sie wollte ihn haben und mit sich führen, sie liebte ihn. In einer Wolke von Leidenschaft, war es ihre oder seine, besprachen sie die Flucht.

Was er noch besaß, sollte zurückbleiben für seine ehemalige Familie. Er hatte sich nur das Notwendigste beschafft und ging auf den Bahnhof; sie wartete schon. Da sprach einer ihn an, den er zuletzt vor seiner Entlassung gesehen hatte: „Denken Sie noch an unsere Sache?“ Nein, eben an diese hatte Färber nie wieder gedacht. Auch gab sich der andere so unschlüssig noch wie damals, das Geschäft war wieder von der Wurzel ab zu erwägen. Als aber Färber gehoben und angespannt, wie der Augenblick ihn traf, nur eben angriff, war auch schon die Wirkung da. Er sah es vor Augen: dies war zu machen. Nur festhalten und alle Kraft unerbittlich in diese Viertelstunde! Nach ihrem Verlauf hatte er den anderen vor einem Tisch mit Berechnungen und nach zwei Stunden beim Notar. Indes jener den Vertrag unterschrieb, entsann sich Färber, den

Blick entspannt, des abgegangenen Zuges, der Frau, die ihn suchte, und einer schon aufgegebenen Vergangenheit, in die er nun wieder Zutritt hatte, ehrbar und erfolgreich. Er erkannte, daß die letzte Zeit mit der Hochstaplerin seine Nervenkraft erneuert und ihn zu diesem hier ausgerüstet hatte. Er mußte ihr dankbar sein. Etwas fehlte ihm, hätte er sie versäumt. Aber gut war es, daß er, in einem letzten Gefühl von Zweifel, seinen richtigen Namen für sich behalten hatte. Fahr hin, dachte er, und ging heim.

Dort schlug ihm eine schwere Stille entgegen — und dann ein Aufschrei. Seine Frau lag in den Wehen. Der Arzt neben dem Bett ließ ihn herankommen, schien es ihm, wie einen Eindringling. Er wich sogar noch ein Stück zurück vor ihm und sagte erst dann, was hier zu sagen war. Färber neigte sich und nahm die Hand seiner Frau. Ihre Lippen zitterten, aber es sprach nur ihr Blick. „Du allein, wenn es noch möglich wäre, würdest mich retten", sagte der Blick. „Du warst meine Kraft, mein Leben und mein Glück". Stumm antwortete er ihr, sie dürfe vertrauen; und durch Hand und Auge schickte er, ohne nachzulassen, seinen Willen in sie hinüber, indes sie verging oder sich bäumte, indes sie irr redete und wie sie Abschied nahm, während sie das Kind hervorbrachte, und noch, als sie starb.

Da er nun sah, sein Wille hatte umsonst gekämpft, griff er plötzlich um sich, als wiche der Boden. In Kopf und Herz ein wildes Drunter und Drüber: „Das ist mein Werk, sie büßt für mich. Verraten von mir, ihrem einzigen Glauben, so sterben! Fast war ich schon Verbrecher — mein Gott!" Entsetzen, zusammenschlagend über ihm. Gerade sah er noch, daß der Arzt einen Schritt tat, um ihn aufzufangen, da riß er sich zusammen. „Nein. Genug an dem. Mann bleiben, was immer geschehen ist". Wohl wahr, er hatte gedacht, es führte dahin, daß er auf und davon gehen solle mit einer Abenteuerin. Jetzt aber war es so gekommen, daß er hier helfen, retten und seine Pflicht tun sollte. Dies hatte nun die volle Macht des Schicksals, — und an wie wenig war es doch gehangen. Der Zufall regiert uns. Willst du leben, bereue ihn nicht, verantworte ihn! An dir, ihn zu wenden, bis er gut ist. Aus deinem rechtschaffenen Dasein, du weißt nicht wie, wird das Schlimmste. Und gerade

dein äußerster Fehltritt macht dich fähig zum neuen Aufschwung.

Hiernach nahm er einen sanfteren Abschied von der Toten. Er versprach ihr zu handeln, als sei sie noch da. Jetzt konnte er weinen, linde Schmerzen des Selbstbedauerns. Sie war dahin, die Letzte, die ihn noch jung gesehen hatte, die Einzige, die ihn bei seinem Vornamen nannte. Das kam nicht wieder. Sie allein war ihm wahrhaft ergeben gewesen, war sein Geschöpf, weit mehr als die Kinder. Für die Kinder, wuchsen sie heran, war er ein alter Mann, ein Mensch mit Schwächen, die auszunützen, und einem Willen, der vielleicht zu bekämpfen war. Der Kritik seiner Kinder gewachsen bleiben, dies war künftig die Aufgabe. Sich halten. Seine Versprechungen halten.

Damit er nie wieder in die Gefahr komme, die Seinen im Stich zu lassen, schränkte er zuerst seine Lebenshaltung ein. Klein und umsichtig, mit einer inneren Bescheidenheit, die ihm längst nicht mehr bekannt war, ging er in eine Unternehmung hinein, verlor, und ward doch nur entschlossener und in seinem Gewissen fester. Er zwang den Erfolg dorthin, wo es kein Ausweichen mehr gab; — und vergingen auch die Jahre, eines Tages war er bezwungen. Gleichwohl durfte man ihm niemals ganz trauen. Des Erfolges war niemand sicher; sicher, so sagte er seinen Töchtern, müssen wir unser selbst und einander sein.

Er lag vor dem Einschlafen, ein Mann von Fünfzig, und dachte an die beiden Kinder, an ihre Namen etwa, Rosa, den der Älteren, und den letzten armen Schönheitstraum der verstorbenen Mutter, den Namen der kleinen Liliane. Er dachte, Laut für Laut, ihre Namen durch und fand darin vorherbestimmt, was sie sein sollten, das besonnte, schön sich entfaltende Dasein der einen, und dann dies schwache, weiße Kind einer Sterbenden, süß und schmerzlich, wie Blumenduft von einem Grabhügel. Er besann ihre Haltung heute, als er eintrat, ihre klugen oder zärtlichen Worte, und die letzte, angstvolle Vorstellung seines Wachens war es oft, er wäre damals am Scheideweg falsch gegangen, und sie hätten ihn nicht, die beiden, die nur ihn hatten. Waren sie denn jetzt gesichert? Noch immer nicht, falls er an einem Morgen nicht aufwachte. Doch schien es nicht vor-

gesehen, daß er ihnen verloren gehe. Er hatte nie gefühlt, daß ein Gott ihn ansehe; vielleicht aber sah er auf einen Vater?

Man rechnet, sorgt und schließt mit Genugtuung ein Jahr ab, das doch dahin ist; aber es hat die Aussteuer der Älteren abgerundet. Das dir entgleitet, ihr gibt dein Jahr noch Kraft. So fort, wir sind gewöhnt des sicheren Weges. Jedes Vertrauen, das unschuldigste der Kinder, diesmal haben wir es gerechtfertigt. Auf Zwischenfälle war man lange Zeit wohl gefaßt; nachgerade aber hat man so gut wie vergessen, wie sie aussehen könnten.

Färber war in seinem Geschäftszweig führend geworden und seine Tätigkeit ausgebreitet. Er bemerkte erst allmählich, wie dies und jenes ihm aus der Hand fiel. Oder ward es genommen? Ein Mitbewerber, von einiger Großzügigkeit gleich anfangs, trat vollends hervor. Ja, immer dieser, und nie anders als gegen mich. War das noch Zufall? Färber kam dahinter, daß seine Kundenlisten durch Verrat an jenen Lanz gelangt waren, und der nützte sie aus, als seien sie das, worauf er sein Dasein gründe. Es kam dahin, daß Färber sich fragte, bin ich verfolgungswahnsinnig oder... Das Oder, vom Schrecken starr, flüsterte in ihm: Werde ich alt? Und eines Tages, er hatte ein eigenes Unterlassen erkannt, das vor ihm der Gegner erkannt hatte, sank er an seinem Tisch hin, und den Kopf tief auf der Brust, erblickte er es zum erstenmal, daß er in Wahrheit alt sei und darum ausersehen von einem jungen Feind — nur Feind, weil jung —, aufgespürt von ihm, angeschossen wohl schon und gehetzt, von nun an immer gehetzt, bis in den Ruin, bis in den Tod.

Eine kurze Spanne hielt sein Atem an, ihm war es, auch sein Herz; und kalt in der Stirn, nahm er ganz still hin, was kam. Er sah in diesen Sekunden das Bild des Feindes, schwarz und bleich, gewandt, gut angezogen, wie es lächelnd vorüberging, — und von drüben nahte Rosa, achtzehnjährig, sanft, gütig und unwissend. Eine Jugend so im Recht wie die andere; aber die eine schlechter beschützt. Waltendes Erdengesetz.

Dann ermahnte er sich wohl und gedachte des Kämpfenmüssens. Aber zum erstenmal war er, wo es einen Schlag

galt, seiner nicht sicher. Was ihn unsicher machte, war dies. In jener Erscheinung, vorhin am stillen Tisch, hatte nicht nur der Feind gelächelt, auch Rosa. Sie kannten sich, er wußte nicht ob im Leben, aber ihrer beider Jugend kannte sich — über ihn hinweg, trotz aller Unschuld seiner Tochter. Er sah fort, als dieser Lanz auf der Straße grüßen wollte, und er sagte zu Rosa: „Das ist ein unvornehmer Kaufmann.“ Sie erwiderte: „Ach! Wir hatten Tanzstunden zusammen!“ Das war es, was ihn zum Besiegten machte von vornherein! Der, der ihn zur Strecke bringen wollte, mit seinem Kinde war er in die Tanzstunde gegangen. Im Gesicht Jugendreinheit, und war doch ein bedenkenloser Mächler. Lebte lustig, ließ Geld springen, genoß sozusagen schon Geltung in einem Alter, wo unsereiner nichts hatte als einen Arbeitskittel, — und machte nebenbei süße Augen für die Tochter seines Feindes. Denn Feindschaft wog ihm so leicht wie das übrige. Er war hassenswert, vom Vorteil zu schweigen, durch sein Wesen selbst. Er war aus dem neuen leichten Geschlecht der Erben: Erben auch ohne Geld. Rasch und unsolid kamen die daher, schufen nichts, nützten nur aus; aber ihr Kampf, der ein leichtfertiges Spiel war, brachte sie dennoch an die Stelle derer, die gearbeitet hatten, ohne rechts oder links zu sehen. Denn der bald Sechzigjährige vergaß vieles beim Anblick des Fünfundzwanzigjährigen.

Was tun? Wenn Rosa den Gruß dennoch erwiderte — heimlich und wohl mit etwas Selbstüberwindung, aber sie erwiderte ihn, was tun? Sollte der Vater ihr dann eingestehen, wie es stand, und daß das Seine und Ihre täglich dahinschwand zu dem da? Ihr eingestehen, daß er schwach war? O doppelte Ohnmacht, nicht aufhalten können das Verderben und auch nicht sprechen dürfen! Vielleicht war sein Kind schon nicht mehr würdig, daß er sprach, wußte alles und hielt es mit dem Feinde. Umsonst würde er es bei ihr aufgenommen haben mit dem Jungen. Er fing an, mißtrauisch Rosa nachzusehen, wenn sie ging, und ihrem Gesicht nicht zu glauben. Ward es davon etwa traurig? Mochte denn auch sie fühlen, wie es tat, verlassen zu werden! Kaum verbarg er ihr noch, wie viel näher ihm seine Jüngste war, Liliane, das leise Kind der Sterbenden. Als

sie starb, war sie seine, des Alten, wahre Gefährtin gewesen, und sein wahres Kind war Liliane. Die eine behüten, die ihm noch blieb!

Er sorgte sich um ihr Leben, — und ihre Zukunft sicherzustellen, war alles, was er noch verlangte und unternahm, bevor es denn mit ihm zum Äußersten kam. Kein Zweifel mehr, daß es dahin kam. Noch einmal und in einem Alter, wo es kein Wiederaufstehen gab, sollte er zu Fall kommen. Die Schläge, die ihn trafen, wurden heftiger, wurden unentrinnbar. Keine Gewandtheit und Spannkraft mehr, auf die er pochen durfte. Nur noch stillhalten und vor dem Entsetzen die Augen schließen.

So stand er eines Tages in dem halbdunklen Vorraum seines Eßzimmers, hatte die Augen geschlossen und nach einem Tisch gegriffen. Das Gehirn darauf klapperte; sie hörten es wohl drinnen. Dennoch verging eine Weile, bis jemand die Tür öffnete. Rosa war es. Er hatte sie nicht erwartet; sein Arm zuckte, als sie ihn nahm. „Du weißt wohl nicht, daß wir schon essen?" sagt sie, und führte ihn hinein. Obwohl sie munter sein wollte, verbarg sie ihren Blick. Schämte sie sich für ihn? Für sich? Für dies Leben, das nun das ihre war? Plötzlich erinnerte er sich, als sei es gestern gewesen, seines Eintretens in das Eßzimmer, als Rosa klein war und ihre Mutter noch mit am Tisch saß. Er kam durch die große Tür, schnell und freudig, mit einer Miene voll guter Gaben; und sie streckten vertrauend die Hände hin, baten lächelnd und lachten dankbar. „Wohin habe ich es kommen lassen!" dachte er, tief erschrocken. „In so kurzer Zeit!" Er strich der kleinen Liliane über die Haare, und zu Rosa sagte er vertraulich und leichthin: „Du darfst dich nicht wundern. Im Leben eines Mannes, der viel arbeitet, kommen matte Zeiten vor. Ihr werdet mich wieder anders sehen."

Er fühlte: Ah! Nein! — und als er nachher allein war, immer wieder: Ah! Nein! So sollte dies nicht verlaufen. Die neue Jugend dachte sich die Dinge denn doch zu glatt, ihre Opfer zu widerstandslos. „Ihr kennt mich nicht, ihr sollt mich kennenlernen!" Auf einmal sah er alles unerwartet leicht und klar: denn die Hoffnung war aufgewacht, er könnte sein Kind wieder für sich gewinnen.

Er fand: so war es zu machen. Ein Plan wie dieser rechnete mit allen Eigenschaften des Gegners. Keine Falle, in die er, wie er war, nicht tappen mußte. Färber, am stillen Tisch lächelte in sich hinein. Er empfand sich als den klugen alten Kriegselefanten, der den Rüssel aufstellt, bevor er die Dschungel betritt. Der junge Tiger pürscht sich heran. Aussehen, als merke man nichts. Springt er? Er springt, — und der Rüssel fällt und zerbricht ihm den Schädel. „Auch wir Alten haben unsere Stärke. Es ist nicht der Ansturm mehr und nicht mehr der leichte Griff. Aber es ist die erfahrene Einsicht und die List.“

Das Geschäft, das ein Schicksal sein sollte, ward langsam angelegt, mit Geduld und Weitblick; scheinbar in großer Furcht vor Mitwissern, aber für Spalten war gesorgt, an denen der Feind horchen und sich aufregen konnte. Was war er denn? Ein Nachtreter, immer auf der Suche nach einträglichen Plagiaten, immer bereit, mit Methoden, die ohne Selbstachtung waren, der ehrlichen Leistung eines andern seinen schnellfertigen Pofel unterzuschieben. Darum nur zögern, zurückschrecken, schwerfällig tun: den Horcher reizen, bis er dich überrennt und als Halsbrecher in eine Sache hineingeht, die deiner größten Vorsicht wert war. Jetzt noch Ertapptsein heucheln, greisenhafte Wut und kopfloses Nachdrängen, bis er im Radwerk hängt und nie mehr entrinnt.

Wie verhält sich hier so einer? Er denkt sich ablösen zu lassen von dem anderen, er hält ihn für dumm, ihn, der ihn restlos ausgerechnet und Schritt für Schritt gelenkt hat. Diese Art hält alle für dumm; daher ihr früher Sieg wie ihr vorzeitiges Ende . . . Er ist fällig nun, sogleich muß er da sein. Färber sah aus dem Fenster: da kam er. Munter und seiner Sache getrost führte er sich ein und legte los. Reden lassen! Die Stichworte geben, vermittelst kleiner, harmloser Fragen, die in dem anderen ein Loch aufrissen, eine Lücke in seiner törichten Selbstsicherheit! — und jetzt, seine Samtaugen verrieten es, tat er den ersten Blick in die ganze Tiefe seiner Trostlosigkeit.

Dies war der Zeitpunkt. Färber stand auf. Der erwartete Zeitpunkt der Abrechnung. Zurücktretend sah er zu, wie der dort vollends begriff und erstarrte. Erst als er ihn hilf-

los bat, doch zu sprechen, sprach er — um ihm zu sagen, daß er verloren sei, und er selbst habe es gewußt und gewollt.

„Sie täuschen sich über das Leben," sagte er mit einer Stimme, hart vom Richten. „Wie Sie es sich denken, wäre es zu leicht für Menschenverächter ohne Gewissen und für geistlose Gewaltverüber. Ich habe vieles gesehen, vieles erkannt. Die Schamlosigkeit Ihrer Verfolgung hat mich zuletzt noch das Beste erkennen lassen. Eine Sache, die, wie Ihre, auf Enteignung und Vernichtung gestellt ist, bricht endlich zusammen, das ist vorgesehen."

Aber anstatt jenes dort, fühlte Färber selbst sich niedergebeugt, wie von großer Vergeblichkeit, und stüzte sich auf den Tisch. Nur weil er sie sich vorgenommen hatte, sagte er noch einige Sätze; aber seine Stimme, schien es ihm, verlor die Tragkraft.

„Um die Jugend wird man sonst beneidet: Sie aber sind, Gott sei Dank, nicht zu beneiden. Sie lernen mit fünfundzwanzig Jahren schon eine Lage kennen, daß Sie mit sechzig sich nicht einmal mehr wundern können, wenn Sie dastehen wie jetzt und flehen. Und um dann, mit sechzig wieder loszukommen," sagte er und verhielt mühsam ein Aufschluchzen, „muß einer stärker sein als Sie."

Der bleiche junge Mensch dort lächelte, betreten und spöttisch, — was Färber plötzlich außer sich brachte. Er wisse noch einen Grund, sagte Lanz, noch einen Grund für Färber zur Nachsicht. Es sei ein außergeschäftlicher.. Da wies Färber ihm die Tür.

Der prüfte ihn leichthin von unten, ob wirklich nichts zu machen sei, und dann wand er sich wohl, einigermaßen auf den Mund geschlagen, durch die Möbel nach der Tür; aber kaum darunter, klapste er sich auf den Zylinder, und seine Hüften schaukelten schon wieder, wie er abging, — indes Färber mit arbeitender Brust es fühlte, daß nichts in der Welt ihn rächen könne an dem da. Denn der war kein Vater, und war kein wirklicher Mann, weil er von Recht und Unrecht nichts wußte. Er ging nur ab, wenn die letzte Frechheit gesagt war — und was für eine! Und auf irgendeiner anderen Seite fand er wohl wieder Zutritt in das rohe Vergnügungslokal, das für Seinesgleichen das Leben war.

Färber gewann dort, wo jener gescheitert war, eroberte alle Stellungen zurück, die der Geschlagene, Verschwundene hinterließ, und zu Rosa sagte er: „Dein Vater hat gehalten, was er dir versprochen hatte.“ Dabei suchte er angstvoll in ihrer Miene. War sie nicht im Einverständnis mit dem Verschwundenen und mit seinem letzten, nicht beendeten Versuch, sich anzuklammern? Er sah nichts. Was ließ sich auch sehen, das er nicht hineinspiegelte, erfüllt wie er war mit der Erinnerung an etwas Unheilvolles, an furchtbare Zusammenhänge und einen ganz vergeblichen Sieg. Sogar die kleine Liliane blieb unfroh, als er ihnen ankündigte, es sei Zeit, die Koffer zu packen für die Sommerreise.

Im Zuge, gereizt und unbeherrscht, wie man leider nun war, hatte man sogleich einen Streit um die belegten Plätze. Hier lag das Gepäck widerrechtlich entfernt von der Bank, und dort standen die Töchter und warteten, daß man ihnen gegen die Mitreisenden ihr Recht verschaffe. Behaupte dich, du darfst nicht müde sein! Und lachen, wo die Welt nicht mitlacht? Das will viel Kraft. Als sie aber saßen und die Räder sich schon drehten, sagte Liliane: „Herr Lanz kommt“ — und in der Stimme des Kindes dieser Schrecken und dies Geheimnis! Rosa sah aus dem Fenster.

Dann wirklich drang er ein, fuhr, den Hut im Nacken, mit den Augen über den Raum und die vier Bänke hin, mußte doch bemerken, daß auch dahinten ein Platz freistand, — aber gerade neben Rosa setzte er sich. Sie sah weiter aus dem Fenster. Der junge Mensch seinerseits hatte keinen Gruß für Färber. Nach einer Weile stand sie auf und trat in den Seitengang. Lanz rückte sofort auf ihren Platz und riß das Fenster herab. Gegenüber der kleinen Liliane warf der Wind den Hut vom Kopf. Färber zog schweigend das Fenster wieder hinauf. Nach einer Minute wiederholte der andere seine Bewegung, und dann Färber die seine, beide schweigend. Als Lanz zum drittenmal den Arm ausstreckte, sagte Färber stark, aber mit Beben: „Ich ersuche Sie, das Kind nicht länger dem Zug auszusetzen. Es ist nicht zu warm hier.“

Das sei Ansichtssache, sagte Lanz hell, — und da die Hand Färbers ihm in den Arm fiel, schlug er nach der Hand. Färber stand auf, umklammerte den Zugriemen des

Fensters und zeigte den Mitreisenden sein vergrämtes Gesicht, das verbissenen Zorn preisgab, sein altes Gesicht. Sie murrten. Lanz wendete ihnen sein junges zu und rief hell:

„Der Herr glaubt, alles geht nach ihm!"

„Das hat er schon vorhin geglaubt!" riefen die, die mit ihrem Gepäck hatten abziehen müssen. Ein Unbeteiligter sagte kräftig:

„Nervöse Bureaukraten sollen allein reisen."

Die kleine Liliane zog sich zusammen auf ihrem Sitz und weinte still. Rosa im Seitengang wendete sich nicht her. Und der Vater stand da, ganz Spannung und Beben: dein Kind verteidigen und nicht sinken in seiner Achtung! Stand, als gehe, weil er endlich schwach genug sei, das Letzte dahin, stand am Pranger mit seinem Herzen.

Der junge Lanz zuckte die Achseln und setzte sich wieder. Ringsumher besprach man den Zwischenfall, ohne Rücksicht darauf, daß Färber und die Seinen zuhörten. Er sah sich wehrlos und empfand, wie noch nie, unter dieser albernen Niederlage die letzte Nutzlosigkeit der Dinge. Sein Mund füllte sich mit Bitterkeit, die Hand am Fensterriemen ward schlaff. Kaum daß sie herabglitt, griff Lanz schon zu und öffnete. Färber nahm Liliane bei der Hand, rief sanft nach Rosa und führte beide in den Speisewagen. Hinter ihnen ward gelacht. Das Lachen des Lanz drang durch, es klang nach einem Automaten, trotz allem Haß.

Die Mittagsstunde kam, im Speisewagen war schon alles besetzt, nur am Tisch Färbers wartete der vierte Platz — auf wen? Lanz fehlte. Färber sah es im Spiegel, wie er eintrat. Er sah auch die gequälten Gesichter seiner Töchter und dachte auffahrend: „Wenn er sich hersetzt . . .!" Aber dem Menschen stand es zu deutlich in der Miene, was er sich wünschte. Färber bezwang sich. „Ich habe kein Recht, die Kinder auch dies noch sehen zu lassen. Es gab eine Zeit, da stand ich zwischen ihnen und allen Feinden." Und aufstöhnend im Lärmen der Räder: „Nimmt die Verfolgung denn nie ein Ende?"

Lanz hatte inzwischen Champagner bestellt, trank hastig und schnitt Gesichter, als unterhielte er sich lebhaft mit sich selbst. Einmal, Färber sah es im Spiegel, ließ er einen Blick zu Rosa gleiten und bewegte merklich das Glas gegen

sie. Sie sah aus dem Fenster und Lanz gleich wieder sorglos in die Luft. Nach dem Essen ging er hinüber zu den Rauchern. Färber blieb sitzen und sagte den Mädchen, welche schönen Wochen sie haben würden im Wald und an den Hügeln. Und öfter dann, sagte er. Denn jetzt, jetzt sehe er freien Weg vor sich und die Aussicht, sich zurückzuziehen und ganz mit ihnen zu sein. Er sagte ihnen mehr, als er je gesagt hatte.

Erst als der Zug ihr Ziel erreichte, standen sie auf. Färber ließ sich Zeit mit Trägern und Koffern, schon gefaßt darauf, auch der Verfolger werde aussteigen. Dort sprang er gerade hinab, ganz ohne Gepäck, verwunderlicherweise.

„Wir gehen durch den Wald, das wird uns erfrischen“, sagte Färber, besorgt wegen eines neuen Zusammentreffens im Omnibus. So betraten sie, indes vom Himel Tropfen fielen, das niedrige Gewölbe der Buchen.

Moderig roch es in der feuchten Luft, denn der Grund weithin war überhäuft mit altem Laub. Sie gingen auf ihrem Weg, oben zwischen den Hängen, in einer drückenden Stille. Die kleine Liliane voran, versuchte ein Lied zu singen, brach aber gleich ab und tat eine flüchtende Bewegung zur Schwester. Färber ging hinter ihnen und sann darauf, sie heiter zu machen. Da fiel ein Schuß.

Es war da hinten, dort unten! Auf jener Seite! Nein, hier, du siehst doch den Rauch . . . Und noch immer standen sie. „Ein Jäger“, sagte Färber und reckte jäh den Arm aus. „Dort läuft ein Reh!“ Rosa stieg, ohne zu antworten, vom Weg hinab. Darauf stieg auch Färber und überholte sie. Watend durch Vertiefungen voll fauliger Laubmassen, heraushastend und endlich doch nur als Schleichende kamen sie hin. Färber räumte Laub fort von der Brust des Gefallenen, von seinem Gesicht; so tief war er versunken. „Mußte dies sein?“ dachte er. „Wie ein Tier im Dickicht!“ Hinter ihm weinte Rosa auf:

„Hätte ich das gewußt!“

Da beugte Färber sein Gesicht bis in seine Hände.

„Ich selbst könnte so daliegen“, murmelte er flehend.

Die kleine Liliane war nachgekommen. Sobald sie sah, blieb sie stehen und schrie, schrie. Rosa nahm sie beim Arm, dann holte sie Färber. „Noch nicht“, bat er und sank

auf einen Baumstumpf. Da war er, jenseits eines letzten Schleiers, der gnädig noch beschönigt hatte, was ist, allein mit seiner Wirklichkeit: daß wir vergeblich unrecht üben, zur eigenen Qual einander. Feinde sein und, unbekannt jeder jedem, uns töten müssen.

„Was hätte ich tun sollen?" fragte er hilflos. Rosa umarmte seinen Kopf.

„Armer Vater!"

Und seine Hand, die sich trostlos öffnete, ward unversehens geliebkost von der ahnungsvollen der kleinen Liliane.

Er stand auf. Er sah noch einmal zu dem jungen Gesicht des Toten hin, — und ihm ins Gesicht, als wäre nicht zwischen ihnen das Leben und der Tod, beide mit ihren Verboten, ihm ins Gesicht, sagte er:

„Mein Sohn!"

CARL STERNHEIM: *VANDERBILT*

In fünfzimmeriger Parterrewohnung lebten die Gatten Printz à l'aise. Durch zwei Salons, ein Eß- und zwei Schlafzimmer markierten Möbel in den französischen Königsstilen Pracht. In einem gehimmelten Bett Louis XVI. schlief Frau Printz, in einer Mahagoniempirelade er. Allen Gegenständen fehlte ein Fuß, die Bekrönung; angestoßen an den Rändern war Porzellan, doch konnte als Gleichnis eines vollkommeneren jedes Ding dienen. Sprach man vom Palais des Herrn Feisenberg, von Schloß Linderhof oder gar von Versailles, durfte man sagen: ein Ding gleich diesem Schrank, Tisch, Stuhl, und das zu wirklicher Pracht Fehlende unschwer hinzudenken.

Auch die Mahlzeiten deuteten nur an. Man gab ein Süppchen, das mit Fleisch und Zutat Bouillon gewesen wäre, Zwischengerichte, denen zum Entrée nur Substanz fehlte, und ein Kalbskotelett oder Rindsstück, das ähnliche Sensation wie der zehnpfündige Braten vom gleichen Tier verschaffte. Die saftige Frucht, sei's Apfel, Birne oder Nuß, war, in zwei Hälften getrennt, beiden Gatten leckeres Dessert. Bei reinen Mokkas, russischer Papyros Duft verdaute man so distinguiert wie einer.

Tadellos war auch daheim stets etwas an ihrer Kleidung. Saß man bei Tisch in Kleiderbruchstücken sich zwar gegenüber, war an der Krawatte, einem Stiefel doch schon zu sehen, was später würde. Der Frau Frisur, des Mannes blütenweißer Scheitel im schwarzen Haar gaben über Schlafrocktrümmern Haltung, und auch der Nägel Glanz ließ keinen Zweifel am Ende aufkommen.

Stets waren Gesten groß. Mit Würde gab man die fast

kahle Schüssel, goß schwungvoll Wasser ins Glas und lächelte fein. Oft schüttelte man die Hand noch auf besondere Art, daß Armband und Manschette klirrte. Stand eine Flasche Wein zu trinken, hob man den Kelch zeremoniell, und hinter seidener Wimper und Monokel blinkte erlesen der Blick.

Als Apotheose und großen Schlußauftritt dachte man noch das Geringste. Hohe Namen aus allen Kulturen waren immer zur Hand. Chateaubriand und La Rochefoucauld wimmelten in die schlichtesten Silben, und des Einemarkromans Verfasser wurde mit Swift und Stendhal verglichen. Gefühlen ersetzte man, was an Innigkeit ihnen abging, durch mörderisches Pathos. Konnten für eine Sache sie sich so schnell wie ein wirklich Ergriffener nicht begeistern, drängten sie eine Träne in den Blick oder drückten Umstehenden die Hand. Oder Frau Printz fiel in einen Stuhl, oder Herr P. fuhr mit dem Tuch sich sacht über die Stirn, als schwitze er. Vor jedem Ding, das es gesellschaftlich wert schien, wurde um einen Grad man wärmer als der Empfindlichste.

Dafür lehnte man, was Beifall der Kenner nicht fand, brüsk und unwirsch ab. Den Ausdruck sächsischer Staatsanwälte hatten Printz und Frau dann und waren zur Milde nicht zu bewegen. Den Menschen, der in mondäner Welt nicht galt, nannten sie Hochstapler.

Niederem Volk waren sie unnahbar. Bronzepfosten saßen sie in der Elektrischen zwischen gewöhnlichem Gequirl. Ihr Wort an Ladner oder Dienstboten hatte metallischen Klang und Kommandoton. Gleichgestellten legte der schlanke Herr P. die Hand gönnerhaft auf die Achsel und fand der anderen Meinung scharmant.

Aber der Hochgestellten Ansichten waren Orakel. Bei eines Generals oder Aufsichtsratsmitgliedes Ausspruch wurde Rührung ohne Anstrengung in den Gatten lebendig und ihnen geschah allemal, als habe Ursinn sich geäußert.

Eigenes Urteil wagten sie nicht. Bis in die Knochen spürten sie: mit fünfzehntausend Mark Renten aus der Frau Vermögen konnten äußerlich sie der Reichen Aufmachung haben. Nur ein Urteil durften sie aus dieser Summe sich nicht leisten. Zu ihm, glaubten sie, gehöre

das große Haus, zahlreiche Livree und eine berühmte Bücher- und Gemäldesammlung als Voraussetzung. Ein Einkommen von hunderttausend Mark mit einem Wort.

Wie einen Partner, ohne den des Lebens Spiel nicht klappt, brauchte Alfons Alexander Eugenie. Sie bewunderte brutalen Willen, in oberster Welt gelten zu wollen, an ihm, obwohl noch dunkler als die eigene Herkunft die seine war, und er kein Talent mitbrachte, das ihn berechtigt hätte. Doch war er des gemeinsamen Aufstiegs Veranlasser gewesen, und sie folgte ihm wie das Dressierte dem Dresseur. Seine Sprungbereitschaft liebte sie, das Federn an ihm, mit dem er drahtig in jede Situation sprang, und vergötterte jedesmaligen Abgang mit Pauken und Trompeten durch die Mitte, der an Fortinbras sie mahnte.

Es ergab sich: der mit fünfzehntausend Mark jährlich zu begleichende Aufwand ließ mit dieser Summe sich gleichviel nicht bestreiten. Denn kam man zu Freunden, die in teuren Restaurants speisten, auch erst nach Tisch und nahm, bei Bekannten angeblich mit Leckerbissen überfüttert, nur noch Kaffee und Likör, ging zu Carusos Auftreten man auch auf den gleichen Sitz, die Akte miteinander abwechselnd, forderte mit Reichen der Umgang doch unaufhörliche Bezahlung. So hatte, als ohne Alfons Wissen eine ansehnliche Schuldsumme für den Haushalt schon bestand, Eugenie schweren Herzens sich entschlossen, dringendster Rechnungen Bezahlung von einem Freund, dem Kavallerieoffizier von Bencken anzunehmen und, als in zweier Jahre Lauf das Benckensche Guthaben ziemliche Höhe erreicht hatte, seine Geliebte zu werden, da sie gewiß war, der oberen Tausend Moral verlange in der Verhältnisse Anbetracht so taktvolle Handlung von ihr.

Anfangs hatte sie gefürchtet, Benckens schließlich zu häufiges Auftreten in ihrer Häuslichkeit möchte Alfons Widerspruch und Argwohn wecken. Zum Glück aber erklärte ihr Gatte von B. für den bestgekleideten Mann der Stadt, bewunderte ohne Umschweif dessen in Regent Street gefertigten Kostüme und erwirkte vom Freund die Erlaubnis, die bei Edouard & Buttler geschnittenen Kleider bei seinem billigen Schneider nachmachen zu dürfen.

Weit entfernt, ihr zu mißfallen, rührte Eugenie dieser

Zug ihres Mannes. In Alfons bebte vor allen Männern der Epoche Wille, an ein selbstbestimmtes Ziel unbedingt zu kommen, und kleinliche Hemmungen gab es für den kessen Fechter nicht. Wie sein Schenkel eines Turners war innerer Aufschwung muskulös. Sie bot daher auch ihres Liebhabers überzähliges Pferd dem Gatten zu Spazierritten an, und abwechselnd mit ihr war alsbald einen Tag um den andern Alfons in prallem Dreß schneidiger Reiter. Die Gerte, die an Bridges und Gamaschen knallte, sein geziemendes Szepter.

Kein Ereignis im Theater, auf Rennplätzen, in der Gesellschaft war rund, ohne daß mit anderen Prinzen ein Printz beiwohnte; wie ein Witz hieß. Während die meiste Menschheit im Staub schlich, sprengte über leichten Sand zu Pferd ohne andere Mühe das mondäne Paar, als daß es einer gewissen Gesellschaftsschicht jüngste Laune hurtig und unverdrossen riet.

Aus Bencken, der einer Hoheit Adjutant war, zog Eugenie untrügliche Tips. Alfons leistete Damen höchster Kreise zwielichtene Gesellschaft und belauschte ihre geheimen Sehnsüchte, die er als das für ein Weib korrekt zu Heischende anderentags an seine Frau weitergab. An Orte, wo schicke Welt sich traf, liefen sie zwischen den Ereignissen. Sie zum Tee; zum Billard er. Beide Bilder der Mode, Zugstücke für ihre Bekleider. Einen Tag wie den andern zur gleichen Stunde.

Unbekümmert ging bei gegenseitiger Achtung Leben so eine Reihe von Jahren. Dank kosmetischer Mittel merkten sie keine äußere Veränderung aneinander. Zu Masken waren die Antlitze erstarrt; Empfindung änderte sie nicht. Nur Übereinkommen zog in ihnen des Lächelns oder betroffenen Ernstes Register. Wie Phonographenplatten surrten Reden ab. Selten stieg eine erstklassige Arie, meist schnurrten banale Lieder. Oft kratzte die Nadel schon im verbrauchten Wachs. Printz' waren hellhörig genug, merkten sie das Geräusch, mit einem Räuspern die Walze zu wechseln und ein weniger verbrauchtes Motiv singen zu lassen. Im übrigen war letztes Gleichgewicht überall erreicht. Wie Mahlzeiten und Hausstand auf den Pfennig berechnet waren, wandten für täglichen

Reiz sie um nicht mehr inneren Anteil auf, als unbedingt erforderlich schien. Denn beide liebten abgöttisch das Leben und suchten durch strenge Beherrschung im seelisch Motorischen ihres Daseins irdische Dauer zu verlängern.

Einen solchen Anpassungsgrad hatten sie erreicht, daß beim Essen Lachen mit des Silbers und Kristalls Glanz übereinstimmte, einer bösen Laune Grad vom Ton der Möbel nicht abwich, unnötigen Energieaufwand beim Ausgleich zwischen Innen und Außen zu sparen. Eidechsen gleich glitten aus Warmem sie ins Kalte und blieben in der Ereignisse Hitze wie Salamander unverbrannt. War so ihres Seins Temperatur angenehm lau, gab es ein Thema, bei dem sie warm wurden: Paris. Beide hatten die Stadt noch nicht gesehen, doch kam alles von dort, was ewig sie im Mund führten. Zweimal im Jahr aus Paris die Mode für Frau Printz, von dort Parfüms, Seifen und Puder. Hundert Geheimmittel, die sie für die Toilette brauchten. Es kam von dort der Tafel Luxus, aber auch Gemälde, die allein der Rede und verzückten Augenaufschlags lohnten. Der Balzac, Flaubert und Maupassant erhabenes Werk war dort geboren wie eines Tinseau, Gyp, Prévost bevorzugte Romane. Beim Friseur, im Restaurant, beim Kunsthändler und Antiquar sprach man Paris. Ihres Lebens häufigstes Requisit war das Wort, wie Schminke das des Schauspielers, und in Straßen und auf Plätzen der vergötterten Stadt kannten sie der großen Schneider und Modistinnen Ateliers. Öfter sprachen sie die Rue Rivoli, die Place Vendôme als einen Odeonsplatz und eine Ludwigstraße aus.

Sie hatten überlegt, ob kurzer Aufenthalt an diesem Mittelpunkt der Welt sich nicht für sie ermöglichen ließe. Doch schien aus tausend verwirrenden Vorstellungen eine so phantastische Summe notwendig, daß sie mit ihren Mitteln ein für allemal auf des Traums Verwirklichung verzichteten. Desto häufiger warfen sie ein Hotel Ritz und Meurice, einen Voisin, Paillard, Larue oder Durand-Ruel und Vollard in die Rede und hielten den Mercure de France und die Gazette du bon ton.

Insbesondere bedeutete die Ankunft eines Hefts dieser Revue Festtag bei Printz'. Schon auf dem Umschlag die

Aufschrift: Art, modes et frivolités berauschte sie. Das Wort „frivolité", an dem sie teilhatten, hob sie augenblicklich aus bürgerlichem Atem, der von den Nachbarn manchmal aufdringlich zu ihnen herstank, und machte sie von aller Krapule unabhängig. Über die Anzeigen der großen Schneiderfirmen Chéruit, Doucet, Paquin, Poiret, Redfern und Worth, die sämtlich an dem Blatt mitarbeiteten, schlürften sie der großen Parfümeure und Juweliere Verkaufsangebote.

Sie unterrichteten sich über den Geschmack im Theater, was bei Tisch, im Wagen, auf der Jagd, zu Pferd und im Bett sie zu tun oder zu lassen hatten, den Ansprüchen der strengen Redakteure zu genügen; lernten „die Kaprizen der Wäsche" auswendig, das Geheimnis der Gürtel, Schleier und Muffe. Koffer und Handtaschen nannten der Vorschrift gemäß sie trunks and bags und kannten die Kunst, untadelige Livreen zu schneiden; wußten, ihr Diener, hätten sie ihn gehabt, wäre ein Muster gewesen.

Vor allem aber erfuhren sie, perfekt zu sein, mußte man einen Fetisch tragen. Sei es ein Symbol, kühn und unverständlich als einen Elefanten in Malachit, Onyx und Lapis Lazuli mit spirituellem Wahlspruch an der Uhrkette, sei es ein Fetisch-Rebus in Rubinstaub, ein Glücksschwan oder ein algebraisches Hieroglyph. Aber auch in jeder Salonecke mußte die ganze kleine kabbalistische Menagerie glänzen, zu zeigen, der Besitzer habe mit höheren Mächten als Gevatter Schneider und Handschuhmacher Umgang.

Über Eigenheiten und Merktage vorgesetzter Freunde führten sie Buch. Kauften auf dem Markt ein Dutzend Äpfel, zu zehn Pfennig das Stück und sandten sie, in ein Körbchen auf Watte gelegt den hochgestellten Gönnern mit einer Karte: Herr und Frau Alfons Alexander Printz bitten, die frischen, ihnen aus dem Tirol geschickten Früchte freundlichst anzunehmen. Sie fanden es so natürlich, die Krösusse ihrer Bekanntschaft dankten dafür mit mächtigen Fasanen-, Likör- und Terrinenarrangements, wie sie wußten, auch bei des Seelischen und Geistigen Austausch verausgabten die andern unbedingt mehr als sie selbst.

An einem Maitag, als vom Morgenritt auf Benckens „Paria" Alfons Printz in der Kraft und Blüte seiner acht-

unddreißig Jahre heimkam, „rudement beau", wie er selbst in solchen Augenblicken von sich sagte, trompetete seine Frau ihm zu, sie sei von den Freunden Feisenberg zu vierzehntägigem Aufenthalt nach Paris geladen.

So stark im Mann Bedauern war, daß die Einladung sich nicht auf ihn mit beziehe, freute er sich des unverhofften Glanzes doch um so mehr, als er wußte, seiner Frau enthusiastische Schilderungen bei der Rückkehr verbürgten für ihn selbst manche Sensation. Nun fing in beiden Gatten wie von einem Glas Champagner schon ein Rausch an, von dem sie fühlten, er werde bei allen Vorbereitungen und umständlichen Zurüstungen in den nächsten Wochen bis zur Abreise sie immer stärker besitzen. Natürlich sahen sie keinen Menschen mehr, dem sie die Nachricht nicht triumphierend zustießen: Frau Printz fährt nach Paris!

Von überallher holten sie zahllose Auskünfte. Scheiderin, Putzmacherin und Friseur wurden zu höchster Leistung gespornt, die Reisende wohlfeil in den Stand zu setzen, mit ihren Schöpfungen Ehre in Paris einzulegen.

Als mit den Freunden Eugenie in den Expreßzug stieg und Alfons beim Abschied ihr ritterlich die Hand küßte, stand echte Ergriffenheit beiden plötzlich im Auge. Sie wußten, in diesen zwei Wochen sollte die Frau mächtige und entscheidende Reserven mondänen Wissens gewinnen, mit der für lange Zeit kostspielig erkauften Erfahrungen des begüterten Freundeskreises ein Paroli geboten werden mußte.

Über alles hinaus bewegte beide Printz' aber eines Sommerhutes Vorstellung, den für etwa hundert Franken, die mit dem vorgesehenen Taschengeld Alfons ihr eingehändigt hatte, Eugenie in Paris kaufen sollte. Sie wußten, mehr als die brillantesten Berichte stattgefundener Überraschungen und Ereignisse würde dieser Hut des gefeierten Printzschen Geschmacks wahrer Repräsentant sein und dessen angebliche Sicherheit und Überlegenheit einer neidischen und auf ein Versagen lauernden Mitwelt beweisen müssen.

In Straßburg, wo die Reise unterbrochen wurde, meinte Frau Printz, französischer Art ersten Hauch zu spüren. Der Kathedrale aus bürgerlich deutschem Gewinkel ger-

manisch-ekstatisch aufragenden Zierat übersah sie und entzückte sich vor allem an einem Speisehaus, das französischen Namen trug, und in dem man pariserischer Art aß. Die langen, weißen Brote gab's dort schon, von dem jeder Frankreichfahrer ihr gesprochen hatte. Längs der Wand saßen die Gäste auf Bänken beieinander und nicht auf Stühlen deutsch um den Tisch. In braunen, irdenen Kasserolen wurde das Angerichtete gebracht: Rebhühner, vorzüglich in Weinblätter gebunden. Und weißen xautes Sauternes trank man dazu. Klopfenden Herzens wagte Eugenie schließlich das Wort französisch an den Aufwärter, und siehe: fließender Rede antwortete er. Schönen Danks feurige Blicke warf sie ihm noch manchen zu.

Als man wieder im Zug saß, Nancy, Châlons, Château Thiérry auftauchten, als endlich der Weltstadt mächtiger Lichterglanz den Himmel färbte, bäumte Entzücken in Frau Printz zur Entladung. Beim Verlassen des Kupées begriff sie das eine noch: Lauter Franzosen standen auf dem Bahnsteig, ehe in wollüstiger Besinnungslosigkeit sie ihrer Person Kontrolle verlor.

Als anderen Morgens sie früh zum Fenster hinauslehnte, war draußen Paris, so weit sie sah. Die Frauen, die über den Platz liefen, richtige femmes du monde, femmes entretenues oder filles soumises. Cabots und voyous waren employés und hommes d'affaires gemischt, und es liefen gamins zwischen ihnen. In den Türen aber lungerten die sattsam bekannten mendiants.

Da ins Zimmer sie bezaubert sich zurückwandte, begriff sie, jeder Gegenstand, an den sie faßte, der nur ihre Vorstellung anrührte, wollte französisch benannt sein. Als das Gesicht sie in die Waschschüssel zu tauchen sich anschickte, sah sie als eau froide die Flüssigkeit erst respektvoll an und trank mit unvergleichlichem Genuß „den" chocolat und aß ein œuf à la coq dazu. Als in der Hotelhalle sie das befreundete Ehepaar traf, schien für sie der jüngste Tag angebrochen.

Draußen hatte ohne einen Pfennig Eintritt sie sofort wieder laute Begriffe um sich, die sie früher erst nach Entrichtung des Zolls und mancher Schwierigkeit sich hatte verschaffen können. Links gleich lag die Rue de la Paix

und, wohin den Blick sie wandte, grüßte als Pinaud, Paquin und Tiffany sie schwärmerisch Verehrtes. Pflaster, das sie trat, Luft, die sie atmete, schienen ihr nichts Plausibles, sondern Kostbares und Rares. Der Schlamm noch, den mit Gummibürsten Männer vom Fahrdamm schoben, ein besonderes Naß.

Als dann plastisch die großen Denkmäler vor sie traten, die Kirche Notre Dame, die Place de la Concorde, die Tuileriengärten und der Louvre, sie an der Seine stand, die mit Inseln und Brücken aus tausend Liebesgeschichten ihr bekannt war, von Daumiers und Gavarnis Blättern her, hätte sie deren ganzes, von strahlender Sonne beleuchtetes Wasser am liebsten ausgetrunken, in der leeren Rinne all der galanten Heldinnen entseelte Körper wiederzufinden, die nach gerütteltem Maß komfortablen Liebesbehagens hier das einzig angemessene Grab gefunden hatten.

Über den Pont des Arts liefen sie am Odéon vorbei auf den Luxembourg zu und gewannen über St. Sulpize, den Boulevard St. Germain, endlich die Champs Elysées.

Hier sank Eugenie an der Freunde Seite in einen Stuhl und gab mit innigem Druck Frau Feisenberg die Hand. Aber auch ihres Gesichts seit Jahren unverändert steinernen Züge waren gesprengt. Neben Schminkflecken blühte ihres Blutes richtiges Rot auf den Backen, und an den Schläfen hatte ondulierte Coiffure in von menschlichem Schweiß leicht getränkte Löckchen sich gelöst.

Eine ganze Woche brauchte sie noch, aus atemloser Verzauberung zu sich selbst und eigenem Urteil zu finden, das von den Phänomenen, die sie nun oft geschaut, geschmeckt, gerochen hatte, auch zu wissen ihr erlaubte.

An einem Regentag, den sie im Hotel bei einem Buch verbrachte, entblätterte sich die Bilderbuchwelt, einfacher wurde die Märchenstadt vor ihr und stürzte endlich in wenige, klare Linien zusammen. Metaphysische Masse begann sich irdisch zu ordnen, und Laut, Licht und Ruch wurde deutbar musikalisch.

Nun trat nach unbändig kindischem Vergnügen, das jeden Nerv ihr gewärmt hatte, Mahnung zur Pflicht an sie heran, die bei der Abfahrt auf dem Bahnhof dringend in des Gatten Auge gestanden hatte. Noch war für später

nichts getan. Hätte jetzt sie abreisen müssen, mit vagen Angaben wäre vielleicht ein flüchtiges Gespräch daheim zu füllen, doch nicht mit jauchzenden und schmetternden Gewißheiten Menschen zu überzeugen und beeinflussen gewesen. Mit großem Ruck ging auf die Kenntnis der Dinge, die bis jetzt sie überfallen hatten, sie zu und, sank sie vor einer Erscheinung wohl noch in Fassungslosigkeit zurück, vor eines Silberfuchses Prachtexemplar, einem einsamen walnußgroßen Smaragd in einer Auslage, der Leistung Guitrys und der Réjane, blieb sie im ganzen gefaßt und sich gründlich über alles, was die einzige Stadt und seine Bewohner ausmachte, zu unterrichten gewillt.

Zunächst stellte sie fest, der Geschlechter Beziehungen zueinander schienen hier im Gegensatz zu Deutschland unbefangen und oft wie entblößt. In Parks und öffentlichen Anlagen saßen gutgekleidete Frauen, die auf der Bank das Kleid öffneten und dem Kind zu trinken gaben. Sie sah auch, im Verkehr war die Frau der Angreifer. Mutig und ausdauernd ließ in einem einmal begonnenen Kuß von keinem Vorübergehenden sie sich stören. Alle Arten der Liebe fand Eugenie legitimiert, und durch sie die Pariserin ebenbürtig zu des Mannes Arbeit gestellt und sie begleitend. Nicht wie zu Haus erschien als Soldat, Politiker und Mann von Bedeutung nur das Männliche herausfordernd und packend, sondern überall ging auftrumpfend Weibliches mit, in einer Farbe, einem bis über die Wade gezeigtem Bein, einer dezenten Schamlosigkeit, die immer damenhaft blieb, sich meldend.

Noch in der Kokotten gemalter Schönheit fand sie das ganz prachtvolle Zutrauen, das zu ihrem natürlichen Schmucksinn die Frau allenthalben haben sollte; in ihren bis zu afrikanischer Wildheit gesteigerten Frisuren und Aufdonnerungen Temperamentsausbrüche, die glänzend neben Posen des Mannes und seinem Paradeschritt bestanden.

Den Mann erkannte sie dazu bequemer, weil durch der Frau gewohnte Begleitung er auf sie mehr angewiesen war. Von ihm ging nicht jene plötzliche Fremdheit aus, die von Deutschen sie oft angeweht und verblüfft hatte. Er war der Kamerad, der mit dem Weib Lebendiges teilt und mit Ideen und kategorischen Befehlen sich keine Vorwände geschafft

hat, hinter denen er wie ein Freimaurer und Clubman gelegentlich verschwindet. Mit erotischem Reiz konnte man ihn augenblicklich zur Ordnung und zur Sache rufen, und viel häufiger kam dieser Reiz von eines Kostüms pikanter Laune, als von einer Nacktheit her.

Das Kleid der Pariserin wurde von Eugenie bis ins letzte Raffinement begriffen. Hatte sie daheim aus Journalen die große Linie schon erwischt, drang jetzt in der Unterröcke und Wäsche letzten Schlitz sie ein, fing aller Raffungen, Falten, Linien und gängelnder Geschmeidigkeit Reiz und sah einer Midinette die verschmitztesten Rhythmen ab. Nun hing beim Einschlafen eines sich senkenden Fußes, gereckten Knies, der Achsel wundervolle Wendung vor ihrer Wimper und kitzelte sie in allen Gliedern. Aus besserem Maß heraus sah sie jetzt ein, wie falsch Frau Zuckschwerdt und Exzellenz von Schaltitz saßen, grüßten, griffen; wie naiv ihr krampfhafter Flirt, ihrer Blicke Winken war. Mit dunklem Erröten aber gestand sie sich auch selbst, daß sie mit Minderwertigkeiten bis in ihr fünfunddreißigstes Jahr Bencken und Alfons Alexander gefesselt hatte. Zog sich Welt im Hotel zur Abendtafel an, stand sie im dunklen Zimmer und sah schönen, halbnackten Frauen hinter durchsichtigen Gardinen in beleuchteten Räumen unaussprechliche Geheimnisse ab und frohlockte.

Als gut vorbereitet sie sich fühlte, übertrug sie das Erfaßte tastend in die eigene Praxis. Mit herrlichem Schleifen kam sie eines Morgens des Hotels Freitreppe herab, und unten, beim Blickkreuzfeuer des blasierten Publikums, wagte sie die große Geste: den vielknöpfigen Handschuh zu knöpfen, renkte dicht an den Körper sie den Oberarm weit aus der Schulter, und den Unterarm steil aufrecht und fast rechtwinklig zu ihm stellend, schloß sie feierlich und unbesorgt ein Knopfloch ums andere. Sie merkte, wie beifällige Stille ihr folgte. Ein andermal faßte bei der Ankunft im Restaurant sie das feine Leder oben am Rand, und mit einem Ruck wie Schlangenhaut es bis zum Handgelenk stülpend, ließ sie plötzlich weiß den Arm erscheinen, daß alle Welt die Sensation vollständiger und sehr gewagter Entblößung hatte.

Fünf Tage vor der Abreise brach aus unteren Bezirken, wo energisch sie ihn gebändigt hatte, endlich an den zu kaufenden Hut mit elementarer Macht der Gedanke hervor. Doch noch einmal vermochte sie ihn zurückzudrängen und an der Herrschaft über sie zu hindern. Ganz von der Gewißheit erfüllt, was alles für den Gatten und sie von diesem Kauf abhing — denn entschwinden würde Paris mit allem, was der Freunde Börse in himmlischen Tagen für sie schaffte, bleiben aber über Monate als dieser hohen Zeit einzig sichtbare Trophäe der Hut — wollte sie ihn kaufen, wie auf Schlachtfeldern Napoleon, im Schlafzimmer Frauen der entscheidende Sieg gelingt: jäh und aus höherer Eingebung höchsten Erfolg verbürgend.

Je mehr sie sich daher mit exaktem Wissen allen Gegenständen des verschwenderisch hier angebotenen Luxus näherte, sie sichtete und ihrem Urteil unterwarf, hinsichtlich des in hunderttausend unbeschreiblichen Varianten um sie her erscheinenden Hutes sah sie von kleinlichen Feststellungen ab und wartete vielmehr gläubig auf das Ereignis als auf ein mystisches Kataklisma, das mit wahrhaft jenseitiger Gewalt sie auf das einzig mögliche Exemplar blitzschnell nageln mußte.

Inzwischen beschwichtigte sie den Gatten, der schon einige Male und Bencken, der auch nach dem Hut gefragt hatte, mit Tips für die männliche Garderobe, die sie den mit dem letzten Boot aus England gekommenen Gentlemen abgesehen hatte.

„Der Schuh", schrieb sie, „ist auch beim Mann noch immer Gradmesser sozialer Geltung. Höchstes Erfordernis bleibt es, er unterscheidet auf den ersten Blick sich klassisch von jenem industriellen Massenartikel, der auch dem Durchschnittlichen erlaubt, in Lackstiefeln aufzutreten. Ich empfehle die Gamasche, beige oder weiß, in jeder Form bis zum Mittag, doch ist es unbedingt, du wechselst mit dem Glockenschlag zwei den farbigen Schuh gegen den schwarzen Chevreaulackstiefel." Oder: „Überlaß es anderen, bei Jagdeinladungen mit schwarzem Rock des Waldes kolorierten Zauber zu entweihen. Aber auch Rot ist shoking und existiert nur noch in den Albums von Crafty. Denkbar ist nur Maronenbraun, Grün einer Wein-

flasche oder das bleu royal foncé. Doch alles nur mit weißer Hose und glänzendem (nicht mattem!) hohen Hut."

Diese Schreiben sandte sie „durch Eilboten zu bestellen, nicht bei Nacht". Die Nachricht: „Zigaretten raucht man ohne Goldmundstück", gab sie Bencken telegraphisch.

Begleitete sie Frau Feisenberger zu Einkäufen, die, je näher die Abreise rückte, um so stürmischer wurden, wohnte sie der Anprobe von Kleidern und Mänteln, deren Schnitt sie absah, von allerhand Toilettenkleinkram bei, noch immer hatte zu keiner Putzmacherin sie den Schritt gesetzt, keine Auslage mit einem Blick gestreift. Denn zu deutlich wußte sie vom Besuch des Louvremuseums her erst wieder, wie schnell glänzender Auswahl gegenüber das Auge erblindet und wie stumpf vor einem Meisterwerk ermüdetes Urteil steht.

Nun erlebte sie noch einen Feiertag in Versailles, wo über Imperatorenanlagen mit gelassener Selbstverständlichkeit das seiner Erziehung sichere Volk sich ausgoß, den Besuch von Kunsthandlungen, bei dem sie aus Kennermund feststellte, Matisse sei nächster Zukunft Trumpf; und einen Abend und einer Nacht Beginn in einem Tanzlokal Montmartres.

Doch hier wie schon vorher im Theater nistete an den Hut der gebieterische Gedanke wie Alp in ihrem Tun und Trachten. Schon war aller Vorgang im Gehirn, Wort und Blick gezwungen, und mit halber Kraft nur projezierte sie sich selbst noch nach außen. Dazu schlugen Pulse, als habe sie Gift geschluckt, das mit innen gesteigertem Auftrieb zu seinen Zwecken sie vergewaltigte.

Da sie schließlich begriff, der fixen Idee sei nicht mehr zu entrinnen, versuchte schnell ihr ganzes Urteil auf „Hut" sie einzustellen, doch klaffte aus dem Mißverhältnis mangelnder Beherrschung der Materie und der Kürze der Zeit, sie noch einholen zu können, augenblicklich solcher Abgrund, daß sie vom Wunsch nach Einsicht zur Hoffnung auf ein Wunderbares und Absolutes wieder zurückfloh.

Stundenlang, während rings die Lust stieg, in Strömen Champagner Menschliches ersoff, betäubte in mystischer Andacht sie sich tiefer als das schwitzende und durch Musik gereizte Fleisch um sie her.

An des Eingangs weiß und goldgemalter Tür hing schwärmerisch der Blick. Nur dieser Eingang war in ihre Welt. Ahnte sie nicht, wie das Übersinnliche, das ihr bestimmt war, sich darstellen würde, von dort her mußte es unbedingt erscheinen.

In dieser liederlichen Nacht kamen zum erstenmal Gefühle wieder, die in der Kindheit und Jungfräulichkeit gesteigerten Perioden sie erfüllt hatten. Am Abend vor dem Tag zum letztenmal, an dem ihre Ehe geschlossen werden sollte, und an dem sie, der Transsubstantiation und Inkarnation Vorstellung hingegeben, in ihr schmales Mädchenbett für den jenseitigsten Traum gestiegen war.

Hinter einem Zigeuner im roten Rock, der die Fidel ans Kinn drückte, wölbt in der Tür plötzlich sich schwarzes Loch. Dann schien Eugenie gewürzter Wind von dort zu wehen, und im Frack stand ein Mann da, den Unbegreifliches umhing.

Aber auch alle vom Wein trunkenen Gesichter wandten mit ihrem augenblicklich dem Ankömmling sich zu. Lautlose, flache Ebbe entstand in des Schwatzens Flut, und nur ein Laut schlug militärisch kurz die Stille: Vanderbilt!

Eugenie gegenüber war der junge, hochgewachsene Beau, der wie ein kostbares Porträt im Rahmen glänzte, lässig in einen Stuhl gesunken, wo müde blinzelnd er verharrte. Sie aber war bis in ihr letztes Atom von der Gewißheit erschüttert: ihr allgemeines und mit dem Hut besonderes Heil sei nun irgendwie in diesen Herrscher der Welt beschlossen. Ein ekstatischer erster Blick flammte von ihr den Blasierten an, der zum Angriff auf das Weib einen Wallach gespornt hätte.

Vanderbilt, mit schrägem Blick, tastete sie ab, und allmählich entzündete an ihrem unirdischen Geglüh sich seine lahme Phantasie. Ein smartes Geräkel ließ er sehen und schleuderte, das lüsterne Geschiel bei Eugenie, dem Neger, der in der Saalmitte seinen berauschten Tanz beendete, mit dem Fuß eine auf des Lachschuhs Spitze gelegte Banknote zu, die mit verrenkten Verbeugungen gegen den Geber der aus der Luft fing.

Als Hundertdollarnote hatte Eugenie das Billet erkannt, und blauer Himmel jauchzte auf einmal über ihrer Welt;



jede Komplikation im Irdischen galt ihr als ausgeschlossen, solange der blonde Amerikaner weilte. Er war, da wirklich er erschienen, kein zufälliger, sondern alles Menschlichen unbedingter und natürlicher Gouverneur. Vor seinem Blick verschleierte untertänig und religiös ihr Auge sich. Je länger des allmächtigen Manns Weihrauch auf sie wirkte, um so mehr befahl in seine Hände sie ihren Geist, all ihres Sehnens goldenen Schaum, auf dem zuoberst eines Hutes Gleichnis schwamm.

Als ins Hotel sie kam, war es ihr das Natürliche, sie fand nach der Freunde Weggang ihn im dunklen Korridor vor ihrer Tür; sah sich, an seine Seite genommen, als schätzbares Vergnügen korrekt und ohne Umstände von ihm genossen. Ihr blieb von dieser Nacht aus dem Moment der Entspannung nur sein geschnarrtes „all right" in traumhafter Erinnerung.

Doch folgte wirklich am andern Morgen die unbedingt gehoffte Apotheose. Zum Morgenspaziergang holte in himmlischem Morgendreß der Nabob sie ab, und an Vanderbilts Seite ging sie durch die Rue de la Paix geradeaus in Camille Rogers über alle Erdteile berühmtes Atelier.

Dort stand, ein Heiligtum, in kristallener Vitrine einsam schon der Hut, vor dem kein Zögern und Wählen war: Ein blonder Florentiner, flach, mit nichts als Gerste und braunem Band garniert.

Was Leben ferner bringen mochte — als Mensch war plötzlich sie in sich rund. Einmal hatte mit ihrem höchsten Traum vom Glück Wirklichkeit gestimmt, und Erinnerung an reinen Zusammenklang war ihr nicht mehr zu entreißen.

Diese Gewißheit stützte Eugenie jetzt der Frage gegenüber, was zu dem Hut ihr Mann sagen würde und gab ihr Haltung bis zu dem Augenblick, als auf der Rückfahrt in Augsburg morgens um sechs der Heimatstadt Duft fast schon zu ihr ins Kupée roch. Einen Abend und die Nacht hatte sie aufrecht sitzend in den Polstern zugebracht, Berührung und körperliche Erschütterung nach Möglichkeit meidend, um unter dem neuen Hut die Pariser Coiffure nicht zu zerstören. Denn in der Ankunft selbst wollte sie den Gatten mit Eindruck zwingen und überreiten. Das

kunstvoll getürmte Haar aber sollte in allen Einzelheiten vom Friseur noch für sie abgesehen werden.

Noch einmal wird vergangener Tage Vision mit Bild, Schall und Rauch ihren Sinnen wach. Sie riecht des in Zigarettenwolken schwimmenden Nachtlokals Dunst wieder, hört des Negers näselnden Refrain:

Pour t'avoir à moi
Si tu veux, o mon âme,
Je deviendrais infame
Pour un baiser de toi.

und sieht seines Lackschuhs Spitze mit herrlichem Schwung die Banknote werfen — da fährt der Zug in des Hauptbahnhofs Halle, und ehe er das letztemal noch geruckt hat, erkennt aus Dampfnebeln auf dem Bahnsteig sie Alfons Alexander und Benckens fast zwillingshafte Gestalten.

Nun aber steht vor der unmittelbar zu erwartenden, doppelten Entscheidung der aus dem Fenster Gerenkten senkrecht der Atem, stockt Herzschlag und Puls. Im Leeren hängt sie, und nirgends ist mehr Vanderbilt. Dann merkt sie ihres Mannes Blick sie greifen, schmecken, festhalten und mit Ruck, der bis ins Mark sie spaltet, von sich abschütteln. Bencken habe schief gelächelt, meint sie zwischen Tränen gesehen zu haben. Gestäupt, entseelt, ist sie auf einmal aus der Welt gesprengt. Worte bedurfte es nicht weiter, und sie vergaß an die Männer fast den Willkomm. Von Alfons zu ihr hatte es blitzschnell sich entschieden: Null, Greuel, Kompost war der Hut und entsprach in keiner Weise. Sie selbst und die in Briefen von ihr immer üppiger erhöhte Zeit in Paris waren vernichtend verurteilt.

Aus Zartgefühl vermied man, den Hut noch zu erwähnen. Doch, was aus Paris sie mitteilte, wurde mit Vorbehalt und spöttischer Ruhe aufgenommen, als traue man Einsicht ihr nirgends mehr zu. Als sie sah, wie wenig Eindruck ihrer Erlebnisse verführerischste Schilderungen machten, glitt in immer phantastischere und gefälschtere Berichte mit der Sehnsucht sie hinein, einmal möchte der geschauten Wunder Darstellung die Männer doch zu freiem Beifall hinreißen.

Aber ihr Hoffen blieb vergeblich. Vielmehr lenkte man, brachte sie die Rede noch auf ihre Reise, vom Thema wie von leichter Verlegenheit ab und gab zu verstehen, sie möge die verpfuschte Angelegenheit sich nicht zu Herzen nehmen.

Bencken, schien ihr, übertrieb bis ins Alberne den gönnerischen Ton, da er persönliche Gründe für ihn nicht hatte. Wie einst ihr Mann ihn im Anzug, ahmte er jetzt in allem Geistigen einfach Alfons Alexander nach und war ihr darum allmählich gleichgültig und endlich ohne allen Wert. Ihres Mannes wirkliche Überlegenheit aber hatte viel tiefer sie getroffen, als sie es je für möglich gehalten hatte. Als gekränkte Eitelkeit schon wieder besänftigt war, blieb in ihr Tieferes wund. Sie konnte nicht vergessen, wie sie um sein Urteil gezittert, alles Lebendige in ihr von seinem Spruch leidenschaftlich abgehangen hatte.

Mit dem Hut, sah sie ein, hatte seine Verdammung nicht mehr viel, doch alles mit ihrem Gefühl für ihn zu tun. Es stand aus dem Ereignis fest, sie liebte diesen Mann mehr, als über tägliches Gewirr bis in ihr sechsunddreißigstes Jahr sie hatte ahnen können.

Je gewisser sie wurde, um so besser begriff sie ihres Lebens letzte Möglichkeit, aus neuem Aufschwung noch nach des Mannes Kern für sich zu greifen. Zugleich aber spürte sie dieser Liebe ungeheure, gesellschaftliche Albernheit und schämte sich ihrer in erzogenem Bewußtsein.

Und wußte nicht, wie sie sie ihm andeuten könne, ohne daß notwendig Alfons zürnte. Scheu folgte sie seinen tadellosen Gesten und fand den Gedanken an simple Liebesworte vor so viel Haltung peinlich und fatal. Der mit Bewußtsein getragenen weltmännischen Würde konnte sie doch nicht mit Gefühlen kommen, die jedes Mädchen seinem Proleten sagte. Aber Leidenschaft war alsbald in ihr so groß, daß sie nur noch Mittel suchte, ihrem Mann mit des besten Tons Allure beizubringen, wie über sich selbst hinaus sie ihn liebe. So, daß gesellschaftlich es ihn gar nicht zu genieren brauche.

Jähem Entschluß und mystischem Instinkt mißtraute sie diesmal. Zu schlimme Erfahrungen hatte sie bei des Hutes Kauf damit gemacht. Und fühlte, Größeres stand diesmal auf dem Spiel. Angestrengter Vernunft durchdrang sie viel-

mehr den Stoff, prüfte Wahrscheinliches aus des Gatten Seele ohne Voreingenommenheit, täuschte sich nicht über Natur und fälschte nichts Wesentliches. Sie war vor ihm wie der Dichter, der demütig und ohne an Wirklichkeit zu wischen, den Helden aus ihm selbst erst aufbaut, daß zu der Handlung reiner Führung und befreiendem Schluß aus den Elementen selbst alles bereitet ist.

Als ihres Schicksals Atmosphäre sie durchsichtig umstand, lag sie nach festlichem, glänzend geglücktem Abendessen einst bei ihm im Bett in Weinlaune, so daß er seines Sentiments sich nicht schämen mußte. Und als das oft besessene Weib er plötzlich reizend fand, zog Glanz in ihren Blicken, neues Feuer ihn an.

Er beugte sich zu und ihm schien, ein Geheimnis schleiere das lockende Fleisch ein. Wissen um eine Köstlichkeit kleide sie und mache sie rar. Exotisches Aroma schien sie zu haben, das ihn erfrischte und ihm zu Kopf stieg. Keine andere Frau hätte er in diesen Augenblicken vorgezogen.

Noch sank er hin, und seltener duftete sie. Nun witterte er schon deutlich die Fremdlingin und ein Unberührtes, das ihn quälte, es mit Wollust zu tilgen.

Sie aber sprühte in Kissen mit Kichern und Silben, aus denen er nichts erriet, die ihn nur dichter verstrickten. Aus Blickflämmchen, winzigen Stichworten irrlichterte Paris ihn an, wie sie es wirklich bis zu dem Augenblick erlebt hatte, wo der Hut ihre überragende Sehnsucht blieb.

Als er in warmem Mitleben sie schon im Schoß hielt, und Wort nur noch Hauch war, fragte mit plötzlich frischem Trieb, der seine Erwartung vor Schleusen staute, sie ihn, wer ihr den Hut als den schönsten in Paris denn wohl bezeichnet hätte. Und als sein Atem stand, Blick ekstatisch gesperrt blieb, seufzte sie, und es flatterte ihr Auge: Vanderbilt!

Später plauderte sie dem ganz Gepackten von des Amerikaners königlicher Sicherheit, vor der kein Schwanken möglich gewesen sei und sah, wie gut er sie begriff. Nun saß er aufrecht im Bett, sah zu ihren Worten ein Weilchen schon den Hut an, der auf des Toilettentisches Lichthaltern thronte, sprang endlich, als von schlichter Gerste und Band sie schon lange geschwärmt hatte, aus den Kissen,

trat im Hemd zum Tisch und sagte: vielleicht! Und setzte bald hinzu: Bestimmt. Ganz grobe Klasse!

Und brachte das garnierte Stroh ans Bett, stülpte es ihr auf den Kopf, und während sie am Hinterhaupt blondes Haar zurechtstrich, küßte er sie tief in die Stirn und flüsterte begeistert: er ist himmlisch! Andern Morgens sprach sie beim Frühstück von William Houston schon wie vom vertrautesten Freund, und entzückte den Gatten durch seelische Intimität mit dem Milliardär. Wie einen Mannequin mußte sie von allen Seiten ihn zeigen, und jeder Kragenknopf und jede Bügelfalte an ihm war wichtig. Dann nachahmen, wie er ging, sprach und sich trug.

Seines Weibes vollkommene Freiheit vor dem Krösus bewunderte Alfons und verstand, welch Kompliment in der Liebe einer Frau zu ihm lag, die irgendwie auf einen Großen der Welt gewirkt hatte. Sofort sah er auch ihre unvergleichliche Rolle allen Frauen der Stadt gegenüber ein, die mit William Houston Vanderbilts bloßer Erwähnung an die Wand gedrückt sein mußten.

Nun hatte die Reise doch gewünschten Zweck erfüllt. Über den totschicken Hut hinaus brachte Ruf und Bedeutung Eugenie mit, die für ihres gemeinsamen Lebens Rest in bester Gesellschaft sie „setteln" mußten.

Gleich begann er von dem mächtigen Bekannten Kunde in die Welt zu filtern und sah mit Genugtuung, wie sachlich jedermann entsprach.

Brüsk ließ er einigen Umgang fallen, der mit Vanderbilt nicht mehr zusammenstimmte. Vor allem litt zu Bencken das Verhältnis. Der war in ein Linienregiment versetzt und kam in fortgeschrittenen Umständen nicht mehr in Betracht.

Selig war auf leichte Art die Frau. An einem Seil hielt sie sicher den Mann und durfte mit ihrer Jahre Glut ihn lieben. Wollte er ein wenig ihr entgleiten, tuschte sie einen neuen, noch vergessenen Zug ihrer Vertrautheit zu „Willy" ins Bild.

Bald kannte des Amerikaners gesamte Familie durch sie schon Alfons. Den Großpapa Cornelius, den Onkel Frederik und Tante Beß mit ihren Hunden und Katzen. Er wußte jedes Familienmitgliedes fabelhaften Vermögensanteil;

alle Verwandtschaft, und Goulds und Hills waren wie persönliche Freunde ihm geläufig. Bei Todesfällen in der erlauchten Familie trug er mit Eugenie leichte, kleidsame Trauer.

Die fürchtete nicht, es möchten so bald „nach drüben" die Beziehungen sich erschöpfen und neuer Feuer Flamme stocken. Denn schon gab es seit geraumer Zeit bei jedem zärtlichen Zusammensein zwischen ihr und dem Gatten das stumme Frage- und Antwortspiel, das sie beide wollüstig verwirrte, den Mann aber zu dumpfer Raserei brachte —

bis mit jedesmal größerem Respekt vor höheren Mächten er schweigend in sein Weib verging.

LEONHARD FRANK:
DIE KRIEGSWITWE

Ihr Mann war Versicherungsagent gewesen, war gefallen, gestorben. Kopfschuß.

„Die Kugel hätte ihn auch in die Brust treffen können, ins Herz, in die Lunge. Die Kugel hätte ebensogut ... den Magen meines Mannes zerfetzen oder die Wirbelsäule zersplittern können. Der eine stirbt so, der andere so. Das ist ganz gleich. Tot ist tot ... Oder ein Bajonettstich in seinen Unterleib, daß mein Mann seine Gedärme, die er nie gesehen hatte, noch ein paar Minuten lang hätte betrachten können."

Unwillkürlich legte die Frau schützend die Hand auf ihren hohen Unterleib: das Kind des toten Vaters bewegte sich.

„Versicherungsagent ... Er hätte ebensogut irgendein Handwerker, Kaufmann, Arbeiter, Beamter, Gelehrter sein können, ganz gleich was, die Kugel hätte ihn doch getroffen ... Sauste auf meinen Mann zu und machte keinen Bogen um ihn herum, machte natürlich keinen Bogen um den armen Versicherungsagenten herum. Die Kugel wählt ja nicht aus. Trifft jeden ... Ich, eine Versicherungsagentenwitwe, könnte ebensogut eine Beamten- oder Arbeiterwitwe sein. Zwischen mir und allen anderen gibt's keinen Unterschied. Ich bin eine Kriegswitwe. Wie alle. Eine Kriegswitwe! ... Und wenn meinen Mann eine Granate so zerfetzt und in die Luft gesprengt hätte, daß nicht ein Teilchen seines Körpers mehr zu finden gewesen wäre? Ganz gleichgültig! Tot ist tot ... Mein Schicksal ist das Schicksal von Millionen Frauen. Einen Unterschied gibt's gar nicht

zwischen mir und allen anderen Frauen ... zwischen mir und der Nachbarin, die an der Ecke wohnt und seit drei Wochen auch keinen Mann mehr hat, zwischen mir und den ... Ja wieviel Frauen sind's denn? Zwei Millionen vielleicht, die in ihrem Zimmer sitzen und, wie ich, an ihren toten Mann denken? Zum Fenster hinaussehen und an ihren toten Mann denken, Staub wischen, Kinder warten, Strümpfe stricken, kochen, auf die Arbeit gehen und an ihren toten Mann denken, an ihren toten Mann denken. Sich abends ins Bett legen und an ihren toten Mann denken. Zwei Millionen vielleicht? Zwischen all denen und mir gibt es keinen Unterschied. Unsere Männer sind tot ... Der Nachbarin ihr Mann ist in einem Lazarett gestorben. Meiner durch Kopfschuß. War sofort tot. Ganz gleichgültig ... Kopfschuß! In die Stirn? Vielleicht bei der Nasenwurzel hinein? Oder durchs Auge hinein? Durch sein Auge? Ja aber, was geschah mit seinem Auge? Mit seinem lieben Auge. Mit dem Auge meines lieben Mannes ... Ist ja ganz gleichgültig; es ist ganz gleichgültig, ob das Auge, die Brust, die Lunge, das Gehirn, der Unterleib zerfetzt wird. Tot ist tot ... Millionen Kriegswitwen sitzen wie ich da und stellen sich vor, wie der Mann eigentlich gestorben sein mag. Es ist aber ganz gleich, wie er den Tod fand. Fand? Sucht man denn den Tod? ... Und ob er jetzt Schlosser oder Student, Fabrikarbeiter oder Bauer, Gelehrter oder Beamter gewesen wäre, ganz gleich. Das ist ganz gleich ... Es geht Millionen Frauen so wie mir. Gott sei Dank."

„Wieso denn Gott sei Dank?"

Sie stand schwerfällig auf; die Hand blieb auf die Tischkante gestützt. „Das lindert." „... Was lindert?" „... Doch, das lindert. Es ist doch ein Unterschied, daß es nicht mir allein, sondern Millionen Frauen so geht. Ein bedeutender Unterschied. Der Unterschied ist sehr groß. Und es lindert. Ich würde es einfach nicht ertragen, wenn es mir allein so ginge. Sich das nur vorzustellen! Könnte ich es denn ertragen? Ich ganz allein! Das wäre unmöglich ... Es geht Millionen Frauen so wie mir."

Plötzlich sah sie Millionen Frauengesichter, schmerzbehangen.

„Das läßt einen das Unglück leichter ertragen, ertragen

... Es geht eben allen so wie mir. Wir müssen's ertragen, wir Frauen. Wir haben unsere Männer dem Vaterlande geopfert. Auf dem Altare des Vaterlandes geopfert. Al ... tar des Vater ... landes", schmeckte sie mit der Zunge, sah fernhin, versuchte, sich den Altar des Vaterlandes vorzustellen. Das gelang ihr nicht.

Immer wieder sah sie den Altar, vor dem sie als Mädchen das erste Abendmahl genommen hatte, sah Kerzen und das Christusbild. „Aber Altar des Vaterlandes? Gibt's denn das überhaupt?"

Da machte ihr Wesen einen blitzschnellen Sprung zurück zu dem Glauben: „Ich habe meinen Mann auf dem Altare des Vaterlandes geopfert ..., wie alle andern Kriegswitwen auch."

„Der Altar steht allerdings nicht in einer Kirche, sondern ist ein mit Elektrizität geladener Stacheldrahtzaun, in dem dein Mann hängen geblieben ist," versuchte der Schmerz zu flüstern, „also müßte man eigentlich sagen: geopfert im Stacheldrahte des Vaterlandes."

Es gelang ihr, den noch ganz undurchlittenen Schmerz um den toten Mann wegzuhalten mit den Worten: „Er starb den Heldentod fürs Vaterland." Stolz glitt mit diesem Worte in ihr armes Herz hinein.

„Die Befriedigung, daß es Millionen Frauen so geht, und die Worte: ‚Geopfert auf dem Altare des Vaterlandes — Er starb für eine heilige Sache — Er starb für den Sieg unserer Waffen', sind Betäubungsmittel gegen den Schmerz um deinen geliebten Mann; aber nicht immer kannst du Betäubungsmittel nehmen; einmal wirken sie nicht mehr", flüsterte der Schmerz, der empfunden sein wollte und so fest in Worte eingepackt war, daß seine Stimme von der Kriegswitwe nicht gehört wurde.

Die Abzementierung des Gefühls, des Schmerzes war undurchdringlich; so undurchdringlich war die einzementierte Wortplatte — von den noch im dunkelsten Geiste alter Jahrhunderte Stehenden einzementiert in das empfängliche, gedankenlos-gläubige Gehirn des Volkes —, daß der noch undurchlittene Schmerz nicht eine Sekunde lang in ihr Herz vordringen konnte.

Der Gesichtsausdruck der Witwe wurde, da Gefühl und

Schmerz nicht fließen konnten, von Tag zu Tag steinerner. Die Tränen wurden nicht vom Herzen geschickt; sie liefen von oben weg.

Ein verspäteter Brief des toten Mannes kam an. Der Schmerz setzte sich in den Brief hinein, wollte mit jedem Worte, das die Frau las, ihr ins Herz springen.

Das war abzementiert.

Er erzählte vom Schützengraben, vom Feuer des Feindes, vom Essen. „Ich rauche jetzt viel, das tut gut", schrieb der tote Mann. „Und wann werde ich dich wiedersehen? Sende mir eine wollene Unterjacke; es ist kalt geworden. Und bleib mir treu."

Die einzementierte Platte rückte; Schmerz schoß heiß auf. Ganz kurz. Dann saß die Platte wieder fest. Das eine Sekunde lang ungeheuer verändert gewesene Witwengesicht wurde wieder steinern.

In ihrem Kopfe war verwirrender Nebel zurückgeblieben, von dem sich vage der Gedanke loslöste: „Zwei solche wollene Unterleibchen müssen doch noch da sein, Trikotleibchen. Da könnte er immer das eine waschen, wenn er das andere anhat... Müssen doch noch da sein."

Der Schrank öffnete sich. Das Unterleibchen wurde bei den zwei Ärmelenden gefaßt, untersucht. „Nur den Knopf muß ich annähen."

Der Schmerz hatte sich im Unterleibchen versteckt; sein Sprung ins Witwenherz wurde vom Nebel in ihrem Gehirn verhindert.

Während sie den Knopf annähte, packte sie in Gedanken das Unterleibchen schon ein, trug's zur Post: es rollte an die Front, wurde vom toten Mann ausgepackt, angezogen.

Da verschwand der Nebel. Und ihr ganzes Wesen flüchtete hinein in das Wort: „Ich habe meinen Mann auf dem Altare des Vaterlandes geopfert, für eine heilige Sache..., wie alle andern Frauen auch, wie viele Frauen, wie zwei Millionen Frauen... Es geht mir nicht allein so."

Sie trug das Leibchen in den Schrank zurück. Da hing eine alte Hose. Bei den Knien war die Hose etwas heller und herausgedrückt, als seien die Knie des Mannes noch in der Hose.

Sie tippte mit dem Zeigefinger gegen das herausge-

drückte Hosenknie, in dem der Schmerz saß: lauernd, sprungbereit.

Und flüchtete, den Blick auf die schaukelnde Hose gerichtet, in die kleine Befriedigung hinein: „Die hätte er doch nicht mehr lange tragen können."

Automatisch ging sie fort, um Einkäufe zu machen für den Haushalt. „Lange hätte er die nicht mehr tragen können ... Wenn er zu den Leuten geht, um sie zu überreden, sich versichern zu lassen, und ist nicht gut angezogen, wer läßt sich da von ihm in die Versicherung aufnehmen ..., wenn er schlecht angezogen ist. Die Leute sind ja gleich so mißtrauisch."

Sie hatte ein schwarzes Kleid an. Ihr Gesicht war leblos, weiß, das Auge leblos: nicht starr, nicht ruhig, nicht glänzend; es sah tot aus. Die Witwe sah tot aus. Wie ein Gipsabguß. Mechanisch bewegte sich ihr Körper vorwärts, in den Kolonialwarenladen hinein.

„Aber wenn er abends heimkam, und es waren ihm ein paar Abschlüsse gelungen. Wie schön! Die Prozente! ... Da sind ein paar ganz Hartnäckige. Gott, wie oft war er schon bei denen! Die sind sehr reich; die Versicherung wäre sehr hoch; und wenn ihm der Abschluß gelingt ... Die Prozente! Wenn er vielleicht jetzt noch einmal hinginge, wer weiß? ... Er soll doch noch einmal hingehen."

Der alte, nach Petroleum riechende Kolonialwarenhändler bediente die Kriegswitwe mit besonderer und bedeutsamer Zartheit.

Und ihr stieg schmerzhaft schnell die unabänderliche Tatsache wieder ins Bewußtsein, daß ihr Mann zu den paar Hartnäckigen, die so reich waren, gar nicht mehr gehen konnte, weil er ja nicht mehr lebte.

Ihr Gesicht zerfiel. Und der Kolonialwarenhändler zeigte deutlicher, daß er wohl wisse, was das für eine Frau bedeute, den Mann verloren zu haben. Seine gespannte Bereitwilligkeit, wie er ihre Bestellungen entgegennahm, tat ihr wohl. Mit einem leisen Druck legte er die gefüllte Düte vor sie hin, sah ihr, Oberkörper vorgebeugt, ins Auge.

Und die Hausfrau in ihr fragte: ob sie den Kaffee noch einmal zum alten Preis bekommen könne.

Da hob er die Schultern: das täte ihm leid. Schlug das

Klappbrett des Ladentisches hoch, schlüpfte vor, öffnete höflich die Tür: „Die enormen Einkaufspreise jetzt. Nicht zu sagen.“ Es täte ihm ja wirklich sehr leid, aber da sei nichts zu machen.

Gebeugt und langsam ging sie hinaus, vorüber an einem spielenden Kinde, das, seinen mit Ahnung gefüllten Blick zu ihr emporgerichtet, im Halbkreise auswich und ihr nachsah.

Daß sie eine Kriegswitwe war, konnte jeder sehen. Auch die Leute im Trambahnwagen fühlten das sofort, schlossen jedoch die Augen. Denn da war nichts zu machen. Krieg ist Krieg. Und dabei fallen Männer. Alles Mitleid nützt nichts. Mitleid ist hier Schwäche. Außerdem geht's vielen so.

Die Kriegswitwe stierte wie ein Mensch, der in seinem Blute liegt. Und alle gehen vorüber. Sie steckten die Gesichter in die noch feuchten Zeitungen, lasen die neueste Siegesnachricht: wieviel Feinde gefangen, wieviel gefallen waren, freuten sich und nahmen sich konzentriert vor: „Mich soll's nicht packen... Aber denen werden wir's zeigen.“

„Siebentausend!“ las laut ein gutmütig aussehender alter Mann und sah die Kriegswitwe an. „Siebentausend Gefangene! Ungeheuer blutige Verluste! Berge von feindlichen Leichen!“

Gesichter glänzten. Freudenworte sprangen durch den Wagen. Hände flatterten. Befriedigter Haß saß auf den Bänken.

Die bisher tot und blau gewesenen Augen der Agentenwitwe waren schwarz geworden. „Was steht da? Berge von feindlichen Leiden? Berge?“

Da trat, gleich einem Fremden, der unerwartet und unerwünscht in eine geschlossene Gesellschaft eindringt, von der Plattform aus der Kellner in den Türrahmen: „Über was freut ihr euch denn so? Über was?... Weil jetzt wieder einige tausend Euresgleichen auf dem Felde der ... Ehre liegen? Blutig und zerfetzt! Noch atmend oder schon tot!... Vielleicht ist auch Ihr Sohn unter den zerstampften Opfern. Und liegt seit der gestrigen Schlacht ohne Hilfe schwer verwundet zwischen Toten und glotzt zu seinem Beine hin, das zwei Meter von ihm entfernt liegt.

Glauben Sie denn, daß Ihr Sohn den wahren Grund gekannt hat, der ihn veranlaßte, zum Mörder zu werden, bevor er selbst ermordet wurde?“ fragte er, mühsam seine Erregung bändigend, den gutmütig aussehenden alten Mann, in dessen Gesicht die Siegesfreude fassungslosem Staunen wich.

Der Zwanzigjährige, der seit dem Tage, da der Kellner in seiner Heimatstadt die Herzen für die Liebe aufgerissen hatte, mit durch das Land und durch die Städte fuhr und, scheinbar ganz unbeteiligt, auf der Plattform stand, machte plötzlich einen schnellen Schritt in den Wagen hinein, auf den Offizier zu, der abweisende Glasaugen bekam: „Steht auf gegen den Krieg. Protestiert! Alle! Alle!“

„Sie sind ruhig jetzt! Hier wird nicht so gesprochen“, sagte der Schaffner.

„Bleibt nicht sitzen in eurer Freude darüber, daß Ochsen und Kälber humaner als Menschen, humaner als eure Männer und Söhne geschlachtet werden.“

Sekundenlang stand das Schreckgespenst der Wahrheit im Wagen.

„Wenn man's richtig überlegt, sind das natürlich auch Menschen . . . die Feinde“, sagte jemand und wunderte sich, daß er diese Worte gesprochen hatte.

Da wurden alle erlöst vom gutmütigen alten Manne, der sich schon wieder beruhigt hatte: „Ja, Menschen! Warum haben sie uns dann überfallen? . . . Hätten wir uns nicht verteidigen sollen?“

Das Leben kehrte zurück: Köpfe nickten. Augen blickten glänzend und hart. Die Agentenwitwe richtete sich straff auf.

Der gutmütige Alte stieß mit dem Zeigefinger auf seine Zeitung und rief, hassend und frohlockend: „Unsere Verluste sind ja ganz gering. Hier steht's ja.“

„Immer heißt es: ‚Unsere Verluste sind gering‘. Wie steht's dann damit, daß wir bis jetzt schon mehr als zwei Millionen Tote haben? Und wie viele sind, wie ich, für das ganze Leben ruiniert?“ fragte ein invalider Soldat, in einem Tonfalle, der aus einer anderen Haßquelle kam, und starrte unbekümmert dem Offizier ins Gesicht.

„Berge von feindlichen Leichen!“ wiederholte der Alte und faltete die Zeitung zusammen.

Der Schmerz um den toten Mann war von einem Leichenhaufen zugedeckt.

Die Zeit ging hin. Mit Hilfe des Glaubens, daß ihr Mann für eine heilige Sache, für den endlichen Sieg gestorben sei, auf dem Felde der Ehre, und mit der lindernden Tatsache, daß es Millionen Frauen so ging wie ihr, hielt sie den Schmerz auch während der nächsten Wochen von sich weg.

Gläubiger schickten Rechnungen, dann Mahnungen, dann Drohbriefe, in denen noch der Satz stand: die Zeiten seien schlecht, jetzt brauche jeder sein Geld; dann kurze Mitteilungen, in denen die Pfändung unverschleiert angekündigt wurde.

Das hatte die Kriegswitwe, deren Mann doch auf dem Felde der Ehre gefallen war, nicht für möglich gehalten. Diese Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit übertraf alles, was ihr bisher widerfahren war, übertraf, wenn sie genau überlegte, sogar die Ungerechtigkeit, daß ihr Mann, gerade ihr Mann, der arme Versicherungsagent, der doch, weiß der liebe Gott, schon vor dem Kriege in Not und Krieg gestanden war, in den Krieg hatte ziehen und fallen müssen.

Starr trug sie das Gefühl und das gepeinigte Gesicht eines unschuldig verfolgten Menschen herum, bis sie, täglich und durch verschiedenerlei Erlebnisse immer wieder daraufgestoßen, einsehen mußte, daß das Leben keine Rücksicht auf ihr Schicksal nahm, das ja schließlich das Schicksal von Millionen Kriegswitwen war, sondern offenbar kraß weiterschritt, ganz unverändert, was die Geld- und Selbstsucht anlangte.

Dieser bitteren Erkenntnis setzte sie anfangs soviel Härte und dunkle Wut entgegen, wie in einem Menschenkörper Platz hat.

Aber das Leben war noch härter und mürbte täglich und mit mörderischer Monotonie weiter, bis die Witwe dieser aussichtslosen Wut müde wurde.

Der noch undurchlittene Schmerz hatte Zeit, konnte warten, bis die Schutzwehren — der Altar des Vaterlandes, das Feld der Ehre und die lindernde Tatsache, daß es zwei Millionen Frauen so erging — ins Nichts zurückstürzten und das Herz der Kriegswitwe bloßgelegt war für den Sprung des Schmerzes, hinein ins Witwenherz.

Und was dem Tage nicht ganz gelang, vollbrachten die Träume. Dem Tage, da ein Bekannter es sich wohl sein ließ bei der Bemerkung: „Liebe Frau, die Zeit lindert jedes Leid", folgte die Traumnacht, in der der Schmerz erstaunlich deutlich erklärte: „Aber den noch undurchlittenen Schmerz kann die Zeit nicht lindern. Kann Liebe vergehen, bevor sie da war und empfunden worden ist? . . . Erst muß der wahnsinnig singende, mörderische Schmerz empfunden worden sein, ehe die Zeit ihn lindern kann."

In derselben Nacht träumte die Witwe: der Mann kommt zu spät nach Hause. Sie liegt schon lange im Bett. Sie ist böse, schimpft: „Wo bleibst du denn!" „Je, je, ich kann mich doch auch einmal ein bißchen unterhalten." „So! Und ich?"

Er zieht sich aus (jede seiner Bewegungen ist ihr genau bekannt), legt sich neben sie ins Ehebett. Sie beobachtet alles durch die Wimpern, hört seinen Erleichterungsseufzer und wartet auf des Mannes verlangende Hand, hüstelt, um ihm die Annäherung zu erleichtern, bewegt den Körper, lockt, bis der Mann zu ihr schlüpft.

Alles könnte schön sein, wenn sie nicht plötzlich merkte, daß nicht ihr Mann, sondern ein Fremder sie umfangen will.

„Es erfährt's ja niemand", sagt der Fremde. Und sie denkt: das ist wahr, es erfährt's ja niemand. Ist bereit. Und alles wäre in Ordnung, wenn nicht im Nebenzimmer ein Mensch herumginge, der jeden Moment ins Schlafzimmer kommen konnte. Dieser Mensch ist der Schmerz um den toten Mann, hat eine feldgraue Uniform an, das Gewehr quer über dem Rücken.

Jetzt steht er unterm Türrahmen, ist aber nicht mehr der Schmerz in Uniform, sondern der Fremde, während bei ihr im Bett der Schmerz liegt, der zugleich ihr Mann ist.

Sie will ihren Mann zu sich nehmen und kann nicht, weil der im Türrahmen stehende Fremde nicht wegsieht. Und wie der Fremde endlich geht, die Tür hinter sich zuschlägt und die Treppe hinunterpoltert, kann der Mann seine Uniform nicht ausziehen. Und immer ist das Gewehr zwischen ihm und der Frau.

„Das Gewehr könnte losgehen," sagt sie, „nimm das Gewehr weg." Sie will ihm helfen.

Und erwacht. Ruft nach ihrem Manne, horcht. Und tastet das Ehebett ab. „So eine Gemeinheit! Jetzt ist er noch nicht heimgekommen.“ Sie schimpft: „Dieser Lump!“

Der Mann lacht: „Schon seit zwei Stunden liege ich neben dir, und du hast es nicht bemerkt.“

Sie ist froh, lacht auch. Er zieht sich aus, kommt zu ihr. Und wieder liegt das Gewehr, in dessen Rohrlauf ein Blumenstrauß steckt, hindernd zwischen ihnen. „Nimm's doch weg... Warte, ich drehe das Licht an.“

Die Hand am Schalter, erwacht sie diesmal wirklich, dreht das Licht an, sucht neben sich im leeren Bett. „Der gemeine Kerl ist noch nicht da.“

Jetzt erst ergreift eine dunkle Faust das Herz. Und wie sie dem Schmerze entfliehen will auf den Worten: „Er ist den Heldentod gestorben“, preßt die Faust das Herz zusammen.

„Wie allen andern Frauen auch, geht es mir“, will sie flüstern. Und ihre Lippen formen diese Buchstaben nicht. Die Begriffe ‚Vaterland, Heldentod, Feld der Ehre‘ zerflattern, sinken ins Nichts zurück vor der entsetzlichen Wirklichkeit, daß der Mann niemals mehr zu ihr kommen kann.

Und wie ein Mensch, der ein auf seiner Handfläche liegendes Brettchen unter die Bohrmaschine hält, schmerzlos das monotone Wühlen des Bohrers fühlt, empfand sie, starren Auges, noch schmerzlos, das rapide, unabänderlich näherkommende Bohren, bis plötzlich der Schmerz das letzte Hindernis durchstoßen hatte und, wie der Bohrer in die Handfläche, hineinsauste ins Herz der noch schlaftrunkenen Kriegswitwe.

Sekündlich und mit der ganzen Kraft ihres Wesens versuchte sie, die Begriffe ‚Heilige Sache, Altar, Feld der Ehre, Heldentod‘ als Betäubungsmittel dem Schmerze wieder entgegenzustemmen.

Da gelang es ihr nicht mehr, diese Begriffe wie bisher mit Glauben an sie, mit falscher Empfindung, mit irgendeiner Bedeutung zu füllen.

Und der Schmerz um den toten Mann war, in den Zeitraum weniger Sekunden zusammengepreßt, ganz plötzlich so unmenschlich furchtbar, daß die Witwe, wollte sie nicht

im Augenblick Besinnung und Verstand einbüßen, mit einem gewaltigen innerlichen Sprung von ihrem Leben der Lüge, Gedankenlosigkeit und Selbstsucht heraus — ins höhere Menschentum hineinspringen mußte. Sie hatte das tief entsetzliche Gefühl, die Kraft ihres Wesens reiche nicht aus zum Sprunge, umklammerte, aufrecht im Bett sitzend, mit beiden Händen den Hals, den Wahnsinnsschrei abzuwürgen, der gurgelnd hervorquirlte. Flog aus dem Bett, in den Rock hinein. Und raste, halb angekleidet, durch die Straßen. Suchte sich eines Menschen zu entsinnen, der, vom gleichen Seelenschlag zertrümmert, ihren vom Wahnsinn schon bedrohten Zustand begreifen könnte. Und fand keinen in ihrer Welt. Alle trösteten sich selbst und wollten sie trösten mit dem Altare des Vaterlandes, mit dem Felde der Ehre.

Plötzlich sprang aus diesen trostlosen Worten der Kellner heraus und in den Türrahmen der Straßenbahn: „Steht auf! Auf! Prostestiert! Alle! . . . Glaubt ihr denn, daß eure Söhne, eure Männer den wahren Grund kannten, der sie veranlaßte, Menschen zu morden, bevor sie selbst ermordet wurden? . . . Bleibt nicht sitzen in eurer Freude darüber, daß Ochsen und Kälber humaner als Menschen, humaner als eure Söhne und Männer geschlachtet werden.“

Dunkel stieg der Protest in ihr auf.

Gegen Abend traf sie im Laden des Kolonialwarenhändlers mit der an der Ecke wohnenden jungen Arbeiterwitwe zusammen, deren Mann im Lazarett verendet war.

Die war in den wenigen Monaten eine alte Frau geworden; ihre Augen, durch das Weinen blutrot und um die Hälfte verkleinert, glichen nicht mehr Menschenaugen, sondern furchtbaren Wunden, die sich tief in die Höhlen hineingefressen hatten. Ihr Mann war erschlagen. Ihre Welt war erschlagen. Sie war erschlagen. Lebte nicht mehr.

Ihrem tödlichen Schicksale unterstellt, lehnte sie zermürbt und verbraucht am Ladentisch.

Und als der Kolonialwarenhändler den Tagesbericht vorlas: „Unsere todesmutigen Helden verteidigten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit . . . jeden Handbreit Boden“, bat sie mit dünner Stimme, er möge ihr doch die drei Tüten zusammen in eine Tüte geben, so sei's leichter zu tragen.

„Handbreit Boden! Handbreit!“ schrie die Agentenwitwe und erblickte, von Wut und Abscheu in die Vision hochgerissen, ein nur handgroßes Stück Erde, auf dem sich eine ungeheure Pyramide von hunterdtausend zerfetzten Siegern und Besiegten erhob.

Der alte Kolonialwarenhändler erschrak, als seinem beifallslüsternen Patriotenblick ein von Mordwut verzerrtes, wildes Frauenantlitz entgegengestellt wurde. Instinktiv flüchtete er in das Wort hinein: „Sie sterben den Heldentod, auf dem Felde der Ehre.“

„Ja, Feld der Ehre! Ihr habt meinen Mann erschlagen. Mein Mann ist tot. Tot!“

„Aber Frau! Und die Heimaterde? Die muß doch schließlich verteidigt werden. Unsere heiligsten Güter stehen auf dem Spiele.“

Die Gedankenfetzen: „Güter, heilig ... Güterschuppen steht auf dem Spiele, Heimat ... Börsenspiel mit Heimaterde“, passierten das Witwengehirn. Sie schleuderte die gefüllte Tüte zurück. „A was! Heiligste Güter! Mein Mann war mein heiligstes Gut. Er lebte, hatte Augen, verstehen Sie — Augen! Hatte Arme, die er um mich herumlegen konnte, und hatte ... hatte, hatte, hatte — war mein Mann. Ja, glotzten Sie mich nur an. Ist mir gleichgültig. Was sind denn eigentlich die heiligsten Güter? Wo denn? Ich hab sie nicht. Ich hab weder heilige noch andere! Heilig! Nichts als Lüge und Schwindel! Schwindel! Ah ... ihr Hunde!“

„Aber Frau! Sie machen sich ja unglücklich, werden eingesperrt. Sie werden eingesperrt, das prophezeie ich Ihnen, wenn Sie so über ... unsere heiligsten Güter sprechen.“

„Ich, eingesperrt?“

Unvermittelt fühlte der Kaufmann die Macht der Kriegswitwe, legte einen geradeliegenden Notizblock gerade.

Alter Schmerz hatte der anderen Kriegswitwe die Brauen hochgezogen, daß die Stirn nur noch aus drei dicken Querfalten bestand. Aus ihren Wunden liefen zwei Tränen heraus, glitten schnell in die Wangenlöcher, in den offenen Mund hinein. Ob sie noch etwas Malzkaffee dazu bekommen könne. Ihre langsame Hand schob das Geldstück hin.

„Einsperren? Das wollen wir sehen, ob die mich auch noch einsperren.“

„Liebe Frau, hier dürfen Sie nicht so reden, hier bei mir... Sie müssen sich trösten, müssen sich trösten. Da hilft alles nichts. Vielen geht es so wie Ihnen. Ja, es geht Millionen so."

„Dann halt adieu, wenn Sie keinen Malzkaffee haben", sagte die andere Kriegswitwe. Das Tränenwasser lief in den gewohnten Bahnen herunter, schaukelte am Kinn. Die mit den drei kleinen Tüten gefüllte große Tüte in die konkave Brust hineingepreßt, ging sie langsam hinaus.

„Was gehen mich die andern an. Und wenn es zehn Millionen so geht. Das gibt mir meinen Mann nicht zurück." Der Schmerz hockte und hüpfte in ihrem zuckenden Gesicht. „Mein Mann ist fort, tot, weg, kommt nie mehr, nie mehr. Verstehen Sie: nie mehr!"

„Ist ja wahr, aber warum sagen Sie denn mir das alles? Habe ich den Krieg gemacht? Warum sagen Sie mir das alles?"

„Warum?" fragte sie in ungeheuerem Erstaunen. „Warum kommen Sie mir mit Ihren heiligsten Gütern daher? Sie... stehen da und verkaufen Ihr Zeug."

„Wir werden siegen", sagte der Mann einfach. „Dann ist der Krieg aus."

Als hätte er ihr eine weißglühende Eisenstange wie eine Längsachse in den Körper gestoßen, bei der Schädeldecke hinein und beim Unterleib heraus, drehte sie sich einmal blitzschnell um sich selbst, herumgeschleudert vom höllischen Schmerze, der ihr Herz gesprengt hatte mit der Vorstellung: der Krieg ist aus, alle Menschen freuen sich grenzenlos..., und mein Mann ist tot, kommt nicht zurück. Kommt nie mehr! „Und was wird dann mit mir? He? Sie! He, was wird dann mit mir? He! He!"

„Sagen Sie mal, bin ich denn schuld daran? Sie tun ja gerade, als ob ich... Was kann ich dafür."

Von einem Blitze der Intuition grellweiß erleuchtet, erkannte sie: „Ja, du bist schuld, du, du... ihr Hunde! Ihr alle seid schuld daran. Alle!"

Da konnte der Kaufmann nur die Schultern heben, wie er tat, wenn er eine Ware nicht billiger abgeben wollte.

Und als sie schon hinausgerast war auf die verkehrsreiche Straße, sprach er noch: „Sie werden todsicher ein-

gesperrt. Sie sperrt man ja glatt ein ... Ihren Geldbeutel vergißt sie auch noch. Die scheint endgültig närrisch zu sein ... Was wünschen Sie?"

Die Kundin wünschte Petroleum, stellte die Kanne auf den Ladentisch.

„Na, jetzt das ist mir aber eine", begann er und erzählte der neuen Kundin die ganze Sache. „... Was sagen Sie dazu?"

„Recht hat sie", erklärte die Frau mürrisch. „Was haben denn wir davon, wenn die Land erobern. Wir haben nichts davon."

„Ist Ihr Mann auch im Krieg?"

„Schon tot ist er, wenn Sie's wissen wollen."

„Er starb für unsere gerechte Sache, Frau, müssen Sie sich sagen."

„Ja, Sache", sagte die Frau, dumpf wie ein Hund, der verhalten knurrt. Dann sagte sie noch, was sie jedem sagte: „Sie haben seinen Kopf nicht gefunden. Nur das Andere. Die Erkennungsmarke war weg; deshalb wollten sie mir erst keine Unterstützung geben."

„Aber jetzt bekommen Sie doch, wie?"

„Meine zwei Söhne sind auch schon verreckt. Im Westen."

„Jetzt bekommen Sie doch?"

„Ich pfeif darauf. Verdiene mir selbst mein Geld. Will nichts haben von diesen ..."

Der vorsichtige Kolonialwarenhändler schnitt das Gespräch ab; denn neue Kunden waren eingetreten.

„Da vorne auf dem Platz ist eine Menschenansammlung. Jemand spricht gegen den Krieg", erzählte ein grauer Alter, der Zigarren verlangte. „Und plötzlich kommt eine Frau gesprungen. Ganz außer sich. Die schreit und schimpft nicht schlecht ... Was will der Schutzmann machen: — es ist eine Kriegswitwe."

„So, schreit sie? Die wird natürlich eingelocht ..., wenn sie solche Sachen daherredet."

„Nun, so ohne weiteres kann man eine, die ihren Mann im Kriege verloren hat, auch nicht einsperren ... Wenn sie doch ihren Mann verloren hat. Das ist keine Kleinigkeit."

„Aber das Vaterland ist doch schließlich auch keine Kleinigkeit. Und ... unsere Kultur, was?"

Während der Alte seine Zigarre anzündete: „Schon recht, gewiß ... Vaterland ... gewiß ..., aber wenn eine ihren Mann ..."

„Na ja, da haben Sie auch wieder recht."

„... verloren hat, kann sie schon rabiat werden. Das ist zu verstehen ... Es ist ein Riesenmenschenauflauf. Dreitausend Menschen, schätze ich. Können auch viertausend sein. Die Frauen schreien ... Gerade als ob sie am Kreuze hingen, als ob jede an einem Kreuz hinge. Der Redner kann nicht mehr weitersprechen ... Ich bin weggegangen. Will nichts zu tun haben mit so was. Bin ein alter Mann." Übrigens habe er sich schon lange gewundert, daß bis jetzt nicht mehr Kriegswitwen ...

„Ja, es ist schon am besten, man kümmert sich nicht darum."

Auch manche von den Männern, die um die schreiende Agentenwitwe, um den verstummten Kellner herumstanden, dachten das. Die Frauen dachten das nicht; es waren viele Kriegswitwen darunter und Mütter, die ihre Söhne verloren hatten.

Der Schutzmann sagte: „Schreien Sie jetzt nicht mehr."

Die Agentenwitwe schrie: „Ich schreie!"

Ein Bürger sagte: „Die wird verhaftet." Und ging nach Hause.

Der Kellner stand auf einem umgestürzten Wagen.

Die Trambahn konnte nicht weiterfahren. Droschkenkutscher standen auf den Böcken, Fahrgäste streckten die Oberkörper, schief wie gotische Gestalten, aus den Wagenfenstern heraus. Die Menge vergrößerte sich rapid. Auch die Seitengassen, die zum Platze führten, waren schon schwarz von Menschen.

Der Schutzmann faßte die Kriegswitwe am Arme: „Gehen Sie jetzt heim."

„Heim? Habe ich denn ein Heim?" Ihr Lachen war Tiergebrüll, riß Hohngelächter aus tausend Frauenmündern heraus. Sie hatte sich mit einem kurzen Ruck losgemacht von der Schutzmannsfaust.

Ein Frauengesicht, höhnisch und gefährlich, schoß dem Schutzmann vor die Augen: „Gehen Sie einmal nach Hause in ein Heim, in dem niemand mehr ist."

„Auseinander jetzt!" rief der Schutzmann. „Macht euch nicht unglücklich."

Das war für alle Kriegswitwen zum Lachen.

„Bin schon unglücklich. Mehr kann ich's nicht werden", schrie die Agentenwitwe, immer mit dem gleichen schmerzdurchtobten Tiergebrüll.

Dieselbe Gefühlswelle bewegte gleichzeitig alle Witwenleiber. Und alle Münder schrien den Schutzmann und einander zu: „Wir sind schon unglücklich. Unglücklich!"

Die Rufe vereinigten sich, wurden ein tausendfacher, wilder und ganz wortloser Schrei. Das klang in der Ferne wie Kirchengesang.

Johlen. Gebrülle. Die Menge war ein einziger, langsam bewegter Riesenkörper geworden, entbunden von Zwang und Ordnung, aufgestiegen in anarchische Freiheit.

Der Schutzmann sah plötzlich wie ein hilfloses Kind aus. Er drückte sich, seitwärts gedreht, durch die drohend enge Menschengasse durch und verschwand.

Die Agentenwitwe machte mit den Händen ganz kleine, gebundene Bewegungen, die mit den Zuckungen ihres Gesichtes korrespondierten, und bemühte sich, den andern zu erklären, wie quallvoll es sei, wenn ihr ein alter Anzug, ein Trikotleibchen, eine gebrauchte Hose des toten Mannes vor die Augen komme. „Ich sehe den Stuhl an, auf dem sonst mein Mann gesessen war, sehe den Stuhl an . . . Und wenn ich unsern Sekretär ansehe, vor dem oft mein Mann gestanden war, ist das gar kein Sekretär mehr . . ."

Alle sahen in der Zimmerecke den lakierten Muschel-Sekretär stehen, der die unabänderlich sich gleich bleibende Einsamkeit war und jede aufkeimende Hoffnung erschlug. Qualvolle Hilflosigkeit strich lautlos über die Menschengesichter und erzeugte bei allen den toten Blick.

Da griff der Kellner auf den Grund der Sehnsucht und rief: „Wir wollen Frieden machen!"

Sofort öffneten sich die Menschengesichter; eine Wolke heißen Gefühles ballte sich zusammenn und platzte: das Wort „Friede" donnerte hoch, umdonnerte minutenlang den Kellner, der auf einem leeren Lastwagen stand und sich unter tiefer Qual den Entschluß abrang, in die plötzlich ent-

stehende, offene, fruchtbare Stille die kalte Wahrheit hineinzustoßen:

„Aber wir können nur dann helfen, Frieden zu machen, wenn wir wissen und zugeben, daß auch wir den Krieg mitverschuldet haben.“

„Was sagt der? Was?“ Die Agentenwitwe war vor Empörung und Staunen gelähmt.

„Nur wer denkt und die Menschen liebt, kann ihnen den Frieden bringen... Wir denken nicht und lieben nur uns selbst.“

Die Gesichter veränderten, verschlossen sich; eine leere Fläche entstand zwischen der Menge und dem Kellner.

Der sagte: „Schon vor dem Kriege war die Liebe tot in uns. Wir waren gedankenlose, meinungslose Maschinen. Deshalb hat jeder einzelne von uns den Krieg mitverschuldet.“

„Krieg mitverschuldet? Wir haben den Krieg nicht gewollt. Das Volk nicht!... Wir nicht!“ Eine Welle des Zornes bewegte die Menge.

„Laßt euch das sagen. Das müßt ihr euch sagen lassen. Wir müssen erst umkehren zur Wahrheit: wir hatten das Gute — die Liebe — vergessen; wir hatten uns gar nicht überlegt, was gut ist; wir haben überhaupt nichts überlegt, überhaupt nicht gedacht und Zeit unseres Lebens das Böse wachsen lassen, bis es uns zur Gewohnheit geworden war, und wir mit entsetzlicher Selbstverständlichkeit glaubten, daß das Böse — Egoismus, Gewalt, Macht, Erfolg, Geld und Autorität — das Erstrebenswerteste im menschlichen Dasein sei. Und dieses zur Selbstverständlichkeit gewordene, kalte, mörderische Prinzip jeden Europäers, den Mitmenschen übervorteilen zu wollen, mußte die Menschen dazu führen, daß sie am Ende einander erschlagen.

...Dann wird von Ehre, Heldenmut, Heldentod, von einem Felde der Ehre gesprochen.“

Da flog, die Zustimmungsrufe auseinanderschneidend, die Agentenwitwe durch die vor ihren geballten Händen entstehende Menschengasse durch, bis zum Wagen. „Krieg mitverschuldet? Wir? Mein Mann? Mein Mann wollte nur leben“, schrie sie fassungslos. Kletterte hinauf. Wurde heruntergezogen. Kletterte noch einmal halb hinauf.

Noch bevor sie vom Wagen wieder losgerissen werden konnte, beugte sich der Kellner herab und berührte mit seiner Hand sanft ihren zerrauften Scheitel.

„Red du nicht so weiter", drohte ein Arbeiter.

Johlende, halbwüchsige Burschen, zum Kriege noch nicht tauglich, klebten auf den Mauervorsprüngen.

„Wir alle haben rücksichtslos nach nichts anderem gestrebt, als so viel Erfolg wie nur möglich zu haben, unbekümmert, daß wir dadurch das Bild unserer Seele zerstörten, unbekümmert, ob dadurch ein Mitmensch ins Leid und in das Elend sank. Wir alle haben die erfolgreichsten Gewalttätigen, die am meisten Macht, Besitz und Autorität auf sich vereinigen, gedankenlos als Autoritäten anerkannt und bewundert... Wir waren stolz, wenn unsere schlecht beratenen Kinder patriotische Kampf- und Mordlieder sangen. Und als die mächtigen Autoritäten die Truppen marschieren ließen, jubelten wir und waren begeistert. Wir jubelten, als die ersten Siegesnachrichten einliefen. Wir jubelten. Und kümmerten uns nicht darum, daß beim Erstürmen einer Festung fünfzigtausend Menschen zerrissen werden. Zerrissen werden mußten, damit durch diesen ungeheuer verbrecherischen Gewaltakt die Erfolgreichsten noch mehr Macht, die Besitzenden noch mehr Besitz bekommen können. Wir kümmerten uns nicht darum, weil wir selbst nichts anderes als das Verlangen nach Erfolg, Besitz und Macht in uns trugen. Und dieses Verlangen logen wir um in Patriotismus. Wir müssen den Frieden bringen. Wir haben den Krieg mitverschuldet. Wir sind Mörder. Wir müssen uns entsündigen."

Gefährliches Murren wuchs an, verdichtete sich zu einzelnen Zornrufen, die sich schnell aneinanderreihten, bis zuletzt ein einziger langer Schrei, so dick wie der Platz, zum Himmel stieg.

Den Tumult durchstach die sich überschlagende Stimme der Agentenwitwe: ihr Mann sei kein Mörder gewesen. Ihre Stimme tanzte messerscharf und hoch über das zusammengeballte Brüllen der Menge hin. Sie raste, streckte ihre Hände, halb flehend und halb würggespreizt, zum Kellner hoch.

Der trug in den Gesichtszügen die Kühnheit eines Men-

schen, welcher infolge übergroßen persönlichen Leides persönliche Gefahr nicht mehr fürchtet und persönliches Leid nicht mehr kennt.

„Wir haben erst dann das Recht, nach dem Frieden zu rufen, wenn wir nicht mehr, wie bisher, gedankenlos und meinungslos falsche Pflichten erfüllen. Und wir können erst dann den Frieden auf Erden verwirklichen, wenn wir aufhören, die großen Nichtigkeiten in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, wenn wir keine entseelten, gewohnheitsmäßig funktionierenden Besitzanhäufungs-Automaten mehr sind, sondern Wesen mit dem göttlichen Wissen, daß jeder Mensch unser Bruder ist, daß alle Menschen dieser Erde Träger der ewigen Seele sind, und daß das Wort: ‚In dem Augenblicke, da du dir vornimmst, einem Menschen zu schaden, hast du schon dir selbst geschadet', unumstößliches, göttliches Gesetz ist.

Nur der Mensch, der sich zu seiner Seele bekennt, die ihm verbietet, dem Bruder zu schaden, ist reich, steht ununterbrochen im glühenden Fluß der Gefühle. Wir sind ganz verarmt... Das gewohnheitsmäßige Übervorteilen des Mitmenschen, das Verlangen nach Besitz und die gewohnheitsmäßige Anhäufung von Besitz, weswegen die Europäer heute einander erschlagen müssen, haben uns ganz erniedrigt, gemein und arm gemacht... Die Kathedrale der Seele ist zusammengebrochen im Europäer. Deshalb wird er Offizier, Staatsbeamter, Börseaner, deshalb ist er habgierig, brutal, elegant, schuftig, gebildet, deshalb stiehlt er, raubt und wuchert, wird reich, bleibt arm, mordet, duelliert sich, macht Kriege und Geschäfte, läßt Erfolglosere für sich arbeiten, so schwer für sich arbeiten, daß der großen Mehrzahl des Volkes nicht eine Minute Zeit zur Selbstbesinnung bleibt, so daß auch diese betrogenen Armen nicht mehr an die Liebe im Menschen glauben können, und ihr ganzes entgöttlichtes Streben darauf richten müssen, ebenfalls in die Klasse der Besitzenden aufzurücken.

Wir alle — Reiche und Arme — sind brutal wie Mörder, schamlos und gierig wie harte Wucherer, wir alle sind Offiziere und Börseaner, auch wenn wir erfolglose Sklaven geblieben sind... Glückliche, unendlich reiche Kinder könnten wir sein auf unserer unendlich reichen Erde, und

sind erfolggierige Geldmenschen, bedauernswerte, erlebnisarme Schurken, die zu staatlich sanktionierten Mördern wurden. Der Krieg ist durch den Krieg nur sichtbarer geworden."

Die Menge, berührt vom Worte des Kellners, war schwankend geworden; nie empfundene Gefühle standen auf, gerieten in Schwingung, erklangen und verdichteten sich zu vereinzelten Zustimmungsrufen.

Da schrie die Agentenwitwe einen Satz, der die Nächststehenden in den Mittelpunkt des Gefühles traf und, mit Zusätzen versehen und von Mund zu Mund weitergegeben, die Menge durchlief, so daß den Kellner plötzlich die tausendfach gebrüllten Schreifetzen umtosten: „Ganze Volk! Leid gestürzt!... Millionen Tote!... Hunger! Kriegsgewinne! Halunken!"

Im tiefsten Grund des Brüllens klang ein ferner Jubel mit.

Mit der ganzen Kraft seines Wesens versuchte der Kellner, die Menge auf der Irrtumsspirale zurückzuführen bis zum Ausgangspunkt, wo die Wahrheit steht, während die Agentenwitwe ohne Besinnen mit den Irrtümern vorwärtsstürmen wollte und die ganze Menge geschlossen hinter sich hatte.

Noch einmal gelang es ihm, die anarchisch bewegte Menge aufzuhalten und still werden zu lassen, da er sagte: „Unsere Autoritäten konnten uns marschieren lassen, nur deshalb jeden Einzelnen von uns als Menschenmetzger anstellen und ganz Europa in ein Menschenschlachthaus verwandeln, weil unsere Lebensauffassung entsetzlich genau ihrer Lebensauffassung entspricht. Weil wir, in notwendiger Folge unserer Gedankenlosigkeit, Meinungslosigkeit, unseres Verlangens nach Geachtetwerden, nach Besitz, Stellung und Macht, bisher immer nur die Luft geatmet, die Worte gesprochen, die Gedanken gedacht und nach den Gefühlen gehandelt haben, die uns von der Autorität geliefert worden sind... Von der Autorität, die mit dem gleichen Munde, mit dem sie den Befehl zum Feuern auf Menschen gibt, uns von Zivilisation spricht. Bedeutet das nicht, von allem Anfang an in der Lüge ertrunken sein, von Zivilisation zu sprechen, solange noch durch jede Straße Europas Men-

schen gehen, die an der Seite Messer hängen haben, dafür bestimmt, in Menschenleiber hineingebohrt zu werden? Zivilisation!

Zehn Millionen Menschen sind jetzt verendet. Warum? Für was sind diese zehn Millionen Menschen gestorben? Hat ein einziger von euch darüber nachgedacht, weshalb die Europäer ihre Jugend, ihre Jünglinge abschlachten? Warum dieser Krieg ausgebrochen ist? Ausbrechen mußte!"

Er wartete. Lange, bis ein abgearbeiteter Mann die für ihn selbst verbraucht und nicht mehr überzeugend klingende Antwort gab: „Unser Volk ist angegriffen worden und mußte sich verteidigen."

Getroffen von diesem oft vernommenen Satze, rief der Kellner: „Und ich sage euch, so lautet — und mit mindestens demselben Recht wie bei unserem Volke — die Antwort von jedem Volke, von jedem Einzelnen jeden Volkes; von den neunzigjährigen Greisinnen, die nur noch lallen können, bis zum Premierminister jeden Volkes lautet die Antwort: ‚Wir sind angegriffen worden und mußten uns verteidigen.' ... Wie kommt das? Wo ist die Wahrheit?

Die Wahrheit ist, daß unser meinungsloses, kritikloses, raffiniert belogenes Volk gar nicht wissen kann, ob es angegriffen wurde oder angegriffen hat, und daß nichts leichter war, als es glauben zu machen, es sei angegriffen worden. Die furchtbare Wahrheit ist, daß die falschen Ideale, deren vollkommener Sieg den Tod der Ideale — der Menschlichkeit, der Liebe — bedeuten würde, daß diese Lügenideale — Macht, Gewalt, Erfolg, Autoritätsglaube, Heldentum, Weltherrschaft, Vaterlandsverteidigung — im Gehirn und Herz jeden Europäers ein solch mächtiges Eigenleben führten, daß jeder zum Schießen bereit war.

Ich sage euch: die Kultur eines Volkes ist unabhängig von der Besitzanhäufung. Die Größe eines Volkes liegt nicht in seinen Interessensphären, nicht bei seinen Rohstoffquellen, nicht auf seinen Absatzgebieten. Größe, Kultur, Glück und Zukunft eines Volkes liegen niemals auf dem Wasser. Aber der geistige Tod eines Volkes liegt in seinen Geldschränken. Der Geist Europas, die Menschlichkeit und die Liebe sind im Gelde erstarrt. Und das bedingt mit ent-

setzlicher Sicherheit das Elend, die Zukunftslosigkeit, den Untergang des europäischen Menschen."

Auch die Agentenwitwe war erstarrt. Auch die Menge war erstarrt und quälend still.

Die robuste Kriegswitwe, von deren Mann der Kopf und die Erkennungsmarke nicht hatten gefunden werden können, stellte ihre Petroleumkanne auf den Wagen, zu Füßen des Kellners. Alle Fenster, rund um den Platz, waren schwarz von Menschen.

Der Kellner, tief leidend unter dem Gesetze, daß die Liebe hart sein muß, weil sie das Herz der Wahrheit ist, redete eindringlich hinunter zum düsteren Gesicht: „Wir haben zugesehen, wie Kampfparteien gebildet wurden; wir haben Kanonen, Schiffe, gewaltige Menschenmordmaschinen erfunden, gebaut. Bezahlt. Bewundert! Trotzdem wir hätten wissen können, daß die von uns bezahlten, bewunderten Massenmordmaschinen eines Tages sich gegen die Menschheit und auch gegen die Brust unserer Männer, Söhne, Väter richten würden. Das war unausbleiblich ... Dann wird gesagt und geglaubt, von den meinungslosen, gedankenlosen, von den immer noch gedankenlosen Volksmassen geglaubt: wir sind angegriffen worden und müssen das Vaterland verteidigen, unsere Kultur schützen. Es wird von Heldentum und von einem Felde der Ehre gesprochen ... War alle Ehre nicht schon tot, noch bevor der Krieg begonnen hatte? Ist es eine Ehre, ist es Heldentum, um Besitz und Macht und für falsche Ideale Menschen zu erschlagen? Wenn das Ehre ist, dann wollen wir ehrlos sein, um wieder ehrenvoll leben zu können. Wenn das Heldentum ist, dann wollen wir Feiglinge sein, damit der Mut in dieser Welt nicht aussterbe ... Man spricht von Zivilisation. Ist das Zivilisation, daß ganz Europa schon vor dem Kriege ein einziger großer Fabriksaal war, in dem nicht Menschen lebten, sondern Maschinen automatisch sich bewegten? Maschinen aus Fleisch und Blut, die nicht mehr denken, keine Meinung haben, keine Erinnerung mehr daran haben, daß sie einmal Menschen waren, sondern wie die Maschinen aus Stahl, die sie bedienen, betrieben werden? Betrieben werden von der Notdurft, von dem Verlangen nach Achtung der Mitmaschinen, vom Verlangen nach Besitz, betrieben

von Gewohnheit, Egoismus und Lüge. Lüge, in der die europäische Menschheit ertrunken ist, so daß es keinen Europäer mehr gibt, der eine eigene Meinung hätte, keinen, der das Feuer der Wahrheit in den Augen trüge... Wenn das Vernunft ist, dann wollen wir unvernünftig sein, dann wollen wir wahnsinnig sein, damit die Weltvernunft sich in uns am Leben erhalten kann. Wenn das nützlich ist, dann wollen wir unnütze Menschen sein. Wenn das Resultat der Organisation und Ordnung ist, daß die Menschheit verelendet, blutet und sich abwürgt, dann wollen wir diese mörderische Ordnung sprengen mit Unordnung, damit der Sinn des Lebens sich wieder manifestieren kann. Wenn Organisation, Ordnung, Gewalt, Macht, Gewohnheit, Meinungslosigkeit, Lüge, Besitz und Egoismus... Zivilisation ergibt, dann wollen wir Wilde sein, wollen wir die Liebe im Herzen tragen und das Gesetz: jeder liebe jeden, so wird jeder von allen geliebt... Das wollt ihr nicht? Habt den Mut, Menschen zu erschlagen und nicht den Mut, Menschen zu lieben? Weil ihr lieben würdet, aber die anderen euch nicht lieben, sondern ausnützen und erdrücken würden? Wollt nicht Märtyrer sein? Da Märtyrer ausgenützt, erdrückt, eingesperrt und hingerichtet werden..., weil sie lieben? Es fliege die Frage donnernd über den Erdball: was ist menschenwürdiger und ehrenvoller, Menschen, die uns nichts angetan haben, im Kriege zu erschlagen und selbst zu sterben, oder dafür zu leiden und zu sterben, daß der Liebe die Regierung der Erde übergeben werde?"

Der Blick der schweigenden Menge fragte dumpf zurück. Zwei Equipagenpferde, zwischen Menschen eingekeilt, bewegten sich. Die Agentenwitwe fühlte körperlich, wie, von ihrer Seele überglänzt, die Finsternis in ihr zur blendend weißen Fläche wurde. Ihr Gesicht war plötzlich tränennaß.

Der Kellner warf die Hand an den Hals, die andere in den Nacken; seine Augen wurden groß und sahen:

„Zehn Millionen Leichen! Zehn Millionen Menschen sind jetzt verendet. Das fließende Blut dieser zehn Millionen Ermordeten — vierzig Millionen Liter dampfendes Menschenblut — könnte einen ganzen Tag lang die riesenhafte Wassermenge des Niagarafalles ersetzen und durch seine

Sturzkraft den elektrischen Strom für eine ganze Weltstadt liefern... Sämtliches Rollmaterial der Eisenbahnen von ganz Preußen würde nicht ausreichen, allein die losgetrennten Köpfe dieser zehn Millionen Ermordeten auf einmal zu transportieren. Zivilisation!... Stellt euch den phantastisch langen Eisenbahnzug vor: es steht der erste Wagen schon in München, im Berliner Hauptbahnhof noch der letzte, und alle sind gefüllt mit blutigen Menschenköpfen. Zivilisation!... Man lege die zehn Millionen armen ermordeten Mörder Kopf an Kopf, Fußsohlen an Fußsohlen! Das gibt eine sechzehntausend Kilometer lange, lückenlose Leichenlinie, ein sechzehntausend Kilometer — nicht Meter — Kilometer langes Grab, das ganz Deutschland umspannt. Sechzehntausend Kilometer Leichen! Zivilisation!"

Ein wildes Schluchzen, das wie das Bellen eines Hundes klang. Aufgelöste Gesichter drehten sich einander zu. Weit offene Augen. Wortloses Fragen. Die Agentenwitwe sah Farben kreisen. Und taumelte dem Nächststehenden an die Brust.

Das Gesicht der Menge leuchtete wieder weiß auf.

„Ich sage euch: von diesem Zeitalter der Nützlichkeit, Ordnung, Organisation und Vernunft, von diesem Zeitalter des Egoismus, des Geldes, der Macht, Gewalt, Lüge und Autorität wird nichts übrigbleiben als ein Grauen davor und für die noch späteren Geschlechter ein Gelächter."

Da spannte er weit die Arme aus, daß hinter ihm der von der Abendsonne rosig beleuchtete Kirchturm zum riesenhaften Kreuzespfahl wurde:

„Wir wollen uns jetzt endlich besinnen. Wollen denken. Uns daran erinnern, daß der Mensch gut und unser Bruder ist. Wir wollen endlich herausreißen aus unseren Herzen: die Gewohnheit, die Lüge, die Gewinnsucht, die Bewunderung der Gewalt, Autorität und Macht, damit nicht auch der Same der noch ungeborenen Geschlechter den Keim in sich trage zu neuem Morde."

Plötzlich klang Kraft und großes Flehen in seiner Stimme:

„Jeden Tag werden zehntausend Menschen getötet, die so gerne, ach so gerne noch hätten leben wollen. Und doch sitzt der Schuster wie sonst in seiner Werkstatt, besohlt

Stiefel, macht der Schreiner Möbel, steht der Fabrikarbeiter vor der Maschine, den ganzen Tag, der Kaufmann hinterm Ladentisch; es schreibt der Beamte Kanzleibogen voll und der Buchhalter rechnet, der Kellner bedient..., während jeden Tag zehntausend Menschen fallen und verenden, die vorher selbst Menschen töten mußten. Welch ein wahnwitziger, gedankenloser Egoismus! Wenn wir das Recht nicht verlieren wollen, uns noch Menschen zu heißen, dann müssen wir ohne Besinnen von den Hämmern, Hobeln, Schreibpulten und Maschinen weglaufen auf die Straße, den Nächstbesten am Arme packen, ihn packen, und unsere Stimme muß ihm das Herz durchgellen: ,Es werden jeden Tag zehntausend Menschen erschlagen. Was sollen wir tun? Wie dürfen wir arbeiten, unserem Verdienste nachgehen, schlafen, essen, während jeden Tag zehntausend Menschen ermordet werden? Das darf nicht sein. Was sollen wir tun?' ... Ich rufe euch zu, ich trage die Worte in euere Herzen hinein: wer heute, da täglich zehntausend Menschen grauenvoll verenden, seine Hand hebt zur Arbeit, ist ein Mörder. Denn er läßt Menschen töten und fragt nicht: was soll ich tun, daß sie nicht erschlagen werden."

Da erbrach, ihre Petroleumkanne schwingend, die robuste Kriegswitwe ein wildes Gelächter.

Und die Sätze: „Man muß doch leben; was bleibt uns übrig; wir müssen doch verdienen, essen", sprangen, von ihr zuerst geschrien, aus tausend Mündern heraus, dem verstummten Redner entgegen. Es schwoll der Tumult, vom Hasse in ein Ganzes zusammengeschmolzen, und stieß den Schrei ab und zum Himmel empor: „Was sollen wir denn tun! Was? Was sollen wir tun?"

Das war eine furchtbare Frage. Eine Frage, rund umstellt von grinsenden Ungeheuern, die eine Antwort nicht hereinlassen wollten.

,Wenn ich ihnen sage: jede Arbeitsleistung fügt sich in das Getriebe ein, das die Fortsetzung des täglichen Massenmordes ermöglicht, deshalb wird der Schlosser, der heute eine Schraube dreht, praktisch zum Mörder, rufen sie: wir müssen doch verdienen, leben, essen und deshalb arbeiten.'

,Aber das dürft ihr nicht. Arbeiten dürft ihr nicht. Arbeiten ist heute Mord.'

Das weiße Gesicht der Menge war eine Frage, die gleich einer Lichtreklame selbsttätig die blutrote Antwort „Revolution“ langsam, Buchstabe nach Buchstabe, an den dunklen Himmel schrieb.

Die tödlich bedrohte Liebe, die dem Untergange nahe Menschlichkeit, die den Kellner gewählt, ihn aus dem mörderischen Wahnsinn dieses Zeitalters herausgehoben und ihm das Wort auf die Lippen gegeben hatte, erleuchtete ihn, so daß die ewige Seele, für alle sichtbar, ihm in die weitgeöffneten Augen trat:

„Von dieser Sekunde an soll alle Arbeit ruhen. Denn alle Arbeit würde noch im Dienste dieses Zeitalters des organisierten Mordes stehen. Das Zeitalter des Egoismus und des Geldes, der organisierten Gewalt und der Lüge hat in dieser weisen Sekunde, hat in uns eben sein Ende erreicht. Zwischen zwei Zeitalter schiebt sich eine Pause ein. Alles ruht. Die Zeit steht. Und wir wollen über die Erde, durch die Städte, durch die Straßen gehen und im Geiste des kommenden neuen Zeitalters, des Zeitalters der Liebe, das eben begonnen hat, jedem sagen: ‚Wir sind Brüder. Der Mensch ist gut.‘ Das sei unser einziges Handeln in der Pause zwischen den Zeitaltern. Wir wollen mit solch überzeugender Kraft des Glaubens sagen: ‚Der Mensch ist gut‘, daß auch der von uns Angesprochene das tief in ihm verschüttete Gefühl ‚der Mensch ist gut‘, unter hellen Schauern empfindet und uns bittet: ‚Mein Haus ist dein Haus, mein Brot ist dein Brot.‘ Eine Welle der Liebe wird die Herzen der Menschen öffnen im Angesichte der ungeheuerlichsten Menschheitsschändung.

Und wenn der Zehnmillionenmord, den jeder einzelne von uns mitverschuldet hat, Martyrium von uns verlangt, wenn die Menschheitsfeinde Gewalt gegen uns anrollen lassen, so wollen wir uns sagen: ‚Wir haben erschlagen, gelitten, geblutet, gearbeitet für falsche, lügenhafte Ideale, sind schuldig, sind Mörder geworden; wir wollen uns entsündigen, wollen den gegen uns gehetzten Brüdern, dem Heere der Gewalt, uns als stilles, unüberwindlich starkes Heer der Geistes und der Verbrüderung entgegenstellen, bereit zum Leiden für das ewig unverrückbare Ideal der Menschheit: für die Liebe.‘ Und unsere Brüder werden, be-

zwungen von unserem Glauben an das Gute im Menschen, in ihren Augen plötzlich die Frage tragen, die zugleich die Antwort ist: der Mensch ist gut.

Der Mensch ist gut. Er ist gut. Geht hin, jeder durch seine Straße, in die Häuser, läutet, klopft an. Und verkündet den Satz des neuen Zeitalters: ‚Der Mensch ist gut.' ... Es stehen die Transmissionen! Es stehen die Maschinen! Die Arbeit ruhe! Die Zeit steht. Feurige Gesänge der Liebe durchfliegen die Städte, öffnen die Herzen, die Tore der Paläste, die Magazine. Und Menschenarme, die dem Morde dienten, umfangen jetzt den Bruder ... Und wenn wir dann in diesem Geiste wieder zu arbeiten beginnen, wird unsere Arbeit nicht mehr Mord sein, sondern Geschenk für den Bruder, und seine Arbeit Geschenk für uns ... Jetzt ruhe die Arbeit. Die Zeit steht. Die Pause zwischen zwei Zeitaltern ist da."

Das Gesicht der Agentenwitwe war von wilder Hingabe zerklüftet; das Kind in ihrem Leibe bewegte sich.

Da geschah etwas Unerwartetes: ein bärtiger Herr sprang aus seiner eleganten Equipage heraus, stand auf dem Bock und brüllte: „Landesverräter! Vaterlandsverräter! Herunter mit dem Schuft, der den Sieg, der das Durchhalten unseres Volkes verhindern will!" Wutspeichel spritzte aus seinem Munde heraus.

Das weiße Profil der Menge drehte sich dem Bärtigen zu.

Der warf die Fäuste vor und bewegte sie, in großem Bogen die Menge überdachend, wagrecht über die Köpfe weg, stieß sie himmelwärts und knallte sie auf seine Brust:

„Mein einziger Sohn ist gefallen. Auf dem Felde der Ehre! Ist tot. Und dieser bleiche Schuft wagt es, das Volk gegen das Vaterland aufzuhetzen. Tausendfachen Tod diesem bestochenen Hundsfott, der den Sieg verhindern will! Umsonst wäre mein Sohn gestorben. Umsonst wären alle Söhne und Väter gestorben. Millionen wären umsonst gefallen. Alles Blut würde umsonst geflossen sein, wäre der Sieg nicht unser." Er riß den Browning aus der Hintertasche.

So still war es auf einem Platze nie gewesen.

Der Kellner sagte: „Mein junger Sohn ist gefallen. Umsonst wäre sein Blut und alles Todesblut geflossen, wenn

in diesem dampfenden roten Meere auch diesmal das Prinzip des Egoismus nicht verlöschen würde, umsonst, wenn die Liebe auch nach diesem Kriege das Menschenherz nicht berühren könnte. Umsonst die den Himmel verdunkelnde Menschheitsschändung, wenn aus Lüge, Macht, Gewalt, wenn aus Mord ... Sieg hervorgeht. Nicht Demütigung für ein Volk sei das Ende und der neue Anfang, sondern Verbrüderung aller Völker ... Verbrüderung, die tiefen Glanz, Stille, Menschlichhkeit und Lebensfreude in sich schließt."

Der Bärtige war fassungslos. „Schuft! Und das Vaterland? Unser heiliges Vaterland? Unsere heiligsten Güter? Unser Vaterland!"

Dunkle, unbezähmbare Wut war urplötzlich in der robusten Kriegswitwe entstanden. Da stieg, von ihr entladen, ein vielstimmiger Protestschrei, der erst an seinem Ende in helles Gelächter und in den Hohnruf: „Heiligste Güter!" zersplitterte.

Die Morgenröte einer kommenden Zeit traf das Gesicht des verblüfften Bärtigen; er legte den Browning neben sich auf den Bock.

Der Kellner sagte weich: „Das Vaterland ist eine Gasse, in der wir als Kinder am Abend gespielt haben, ist ein von der Petroleumlampe sanft beleuchtetes Tischrund, ist das Schaufenster des Kolonialwarenhändlers im Nachbarhause; das Vaterland ist im Garten der Nußbaum, auf dessen Früchte wir gewartet haben, ist ein Flußtal, die Biegung eines Flußtales; das Vaterland ist eine altersgraue Holzpforte an der Rückseite des Gartens, ist der Geruch von Äpfeln, die auf dem Ofen brieten, ist Kaffee- und Kuchengeruch im durchwärmten Elternhause, durch Wiesen ein schmaler Pfad, der zur Stadt zurück oder aus der Stadt hinausführt, ist ein Gesang auf diesem Pfade, das Verklingen eines Kinderliedes, das Abendläuten an einem bestimmten Tage unserer Kindheit ... Nicht der Staat — die Organisation des Geldes, der Lüge, Macht, Gewalt und Autorität — ist das Vaterland für den Menschen, sondern die Erinnerung an freundliche Minuten der Kinderzeit, die Erinnerung an die von Hoffnung noch verschönten Blicke ins zukünftige Leben."

In diesem Momente, da er das Gesicht der Menge an-

sah, erkannte er entsetzlich klar, daß bei der großen Mehrzahl auch diese Erinnerungen von ununterbrochenen Lebenskampfe, von den Leiden des Krieges, vom Hasse gegen seine Entfeßler aufgefressen worden waren, und fühlte, daß ein Wort der Liebe jetzt noch nicht vordringen konnte bis zu diesen verarmten, haßverkrampften Witwenherzen. Nur bei wenigen war der suchende Kinderblick wieder erwacht und zum Rückblick auf das vergangene Leben geworden.

Und als der Bärtige der Witwen nicht mehr vorhandene Gefühle für das Vaterland erneuern wollte mit dem Worte „national", stieg aus des Kellners plötzlicher Hoffnungslosigkeit, die Liebe in die Herzen führen zu können, Zorn auf, der zur Menge hinunter den Satz trug: „International ist alles Große: die Kunst, der Gedanke, der Glaube, die Sinne, das Leben, der Tod."

Und der Zwanzigjährige schrie zurück: „Es gibt National-Banken, National - Speisen, National - Registrierkassen, National-Hymnen."

Vor Wut verlor der Bärtige die Sprache, konnte das Gegenargument, daß auch die Sprache national sei, nicht finden und griff automatisch zum Browning, um mit dem zu argumentieren.

Der robusten Witwe mit der Petroleumkanne waren der Bärtige und sein Gefährt zu elegant. Noch bevor er den Mund wieder öffnen und den Browning heben konnte, rief sie unwirsch: „Halt's Maul, du!" Und ihr Wort war von einer Armgebärde begleitet, die hundert Fäuste mit in die Höhe riß. Sie stürzte zum Bock, kletterte hinauf.

Sein Wutschrei: „Verräterisches Pöbelpack! Man wird euch einsperren. Alle einsperren!" gab das Signal für alle zum Sturze auf den Bärtigen, so daß der Browningschuß, der dem Kellner gegolten hatte, schräghoch ging und den Kirchturm traf.

Ein Schrei dauerte minutenlang.

„Uns könnt ihr nicht einsperren. Millionen Kriegswitwen könnt ihr nicht einsperren."

Der Petroleumstrahl schoß farblos durch die Luft.

Hochgebäumte Pferde. Die Equipage brannte hell und farbig. Wurde von den rasenden Pferden zerstörerisch

schnell über den Platz und die Straße hinaufgetragen, von der stürmenden Menge verfolgt.

Die robuste Kriegswitwe stand, ringend mit den Bärtigen, flammenumloht auf dem Bocke.

Eine Anzahl Witwen und Mütter, im Blick noch das große Fragen, blieb zögernd zurück.

Die Agentenwitwe trug im schmerzdurchwirkten, aufgelösten Gesicht den unbegreiflich tiefen Glanz stiller Bereitschaft, als sie zum Kellner trat, der in der Dämmerung erschöpft an der Hausmauer lehnte und auf das in der Ferne verklingende, fanatische Triumphgebrüll der Kriegswitwen lauschte. Er glaubte, den anhaltenden, zündenden Schrei der robusten Witwe herauszuhören,
blickte zur Agentenwitwe hin, die in ungeheurer Befreiung vor dem neuen Anfang stand, entrückt, wie vor einer Wiege, in der sie selbst lag,
horchte auf das ganze ferne Knallen mehrerer Schüsse. (Das stärker werdende ferne Gebrüll wurde wieder hörbar, schwach, wie das Summen einer Fliege.)
‚Revolution steht auf den Stirnen der Menschen; und was auf den Stirnen der Menschen steht, wird Ereignis.'

Von schwarzen Blitzen durchzuckt, brach aus seinem Herzen lautlos donnernd die entscheidende Menschheitsfrage heraus: ‚Werden Wille und Sehnsucht die Gewalt sprengen, die Finsternis durchstoßen, den Geist befreien und sich so von ihm führen lassen, daß die tiefste, die radikalste Revolution, die Revolution der Liebe zum Ereignis werden kann? Oder wird die Gewalt weiter bestehen und weiter siegen über die Sehnsucht nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die der Menschheitszukunft in ewigem Flusse immer neu geboren wird vom tiefsten Sinne der Welt: von der Liebe?'

Der Platz, vom Tumulte verlassen, sah verbraucht aus.

Dämmerung, Luft und Sein gebaren auf ihm eine stille Sekunde.

ANNETTE KOLB:

BRIEF EINER DEUTSCH-FRANZÖSIN

Wie schwer fällt heute ein Wort, zu leicht entschlüpft, auf uns zurück! In einer Zeit, in der um ein Für und Wider Städte in Brand aufgehen, hat sich jede Art von Leichtsinn verwirkt. Um eines Wortes willen verbringe ich gefolterte Nächte, und merkwürdige Ernüchterungen stellen sich ein, du weißt ... und mein Herz ist selbst die unbeirrbare, die eifersüchtige und immer schwankende Wage.

Wie neulich: ich hatte mich für den Abend angezogen und Kerzen vor dem Spiegel angesteckt, als sei nichts geschehen: Die Frau, zu der ich dann fuhr, hatte ihren Tisch mit Tulpen geschmückt, und es war wie früher, und als hätten wir vergessen.

Aber später, vorm Kamine, im mattbeleuchteten, schattenvollen Raume kamen wir um so leidenschaftlicher auf den Krieg zurück, als wir zuvor nicht von ihm gesprochen hatten. Und einer von den Herren, ein Chirurg und Sammler, einer jener kontemplativen Süddeutschen, die unüberwindliche romanische Sympathien hegen, äußerte sich da voll Ingrimm über die neue Manier der Franzosen, uns wider jede bessere Einsicht Barbaren zu nennen, nach allem, was gerade wir auf allen geistigen Gebieten leisteten. Konnte das ihr Ernst sein? was ging da nur in ihnen vor? und sich plötzlich an mich wendend: Ob ich das wüßte? fragte er.

Nun hatte ich mir aber fest vorgenommen, nur zuzuhören, wenn solche Themen zur Sprache kommen sollten, denn meine Gesinnung lasse ich mir nicht verdächtigen;

es ist aber heute so leicht, mißverstanden zu werden, wenn man nicht ganz genau dasselbe sagt und meint, was der andere sagt und meint. Es lag jedoch im Unterton seiner Frage eine so naive und rührende Besorgtheit, daß ich, meines Vorsatzes vergessend, emporschnellte und ausrief: „Ja, ich weiß es genau!“

Und ob ich es weiß!

Jene überragenden geistigen Leistungen sind es ja gerade, welche zuerst das Mißverständnis verschuldeten. Wie bei einem sehr selbstbewußten Menschen, mag er noch so schüchterne Seiten an sich haben, niemals Schüchternheit als der Grund für seine Handlungsweise angenommen wird, so hatte der anerkannt gedankenvolle Deutsche keinen Kredit auf seine Ungeschicktheit. Kein Wunder! denn am Tage, an dem Deutschland mächtig geworden war und er in Szene trat, an diesem späten Tag zeigte er sich schon so vielfach ausgereift und von einer scheinbar so unbegrenzten Fülle der Gesichtspunkte, daß man sich von dem Neuling irgendwie überflügelt sah und er allsogleich, zu allererst von den Franzosen, sehr ernst genommen wurde. Nachträglich wird ja jetzt sattsam hervorgehoben, daß er des politischen Instinkts ermangle. Es ist kein Kunststück mehr, es zu entdecken! — a priori aber wurde bei Leuten, die noch dazu unverweilt einen Bismarck auszuspielen hatten, auf alles andere eher geraten, und man dachte, dieser Mangel, der vom Kleinsten und Persönlichen ins Allgemeinste und Kolossalische ging, müßte unbedingt etwas anderes sein, als was er ist, nämlich die Achillesferse des Deutschen und das Geheimnis seiner Unbeliebtheit. Als er der Sieger wurde, hätte er sich vor allen Territorien ein paar Qualitäten, die der Besiegte vor ihm voraus hatte, aneignen sollen, um seinem Triumph die dauernde Weihe und Unanfechtbarkeit zu geben. Es wären da solche Dinge zu requirieren gewesen wie das Talent der entgegenkommenden Form, die Ziehharmonika der demi-mots und „l'Art de ne pas froisser“, eine Kunst, die wir verschmähten, weil wir sie nicht meisterten, die aber von größerem Werte für uns gewesen wäre als alle Milliarden, denn sie hätte uns die Franzosen selber erworben. Was half alles Gold unseres Gefühls, da wir es für sie nicht zu münzen verstanden?

So ergab sich das ewige selbe Spiel, daß der Deutsche ihrer Eigenliebe nicht schonte und sie dafür mit häßlichem Gekreische sich seinen zu muskulösen Griffen entwanden. So wurde er endlich „der Barbar", nur weil er nie der Gescheitere war . . .

Aber der Arzt schüttelte den Kopf. „Das Mißverständnis liegt doch tiefer," meinte er. „Ich bin auf wissenschaftlichen Kongressen des öfteren mit Franzosen zusammengekommen: sie haben eine geniale Art, die Dinge mit Elan aufzugreifen, aber wo es ein wirkliches Einfühlen gilt, nein, da lassen sie aus."

„Einfühlung?" rief ich, „nachdem man sich seit vier Jahrzehnten zum beiderseitigen Nachteil systematisch entfremdet hat? Und doch brannte man drüben insgeheim auf diese Einfühlung. Wir hätten es merken sollen: für die Potenz des deutschen Geistes war man von einer hin und wieder deutlich hervorbrechenden Liebe, ja Verliebtheit beseelt gewesen, die endlich in eine ungeheure und ungeheuerliche Enttäuschung umschlug. Wie mag das werden, wenn wir uns in der Folge noch mehr gegeneinander abschließen — sind wir doch schon hier wie dort vielfach über alle Begriffe langweilig geworden: die Franzosen so anämisch, wir so verknöchert! Selbst unsere Musik ist eine Hagestolzmusik geworden. Selbst unsere heutigen Meister schwelgen im schon Erworbenen; neue Quellen flossen ihnen nicht! Wir verarmten, wir alterten beide."

„Sie hat recht," sagte einer.

Aber die anderen fielen unverzüglich über die deutschen Diplomaten her. Das war mir jedoch zu billig. Jetzt, da die Diplomatie mitten im Konkurse steht, ist auch nicht der Moment, mit ihr ins Gericht zu gehen. Die Diplomatien wären bis auf weiteres quitt. Solange es ein Deutschland gibt, solange wird es außerdem stets eine Auslese staatsmännischer, so gut wie anderer Talente hervorbringen. Nur haben diese eine Not, sich bei uns durchzusetzen, welche aufs engste mit den Fehlern unserer Tugenden zusammenhängt. Sie werden bei uns so lange untergeordnet (was gewiß sehr disziplinarisch ist), bis nur die Allertüchtigsten unter diesen Tüchtigsten am Tage, an dem sie endlich durchdringen, ihre Spannkraft noch nicht verloren haben.

Ach, ich sage dir: es überkam mich ein so ödes Gefühl, während ich sprach, weil doch die Anzeichen fehlen, daß wir die richtige Lehre aus der furchtbaren Prüfung dieses Krieges ziehen: nicht bei jenen Deutschen sicherlich, welche als ein selbstbewußtes und auf seine Rechte eifersüchtiges Volk aus dem heldenhaft bestandenen Kampf zurückkommen werden, wohl aber bei den zu Hause Gebliebenen, die sich vielfach eine merkwürdige Begriffsverwirrung und die krassesten Fehlschlüsse gestatten. So hegten sie noch vorgestern für die Person eines Botschafters gemeinhin eine komisch-naive Ehrfürchtigkeit, und wer sich abfällige Meinungen über die Fähigkeiten eines so hochgestellten Herrn gestattete, der wurde als ein ganz unverschämter Niemand zurechtgewiesen.

Weil man indes erleben mußte, daß gewisse ausländische Posten, was das Resultat anging, ebensogut vom Dornröschen hätten besetzt sein können, so möchten sie jetzt am liebsten das Amt eines Botschafters mit dem Botschafter, das Kind mit dem Bade ausschütten. Man sollte es für eine Albernheit halten, gewisse umlaufende Äußerungen aufzugreifen, welche darin gipfeln, unsere Diplomaten würden bei den Friedensverhandlungen überhaupt nicht mitzureden haben. Es sprechen aber so nicht nur ein paar Geheimräte von der Sorte, welche schon Bismarck als hoffnungslos bezeichnete, ein paar Exzellenzen und ihre würdigen Damen, sondern eine ganze all-weise Partei.

In einem solchen, in sich gefestigten, mit der inneren Verwaltung des Reiches aufs engste zusammenhängenden Kreis wohnte ich kürzlich einem großen Gekicher bei, als ein junger Mann, auf Befragen, was er zu werden gedenke, erwiderte: „Diplomat". Indem man ihn so von vornherein zur Operettenfigur stempelte, glaubte man das Problem spielend gelöst zu haben. Auf solche Weise bescheiden sich aber viele, sehr namhafte Personen, viel zu unschuldsvoll in Dingen der äußeren Politik, um auf die Abwehr gewisser, sehr gefahrvoller Mißstände bedacht zu sein, so daß die den Schein des Rechtes für sich haben, welche behaupten, es seien keine Geschäfte mit uns zu machen. Aber wenn sie die Kraft finden, die Entsetzlichkeit des Krieges über seine welthistorische Bedeutung zu vernachlässigen,

muß man von diesen rigorosen Geistern nicht verlangen, daß sie auch imstande seien, die Bürden, die Strapazen und Forderungen von Energie zu begreifen, welche der Frieden auferlegt? Und wenn sie auf die ewige Wiederkehr des Krieges schwören und alles in sich auf ihn vorbereiten, müssen sie sich dann nicht auf die welthistorischen Rechte des Friedens gleichermaßen erziehen, selbst wenn diese Erziehung nur die Bescheidenheit bedeutete, die im Verhandeln und sich Verständigen liegt?

Ach! ich rede zu dir, als ob ich die Lebenden nur anrufen könnte, indem ich sie verlasse. Zuerst glaubte ich, daß ich hinüberriefe in dein Reich, und nun rufe ich doch nur in das Leben zurück.

Aber von diesen Dingen spreche ich zu dir ein anderes Mal; heute will ich dir sagen, wie es gekommen ist, daß ich seit jenem Abend nur mehr an dich allein, du Abgeschiedener, meine Worte richten darf, nur dich allein mehr habe, du Entschwundener.

Als wir aufbrachen, war die Nacht tief vorgerückt und die Kohlen im Kamin waren zusammengesunken. Der Arzt begleitete mich nach Hause. Zwar hatte ich einen weiten Weg, aber es litt mich in keinem Wagen, und so gingen wir zu Fuß. Die Luft roch schon nach Schnee. In ihrer Versunkenheit und Stille nahmen die Straßen kein Ende, und die Häuser hatten schon etwas von der Bedrücktheit ihrer Bewohner an sich, besonders die Fenster. Aber wenn auch unfroh, so standen sie doch ungefährdet, nirgends zerklüftet, nirgends zu rohen Trümmerhaufen zusammengestürzt. Ruhig und dumpf schlug die Stunde von den unbedrohten Türmen.

In jedem Feldbrief stand jetzt zu lesen, wie glücklich man sich schätzen müsse, den Krieg nicht im eigenen Lande zu haben, und wohl dem, hieß es unaufhörlich, wohl dem!, der ihn auf dem Boden des Feindes führen dürfe.

Aber ich glaube es schon. Ich vergegenwärtige es mir zu gut! Sie waren mir nur zu lebhaft vor Augen, die Verwüstungen. Mein Blut, in dem Strudel der Dinge mitgerissen, trug ja in sich das Wissen um die Erbitterung derjenigen, welche die sonst so unverletzliche vaterländische Scholle plötzlich von fremden Menschenmassen übertreten,

beherrscht und aufgerissen sahen. Es war ja meine Not, daß meine Phantasie sich da zu heftig engagierte.

Ach, ich sage dir, es war die Nacht und ihre Einsamkeit, es war die Stille! Gewiß, es war die Ferne, und sie trug die Schuld, daß mir da nur die liebenswürdigen und nur die schönen und nur die edlen Eigenschaften des verwandten Volkes vorschwebten, so daß ich zu ihm, hingerissen, mit ihm mich über die Verheerungen betrübte, die es auf seinem Boden erduldete. Und meine Liebe zu ihm beteuernd, schrie ich triumphierend in die Nacht hinaus: Paris gehöre den Franzosen, und auch andere Völker hätten ihre Genien.

Aber das Geständnis meines Zwiespaltes hatte keine befreiende, sondern nur eine noch entnervendere Wirkung auf mein Inneres zur Folge, und in die Einsamkeit meiner vier Wände zurückgekehrt, glaubte ich, von dem Ansturm zu verschiedener Empfindungen durchwühlt, nicht mehr, daß der Schlag eines einzigen Herzens ihnen standhalten könne. Und ich fing im Finsteren zu ächzen und laut zu reden an und teilte mir selber angelegentlich die Dinge, die ich dachte, mit, als wüßte ich sie noch nicht, als sei, von mir losgelöst, noch einer, ein Schatten da, der die Einsamkeit des Zimmers noch verschärfte, ein listiges Etwas, das sich seltsam hier angezogen fühlte und neugierig zusah, wie hier ein Lebendiger, seiner eigenen Identität entsetzt, gleich ihm kein Selbst, nur eine abgetrennte Halbheit hatte und, wie von sich selber weggerückt, menschenunwürdig in einer Ecke kauerte. Denn so entrangen sich mir jetzt in abgerissenen Sätzen Klagen, Flüche, Verwünschungen und Selbstbeschuldigungen. Denn trug nicht jeder irgendwie schuld an dem, was sich so widersinnig noch ereignete, da er es noch erlebte?

Zwar meldete sich die Vernunft inmitten des Zusammenbruches, und sie verdammte dies Aufgebot von Leidenschaft. War ich dasselbe Wesen, das stets so überschwenglich Deutschlands geistigen Himmel pries? Es war mein Minnesang gewesen! Und konnte ich leugnen, daß ich in den Pariser Straßen mit derselben Heftigkeit wie vorhin ausgerufen hatte: ohne das Deutschtum stürzte die Welt zusammen? Und jetzt, in der Stunde seiner schwärzesten Bedrängnis und seiner größten Heroismen, wollten die Saiten

meiner Leier zerspringen? Trieb ich nur Humbug mit den heiligsten Gefühlen? Doch was sie auch sprach und diktierte, wurde von dem Widerwillen überboten, der mir plötzlich den Turnus des Lebens selbst zum Ekel werden ließ. Dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge schienen jetzt, hoch aufgerichtet, die Kissen zu Häupten des Bettes. Aber der Schlaf war nur ein schlechtes und verseuchtes Palliativ geworden, und die Bande rissen beim Erwachen nur um so schlimmer von unserem wunden Bewußtsein los. Frierend, den Mantel zusammengeschlagen, rührte ich mich nicht.

Und wie aufgehaltenes, zum Stocken gebrachtes Blut, das seinen Lauf erzwang, so quollen da jetzt mit der Schwere des Blutes stoßweise jene Tränen hervor, die so anders sind als die um unser persönliches Leid; sie, die einem Frühlingsschauer gleich das Herz erleichtern. Was sind wir Einzelne? Was unser Kummer? Ist nicht selbst unser bißchen Liebesnot noch Glück? Jene anderen Tränen aber, welche stoßweise und mit der Schwere des Blutes hervorbrechen, weil sie mit dem Todesschweiß unzähliger Jünglinge gespensterhaft verklebt sind wie mit der versteckten Qual ganzer Generationen von Frauen und den schon steigenden Schatten ihrer Schwermut, wer sie erfuhr, ja, wer immer sich heute von der Strömung nicht einfach überfluten ließ, der Frevler, der sich umsah nach dem Gomorrha unserer Zeit, mußte der nicht versteinern wie die Frau des Lot?

So kam ein neuer Tag. So dämmerte ein nüchterner und winterlicher Morgen. Wieder ließ mich die Vernunft hart an und verabscheute mein gestriges Verhalten. Zwei Zungen hingen mir ja nicht an, um die zwei Dinge, um die es sich handelte, zugleich zu sagen. So war Lüge, was immer ich sprach.

Ich kann dir die Öde jenes Morgens nicht schildern. Draußen hingen Fahnen übernächtig und durchnäßt von den Dächern herab ob irgendeines Sieges. Da entglitt mir die Treue wieder, die mich doch beseelte, und über das Gefühl für das Nächstliegende gebot ich nicht. Nichts von Vernunft mehr! Nur die fürchterliche Schwüle irrsinnigen Wissens. Es war die Hölle. Ich riß das Fenster auf. Das harte Pflaster der Straße ward da zur einzigen Lockung.

Warum ist es dein Bild gewesen, das mich da umgab und aus dem umdunkelten Zimmer bis hart an meine Knie hinrückte? Ein Ansturm klingender Sphären, ein erhobener Stab, und der beschwingte Schatten deiner Hände über eine bessere Welt. Dies alles umflattert mich wie Himmelsvögel und entschwand, und es blieb nur der eiserne Vorhang trauernd herabgelassen vor dem Imperium unseres Gedankens und unserer Musik. Aber nur dich allein, dem in der Fülle des Lichts jenseits des eisernen Vorhanges Gebliebenen, ich durfte nur dich und nicht die Menschen, die mit mir leben, zu Vertrauten dessen machen, was ich heute dachte. Es war nicht billig. Ich mußte die eigenen Rückschläge scheuen. Und es ging nicht an, ihnen gegenüber meine Worte immer wieder zurückzunehmen, um dann das Widerrufene neu festzuhalten.

LUDWIG MEIDNER:
WINTER ANNO 17

Gottes Winter rast über uns hin. Europa knirscht die Zähne. Die Türen kreischen auf. Weh, weh, und Millionen Kreaturen fallen um und vergehen blau und Millionen erstarren ganz zerkrümmt in Gräben und die Gotteslästerungen erfrieren auf ihren Lippen . . .

Ohrenbetäubender Frost fällt vom Ost-Himmel. Eissturm haut mir den Helm vom Schädel. Meine Glatze fliegt weit weg in stählerner Kälte. Eiszapfen-Nacht starrt um die Vorstädte. Die Kälte kracht um die Häuser, die sich biegen. Die Kälte fliegt vom Mond, der seine Zähne schlägt.

Lang, lang hin zerrt der Winter ferner Schlachtfelder Schweigen. Schleift heulend über Polens Ebenen, umpeitscht die flatternden Posten und der Horchposten im Loch keucht lautlos an seinem Flintenschaft.

In Kasematten bei schwelender Lampe Gebrüll liegen Gestalten halb erfroren mit verzerrten Leibern. Sie fauchen und fauchen und der Tabak in ihren Bäuchen singt ein Lied und die Fürze dreschen zerhackten Refrain.

Dick um den Ofen der Wachtbaracke gedrängt, sitzen verlauste Krieger, bartzerfetzt und pickelbesät und die Jauche läuft aus ihren Mäulern. Die andern hantieren mit Karten. Sie spielen wie Paukenschläger. Ein Affe sitzt auf ihren Stirnen; bis glutroter Ofen über sie fällt und schweißgebadet stürzen sie aus dem Hause, legen gedörrte Schnauzen an Wasserspeier und eiskalte Flut rinnt über klebrige Zotteln und verrotzte Nasen.

In den Vorstädten flennen die Weiber. Flüche steigen aus Kellerlöchern und Rattennestern. Die Kohlennot schreit aus

den Fenstern heraus. Influenza nistet in allen Winkeln. Die Kleinen jammern und ihre Keuchhustenschreie durchbohren den Alltag. Bäcker hat nichts mehr in seinem Laden drin. Er steckt seine Hände tief in die Taschen und friert und über ihm schreien die Tag-Uhus „Tod, Tod“ und die Fahnen flattern lautlos im Nord-Ost.

* *
*

Tag rufe auf kühl-blühend Gestirn aus deiner Erde wankendem Schoß. Zieh' eine grell-weiße Kapuze über deinen eisigen Greisenschädel. Wie die Föhren gepudert blühen. Wie es all-überall knirscht und seufzt. Wie das Wintergestirn den Morgen zerschrägt. Wandelnd im Vorgeschmack des Sommers vollzieht es seinen lohenden Lauf. Die Menschen recken die Augen auf und staunen. Sie sind bestürzt wie am ersten Welttag. Was mag in ihren Hirnen brennen! Aber die Kälte schüttelt ihr Gedärm. Sie laufen schnell wieder in ihre Stuben hinein.

Kälte bläst Morgen-Fanfaren um die knatternden Weltstädte; rattert an vereisten Schnellzügen; erschreckt die Lahmen und mutlosen Stelzfüße und den Wankenden dreht sie den Lebens-Odem ab.

Da rollt was den Horizont herauf. Wolken-Unholde grau versammeln sich in Scharen; stürzen schweigend herab. Es schneeflockt dicht wie Sterne. Es schneit wie besessen. Sonne ist im Mehlbrei ersoffen. Mond geistert hinter Gardinen. Er triumphiert als Sichel, zeigt seine Nase hochrot. Und die Welt wird immer weißer. Der große Müller steht und mahlt. Gottes strenger Winter mahlt.

* *
*

Die Welt in knisternden Frösten reift . . . und meine Seele wird weiß-kalt. Von fernher sausen Flintenkugeln und Lächeln feiner Frauen in Cafés, und die kalten Bierhumpen, die klirrenden Teller und Geschirre entsteigen der Winterqual.

Ach, wie hat der Tag sich traurig gewendet. Von den Girlanden hängen nur noch tragische Reiser hernieder.

Weich umflockt schweben die Rüstern am Fluß, der stille steht. Die Kähne schaukeln nicht mehr. Brückengeländer hängt starr im Raum. Es wird Abend, Bogenlicht, Eises-Glätte auf Gassen und Dächern.

In Kinos wirbelt alter Sommer-Plunder um die matten Häupter der Magenkranken. Die Kälte zerrt an ihren Hosen.

Caféhäuser im Jubilieren der Geigen stöhnend, werfen ihre eisglatten Tische durcheinander. Es gibt leichten Glühwein und Kaffee-Ersatz. Aber keinem wird warm dabei. Viel Hühner brüten auf ockerbraunen Stühlen. Krallen verhaltenes Glucksen auf die Bärtchen der Blei-Soldaten. Ruch lüsterner Parfüme und heißer Schöße Dampf stöhnt die vielen Spiegel hinauf. Winter-Geilheit brodelt in den Räumen. Man muß sich beeilen, es ist schon halb zehn.

In den Herbergen lungern Zermergelte in den Abend hinein. Es steigt ein Frösteln in vermorschte Röcke und die Reste der Kartoffelschalen in einem alten Topfe fangen viele gläserne, rottriefende Augen auf. Ein Halunke stinkt schon von weitem. Er knabbert verstohlen an einer Flasche und dann erhebt er ahasverisch eine spindeldürre Stimme zu Lästern und Winseln.

Winter pfeffert in alle Stuben hinein. Die Menschen decken sich feste zu und träumen von Nachtgefechten, Minenwerfern und Kohlrüben.

In den Druckereien rasen die Rotations-Maschinen die ganze Nacht. Juchheiend werden Millionen heroischer Wendungen auf dicke Rollen Papieres festgeklebt. Es dröhnt wie eine Schlacht. Schweiß saust von den Wänden, die von außen eisgezackt zerkrachen.

Und der Nacht-Redakteur saugt aus dem Telephon Begeisterung und Augenweide für den kommenden Tag.

Wie hallen die Kommandos schneebedeckt durch die Korridore der Kasernen hin! Die Funker klirren mit ihren Karabinern und Klavierwalzer der Kantinen fallen überall ein wenig in offene Türen.

Der Arrestant in seiner Zelle brennt in höllischen Gewittern. Die vier Wände rennen schon in seinen Leib hinein. Laut ruft er seinen eignen Namen, greift an seinen weichen Bauch. Die Kälte wächst riesengroß um ihn. Bald fühlt er ihre inwendige Stille rasen. Er schlottert in mysti-

scher Angst. Erinnerungen leiern durch sein Gehirn. Er ist wieder Bräutigam und ein Bergwind fächelt sein Haupthaar.

Winters Kälte hagelt auf alle Bewohner herab. Keiner kann sich retten. Der Tod, das Hunde-Aas, mit Hundekopf und stachligen Flügeln, kollert über weiß-lohende Ebenen. Tausende von Männern fallen um, beißen in den tiefen Schnee. Der Hund hackt sein Eis in dürre Brüste. Keuchend stürzen Schädel ein. Ein Arm fliegt in die Luft hinaus, ein Fuß, eine Wange mit Bart, winkend dem Ruhm und der großen Mutter Stille. Keiner will mehr beten. Keiner will Liebe, Frieden und Rast. Sie wanken alle stumm wie verendende Tiere. Der Tod jagt sie vor sich her, bellt in ihre Augen Fieber und Nässe. Durch die Dörfer und Weiler saust der Tod und zischt in jedem Haus. Direktoren, Prälaten, Kassenboten, stille Fräuleins, Schulmädchen und Installateure fliegen platt in die Gräber hinein.

Gottes Winter heult über die Lande hin, Gottes strenger Winter. Die Völker heulen „Ruhm, Ruhm" und der Winter bläut sie und kerbt die tiefen Risse des Hungers in ihre Leiber.

O, auf allen Herzen liegt es starr wie Eis. Blut versickert in den weißen Schnee. Die großen Bäume züngeln zum Himmel auf, zur Sonne, zum höhnenden Mond, zur stillen Sterneschar. Mir ist kalt, ich hülle mich eng in den Mantel ein . . .

RENÉ SCHICKELE: *DAS HOTEL*

Genf, eine dichte weiße Stadt, breitet weiße Ufer einem blauen See, der, aus gedrängter Bucht, sein letztes blauestes Wort findet im Augenblick, wo er in ihre Arme stürzt.

Das weiße Schiff, das den Hafen verläßt, öffnet Schleusen blauen Lichts, schwerbeladen mit Bläue kehrt es zurück. Die Segel ziehen perlende Netze hinter sich durch die Bläue. Die Glockentürme sind Lichtuhren im Blauen.

Der Wind hat alle Mühe, das Weiße vom Blauen zu scheiden.

Fern, aber noch einmal ganz klar verhaucht das weiße Echo des Montblanc in der höheren Bläue.

An einem Tag wie heute setzt der Mond auf das Weiße im Blauen einen Punkt von Silber.

Zum Glück ist der Salève da, ein robustes Felsstück, und sorgt dafür, daß die Stadt sich zusammennimmt und Haltung bewahrt. Er kann sie nicht hindern, stundenlang in einem Ätherrausch zu schwelgen.

Zögernd betreten wir jedesmal das Hotel. Es sieht aus, als hätten die Stäbe vorrückender und weichender Heere darin gehaust. Zurückgeblieben sind die Gebrandschatzten, die Entwurzelten, die Flüchtlinge, die hin und her gejagten von Ebbe und Flut. Greise, deren Augen es aufgegeben haben, in diesem Leben klar zu sehen, Kinder, schon entschlossen, es gar nicht erst zu versuchen. Alte Frauen, die ihren Rücken wie einen Karren schleppen. Man hört sie die Gänge entlangkeuchen oder in einem Klubsessel der Halle vor sich hinmurmeln. Dazwischen die Parasiten des Schutthaufens und die flinkeren Leichenfledderer. Sie rollen, in allen Sprachen, das R und pflegen lange, ver-

traute Gespräche mit dem Portier. Und die Spione, die sich für Edelanarchisten halten, und Stiftsdamen, die, statt Almosen für ihre Armen, kleine Nachrichten sammeln. Die Kanaille, die gestern Patriot hieß, nennt sich, ohne den Beruf gewechselt zu haben, heute Pazifist. Und junge Witwen, nach deren Schleiern die Stammgäste, peinlich berührt, die Hand heben, ältere, denen sie Achtung und Mitleid bezeugen, weil diese weder Neugierde noch Verlangen wecken. Auch trotten arglose Büffeljungen daher, Gerettete des Schlachthofs. Andere, geborene Krieger, lagern bei ihren Scherbenküchen, im Kreis um einen Häuptling, dessen Augen und Ohren unermüdlich rundum gehen. Schlecht ist von allen denen keiner, aber keiner will gut sein.

Noch lebt in den weiten, teppichbelegten Räumen ein Nachklang von Welt und Halbwelt. Am Abend versammeln Musiker sich mit ihren Instrumenten um den Flügel und schicken sich an, Ernst zu machen. Aus den Wänden treten Frauen. Sie setzen sich gleich. Sie erwarten den Beginn des Balls. Die Hände haben sie im Schoß liegen, wie früher. Die gepuderten Arme sind die Henkel einer Vase, worin ihre Brüste ruhen, die geschminkten Lippen halten das Lächeln wie eine Papierblume. Ihnen schreiten entgegen eines Dicken Wulstbeine, die beim Gehen gallertig beben, sie verjüngen sich in Schuhen, deren plötzliche Eleganz überrascht. Der Mann wird zur Statue, sobald er still steht. Statue mit kecken Augen, die über einem aufwärts gebogenen Schnurrbart seilspringen. Der Mann ist ein vornehmer Wegelagerer und Vertrauensmann des Senats im alten Venedig. Er hat einen Haushalt in Mailand, einen andern in Rom, einen dritten in Genua. Den Weg von einem zum andern führen ihn Mädchen des Landes, mit denen er, als Kenner, den Wein der Gegend trinkt. In Venedig liebt ihn die Tochter der Prokurators heimlich. Er will sich, nach dem nächsten gelungenen Streich, unterm Lorbeer mit ihr verloben. In Genf singt er, erschüttert, auf den Plätzen, mit fröhlichen Augen die Lachenden streifend, er singt nachts, bei der Heimkehr, in der verdunkelten Halle des Hotels. Seine Mutter, eine kleine, gebeugte Greisin, mit einer verstaubten Witwenhaube, die immer schief sitzt, verläßt ihn nicht. Wenn er stehen bleibt, um zu sin-

gen, steht sie daneben, und ihr Kopf zittert, als wäre er die Feder des Musikwerkels. Von hinten zeigt er eine Tonsur, auf die der Papst stolz wäre. Sie entrückt ihn, sowie er seinem Publikum den Rücken kehrt.

Gesammelt sitzt in der Loge der Concierge, in bester Gesundheit und bereit, aufzustehen und die Mütze zu heben vor dem Gast, dessen Erscheinen den Beginn der großen Saison ankündigt. Er prüft, mit einem Blick, jeden, der eintritt, ob er vielleicht dieser Gast sei. Nicht Enttäuschung ist es, die ihn dann auf dem Stuhl festhält, sondern die Erfahrung, daß der Concierge eines Welthotels seine Kraft sparen muß, will er es bis zum Besitzer bringen.

* *
*

„Einige Schritte vor dem Mittagessen können nicht schaden," sagt der berühmte Parteimann.

In der grellen Sonne des Quai du Montblanc schwankt unser Trupp hin und her. Vor dem Haus, aus dem die schwarzen Männer kürzlich den toten Hodler getragen haben, bleibt er stehn. Die Hüte über den geröteten Gesichtern klettern die vier Stockwerke hinauf. Dann schwimmt der Trupp langsam herum, eine verbrauchte Drehscheibe, und treibt den Quai wieder herauf. Es sind Sozialisten aus feindlichen Ländern, die einander, zufällig, in Genf getroffen haben. Alte Bekannte.

Sie erzählen, im Ton einer Beichte, was seit Jahr und Tag in ihren Zeitungen zu lesen war. Darüber hinaus vertrauen sie einander Geheimnisse an, aus denen hervorgeht, daß sie „gar nicht anders gekonnt haben", immer dieselben Geheimnisse. Dazu bleiben sie stehn und nicken, Brauen und Stirn hochgezogen, mit kleinen Kopfstößen einander bedeutungsvoll in die weitgeöffneten Augen. Ihr Flüstern versinkt im Gesumm der Fliegen. Sie gehen erst weiter, nachdem sie alle wiederholt mit den Schultern gezuckt haben. Es ist dies eine Art Absolution, die sie einander erteilen.

Einer von ihnen, der im Feld ein Bein gegen eine Medaille getauscht hat, klopft mir auf die Schulter:

„Unter uns: über die Pazifisten spotte ich nicht mehr.



Die sind nicht nur die Theologen geblieben, die sie waren — darin übertreffen sie uns nicht — sondern sie haben, konsequenterweise, mit den Grundsätzen auch ihre Pantoffeln anbehalten.“

Alle lachen.

Dann beginnt einer eine vernichtende Rede gegen die Utopie.

* *
*

Ich sehe, wir sind eine kleine Menagerie heute abend.

Der Luftzug schaukelt die grüne Lampe an der Decke.

Im Zigarettenrauch scheint das Zimmer zu schwanken wie ein Schiff.

Zwanzig Intellektuelle, die zusammengekommen sind, um für das Wohl der Menschheit zu sorgen, füllen es, steil aufgerichtet wie Hähne, mit Alarmrufen und Ausbrüchen der Entrüstung. Einige wälzen sich rachedurstig, Hunden gleich, die zuviel Flöhe haben.

Ein gewiegter Intrigant schnurrt wohlig auf seinem Haß wie Katzen auf Seide.

Jeder in seiner Ecke, sitzen zwei Dichter, ein Franzose und ein Deutscher, schweigend: zwei verhängte Kanarienvögel.

Draußen schlägt die Nacht ihr Mondrad.

* *
*

Gut gesprochen, der Freund! Und Beifall gefunden!

Ich erwarte ihn, wie verabredet, in der Halle des Hotels. Er stürzte aus der Tür in meine Arme:

„Nun?“

„Heute“, sage ich und habe ihn sehr lieb, „heute bist du als Tolstoi aufgetreten und hast den Robespierre gespielt. Das läßt mich hoffen, daß du den Tolstoi triffst, wenn du morgen als Robespierre auftrittst.“

Da er mich unsicher ansieht, füge ich hinzu:

„Du bist ein Terrorist der Güte.“

Das leuchtet ihm ein.

* *
*

Ich mache Platz.

Ein Kriegskrüppel schleicht am Arm einer jungen Frau über den Teppich. Er blickt ihr lächelnd ins Gesicht und spricht. Ich höre im Vorübergehen:

„La série de petits chocs qui font l'existence d'une femme . . ."

Troubadour!

Ich schwenke, hinter ihm, den Hut.

* *
*

Fort vom glänzenden Gehrock, in dem die Künstlerkrawatte wie im Himmelbett liegt, und schnell ins Schreibzimmer, um auf der Stelle sein Todesurteil auszufertigen.

Ich schreibe an Alfred H. Fried:

„Über den Pazifisten, zu dem Sie mich mit Grüßen geschickt haben, kann ich Ihnen die besten Nachrichten geben. Er ist unter die Götter gegangen. Er ist geduldig und schadenfroh wie sie.

‚Was machen die Pazifisten?' habe ich ihn gefragt.

Er hat geantwortet:

‚Sie wundern sich, daß sie noch nicht in der Mehrheit sind.'

‚Und wenn sie in der Mehrheit sind?'

‚Werden sie sich wundern, daß noch immer Krieg ist.'

‚Wie dann,' habe ich gefragt, ‚soll Friede werden?'

‚Ich bin gespannt', hat er geantwortet."

Zwei Tage später, zur selben Stunde, an derselben Stelle, erhalte ich eine Karte von Alfred H. Fried:

„Man soll niemand Schlechtes nachsagen, und ich tue es nicht, wenn ich Sie darüber aufkläre, daß unser Bekannter seit zwanzig Jahren auf unsern Kongressen ausschließlich über die Herstellung der Mehlspeisen wacht. Daneben gründet er Vereine, aber nur, weil er Präsidentschaften sammelt. Er kann nicht genug Präsident sein. Andre essen Hirn oder rauchen Zigaretten, studieren das Liebesleben der Regenwürmer oder sammeln alte Möbel. Er ist der liebenswürdigste Mensch von der Welt, er hat keine Feinde. Grüßen Sie ihn noch einmal von mir."

Ich sage mir, daß es nicht einmal für die Mehlspeisen

gleichgültig ist, ob der, der sie besorgt, einen gesitteten Hang zum Mordbrenner in sich pflegt, oder ob von Brahma ein Atom in seiner Verdauung lebt.

* *
*

Ein Student schließt hinter sich die Tür meines Zimmers und fragt:

„Was soll ich tun?“

„Bitte, setzen Sie sich,“ sage ich. Ungern nimmt er mir den Stuhl aus der Hand, läßt sich unwillig darauf nieder. Sein Blick schwankt, übermäßig gestaut, ein flackerndes Flämmchen Zorn tanzt darüber, seine Hände möchten greifen, der Leib dreht, der Mund schweigt vorlaut, sein Kinn sucht die Kandare.

Ich lasse ihn sitzen.

Sobald er den Mund öffnet, schüttle ich den Kopf, oder ich hebe eine beschwichtigende Hand. Ich sehe zu, wie er anfängt, mich zu hassen, es dauert nicht lange, da verachtet er mich.

Ich sitze und sehe ihn an.

Endlich springt er auf und zischt:

„So habe ich es mir gedacht.“

Die Hand, die ich ihm reiche, schlägt er aus, er stürzt zur Tür. Ich stelle mich davor und sage:

„Bitte, kommen Sie wieder. Bitte. Schon das nächstemal werden Sie kommen ohne die Hoffnung, hier ein Kommando entgegenzunehmen. Aber einen Freund finden Sie bestimmt, sobald Sie ihn nur haben wollen.“

Ich öffne die Tür. Er geht langsam hinaus, sein Blick kippt und beginnt zu strömen, der Mund verstummt zögernd, ein Lächeln hebt das Kinn, und wie wir mit einem unmerklichen Neigen voneinander Abschied nehmen, fällt ihm der Stein vom Herzen, mit dem er gekommen war, um prüfend an meine Stirn zu klopfen. Er hat mir seine Hand gelassen, lange genug, um meine Bereitschaft lebendig zu spüren.

* *
*

Jedoch, ein internationalistischer Zeichner, ein schmales Männchen, das gegen alle Bestie, ob toll oder träge, eine gute Feder führt, hat mich beobachtet, wie ich mit dem Gehrock zusammen saß. Er besucht mich eigens, um mich zur Rede zu stellen.

„Die Pazifisten," sagt er, „sind Tanten beiderlei Geschlechts, und sie riechen nach Veilchen. Ich weiß nicht ob sie Terpentin saufen".

„Was haben die Pazifisten getan, Sie so aufzuregen?"

„Genug, nämlich nichts."

„Sie vergessen die hundert Versuche —"

„Schieberversuche, von mädchenhafter Einfältigkeit, zu dumm für einen Betrug, für einen Zwang zu schwächlich, zu geschwätzig für eine richtige Intrige, zu seicht für die Überredung, sentimental und hinterhältig... Jeder stellte sich als einen freien Menschen vor, und keiner war es. Alle kamen im Interimskriegsschmuck ihrer nationalen Vorbehalte. Jeder beteuerte, er sei völlig unabhängig und handelte im Einverständnis mit seiner Regierung. Mauerblümchen derselben Geheimdiplomatie, die sie abschaffen wollen."

„Das waren einzelne und nicht die besten, und man hat ihnen das Wort im Munde umgedreht. Ihr Kongreß..."

„In Bern, ja, da war ich. Ich bin nicht lange geblieben. Und als ich aus dem Saal hinausging, wagte ich nicht, fest aufzutreten, aus Angst, daß davon der Redner umfiele."

„Sie hatten erwartet, einem Wettbewerb im Schwergewicht beizuwohnen, einem Damenringkampf?"

„Nein, aber einem Stiergefecht."

Plötzlich hebt er die Arme, er ruft:

„Das geringste, was man von einem anständigen Menschen erwarten kann, ist, daß er dem Don Quichote bis ans Herz reiche'.'

* *
*

Ich bin auf eine Festung gestoßen; es war mein Freund...

Ihr habt lange genug durchgehalten, überredete ich. Versucht einmal durchzudenken. Ich bitte ja nur: versucht es. Habt ihr soviel versucht seit vier, seit vierzig und vier-

mal vierhundert Jahren, um euch zu retten, warum nicht auch einmal dies? Ihr müßt aber den Fall durchdenken, nicht eure Verteidigung.

Man soll immer mit sich anfangen und dann mit seinen Freunden. So habe ich es gehalten.

Mein Freund ist eine ehrliche Haut, er will sie nicht wechseln. Er findet sie schön, er hat sich darin eingelebt, warum sollte er, mitten im Unwetter, ins Freie hinaus und Ungewisse? Nicht, als ob er ein Ungeheuer an Bequemheit wäre, er hängt nur an seinen kleinen Gewohnheiten, und er sieht nicht, daß sie durch den Krieg ihre Unschuld eingebüßt haben. Er besaß sie schon vor dem Krieg, er besitzt sie, solange er denken kann. Damit hat er ein Recht auf sie erworben.

Es schmerzt mich sehr, daß wir nicht mehr Kameraden sind. Sicher leidet er nicht weniger darunter. Deshalb haben wir seit Monaten nur noch abseitig vor einander monologisiert, unter dem Vorwand, daß wir unsere Gegensätze achteten, in Wirklichkeit aus Angst, einander zu verlieren, wenn wir, was uns trennte, eins aufs andere zwischen uns aufrichteten. Konnten wir doch nicht absehen, wie hoch die Mauer, geschweige denn, was in dieser Abgeschiedenheit aus unserer Freundschaft werde.

Das dauerte Monate, es dauerte ein Jahr. Endlich sagte ich: „Wir wollen miteinander sprechen“ und erzählte ihm meine Geschichte.

Er hörte sie ruhig an, er kannte sie ja, und ich glaube nicht, daß sie sein freundschaftliches Gefühl einen einzigen Augenblick verwirrt hat.

„Ich werde die Sache noch einmal durchdenken,“ sagte er, „um dir in der denkbar besten Form zu antworten.“

Durchdenken: er sprach aus, worauf es ankam. Ich bat ihn, sich so vor den Spiegel aufzustellen, als ob er sich, vor sich selbst und ganz allein den Prozeß machte, einen Prozeß, bei dem er beide Parteien in seiner Person vereinigte, wodurch Verheimlichung, Beschönigung, absichtsvolle Färbung und Rechthaberei ihren Sinn verlören.

Als ich ihn wiedersah, merkte ich am sieghaften, ein wenig spitzigen Leuchten seiner Augen und den schöngeordneten Gesichtszügen sofort, daß mein Drängen ihn

nur veranlaßt hatte, seine Rolle auf ihre Wirksamkeit zu prüfen und sie zu vertiefen. Er hielt ein glänzendes Plädoyer, das vom ersten Satz an seine Absichtlichkeit ausschrie. Er hatte sein ganzes Wissen, sein ganzes Gemüt nach Argumenten durchsucht und damit seiner Voreingenommenheit ein Haus gebaut, das eine uneinnehmbare Festung sein sollte.

Sie war es auch. Deshalb tat ich, wie ich es vor jeder Festung tue.

Ich grüßte voller Einsicht den strammen Rücken der Wälle, die schweren Riegel ihrer Tore, ihre Gründe und Abgründe voll Kanonen und andern überzeugenden Gedanken, ich gab ihnen das Schauspiel des jämmerlichen Gegners, der den Sturm nicht einmal versucht. Schamlos machte ich Kehrt und zog ab zu den Lilien im Felde und den Vögeln unter dem Himmel.

Wir sitzen beim Mittagessen auf der Terrasse des Hotels. Der eine von uns ist ein Diplomat. Am Nebentisch sitzen zwei Ehepaare, die uns kennen, ohne mit uns bekannt zu sein. Seit Beginn des Essens unterhalten wir uns an unserm Tisch. Ebensolange verharrt der Nebentisch in aufmerksamem Schweigen. Offenbar finden sie uns interessanter, als sie einander im besten Gespräch werden könnten.

Das ist ihre Sache.

Aber sie beherrschen uns, sie knechten uns mit ihrer Hingabe. Keiner unter uns, der nicht nach ihnen schielte. Dessen Gedanken sich nicht nach ihnen richteten. Messer und Gabel selbst liegen in ihrer Hand.

Sie erlauben uns keinen andern Gesprächsstoff, als die Anekdote, die Anekdote aus der Zeit vor dem Krieg. Wir pflegen sie. Wir legen Wert auf witzige Wendungen. Anders lassen wir die kleinen Enten über das Tischtuch laufen und, am Rande, aufflattern, als wir täten, wenn nicht die acht Ohren des Nebentisches aufgepflanzt wären. Ihnen zuliebe helfen wir mit dem Zeigefinger nach, ziehen das Tischtuch glatt, schnellen dem Tierchen, wenn es fliegen soll, mit dem Daumen in den Sterz. Unser Herr erwartet das Höchste von uns. Und wenn wir es auch nicht besser können, so spielen wir wenigstens laut genug.

Das alles ist nur um eine Kleinigkeit verzerrt. Um die Kleinigkeit, die macht, daß ein Auge schielt.

Spielten wir in Wahrheit Komödie, sprächen wir offen auf ein Publikum ein, wir würden ihm gerade ins Auge blicken, selbst wenn wir uns verstellten, selbst wenn wir lögen, was immer noch eine Art Geradheit wäre. Wir schielen nur. Wir schielen, ob wir wollen oder nicht. Wir sind weder nachgemachte Heilige, noch falsche Helden. Wir lügen ebensowenig, wie wir aufrichtig sind. Zwischen beidem irren wir ab, wie man eben schielt.

Der Nebentisch hat Erziehung, und der besinnt sich darauf. Von Zeit zu Zeit nimmt er sich zusammen und spricht. Dann überfällt uns eine fast zärtliche Zuneigung zueinander. Es fehlt wenig, daß wir einander verliebte Augen zeigten, während unser Gespräch scheinbar unverändert weitergeht: wir sind unter uns, alles steht gerade an seinem Platz, rings um die Rosen im Glas, die sich wohlig dehnen, es ist, als hätten wir eine neue Jungfräulichkeit erworben.

Das allein macht, daß wir nicht spüren, wie abgearbeitet wir sind, und wie ängstlich, daß unser Dresseur, plötzlich verstummend, wieder sein Ohr aufrichte, die mystische Peitsche.

* *
*

Seitdem alle andern Organe den Fahneneid geschworen haben, ist das Ohr ein großer Herr geworden.

Ihm allein gehört noch die Freiheit. Es hat alle Rechte geerbt. Die Fantasie selbst hat sich in seine Muschel geflüchtet; es ist nicht seine Schuld, daß sie keine Venus ist. Welch eine Generation von Ohren, keiner andern vergleichbar! Ich spreche nicht von den Beamten unter den Ohren, noch von den Gelegenheitsarbeitern. Ihre Zahl ist Legion, ihnen fehlt jede Eigenart.

Jedoch, seht: das Genie unter den Ohren. Es legt sich vom einen Saalende zum andern auf den Tisch. Man kann flüstern, den Stuhl wechseln, mit beiden Händen zwischen Tassen und Tellern fegen, mit der Faust dreinschlagen. Man kann tun, was man will, es ist nicht vom Tisch her-

unterzubringen. Und es kann beweisen, daß es, abgewandten Gesichts, den Kopf weit zurücklehnt, wie es seine Haltung ist, ganz auf seinem eigenen Stuhl verweilt, in einer Entfernung, die jede Beschwerde ausschließt.

Seht das andere, dem die Natur besondere Gaben versagt hat. Trotzdem strebt es weiter, indem es mit Hilfe eines Zeitungsblattes sich erhöht und ausbreitet, der seßhafte Bürger unter den Ohren. Es ist so still, daß man die Haare in ihm wachsen hört. Es hockt am Boden, wie auf einem Grab. Wie ist es demütig und beglückt von jedem Wind, der einen fremden Schall, irgendeinen, ihm zuträgt. Zierpflanze aller Speisesäle, Bierhäuser, Wartesäle, schaukelnd im fahrenden Eisenbahnwagen.

Dort dem Peripathetiker sieht man von weitem an, daß er es mit der Philosophie hält. Dieses Ohr macht ein abweisendes Gesicht, das sich im selben Maße zu entfernen scheint, wie es näher kommt. Manchmal stößt es mit dem Professor aus den „Fliegenden Blättern“ zusammen, der so schrecklich zerstreut ist und immer den Regenschirm vergißt. Der Arme muß ihn an zwanzig Tischen suchen, bevor er ihn im Schirmständer findet.

Ohren, die das Läppchen in Spitzenhosen tragen.

Ohren in Soutanen.

Ohren verehrungswürdiger Greisinnen, in einen Winkel der Halle gebettet, die Menschenstimmen mit Stimmen aus dem Jenseits verwechseln.

Ohren stürmischer Liebhaber und Liebhaberinnen, die alle Lust der Welt, hingerissen, wie durch ein Sieb laufen lassen, und beim Erwachen das Gold der fremden Rede wohl verwahrt in ihrer Muschel wiederfinden. Sie wiegen den Nachgeschmack des Glückes auf ihrer Zunge, sehen sie, eine Stunde später, das edelste Metall in der Wage des Händlers schimmern.

Ohr des heiligen Mannes, das am frühen Morgen die Kehrichteimer absucht und die Nahrung mit den Hunden teilt.

Ohr des vielfach ausgezeichneten Helden, der zur Schwefelkur kommandiert ist.

Kleines spitzes Ohr, Pilz am Rande jedes Kurszettels und Frachtbriefs.

Ohr, das den Fremdling mit Seil und Eispickel auf die Gletscher hinaufschleppt.

Ohr der Küche, Riesenfalle, aufgestellt in der Mitte zwischen Zimmer, Flur und Hof; Polyp mit einem Gehörsauger unter jeder Tür.

Ohr in den strohgefütterten Galoschen des Droschkenkutschers.

Ohr, das die Tür der Gasthöfe öffnet und, kleiner geworden, mit dem Lift hinauffährt; Ohr, das in weißer Haube und weißer Schürze das Bett abdeckt.

Ohr im teppichgedämpften Pfingstbrausen der nächtlichen Hotelgänge; Stiefelknecht, Parkettbürste und Morgenkaffee.

Fleischliches Ex Voto, rosiges, winziges, mit dem Geschmack eines Likörbonbons zwischen den mahlenden Zähnen des Geliebten, Ohr eines gefallenen Engels, deines Herzschatzes! . . .

Nachts im Traum erscheint das Ohr mir in der Gestalt des Montblanc, nur viel größer. Es thront im blauen Himmel und spiegelt sich in allen Seen dieses Landes.

* *
*

Müde, auf dem Balkon, erzähle ich mir Geschichten zum Einschlafen.

Der Mont Salève, der Kardinalskleidung angelegt hatte, um in die Nacht einzutreten, liegt, da alle Sterne brennen, schwarz auf Knien und Händen in abgründiger Andacht.

Der Mond weidet heidnisch vergnügt seine Lämmerherde, die, in einer breiten, wollzerzausten Reihe, alle Köpfe im Blau vergraben, sich treiben läßt.

Der See verwahrt die Laternen in seinem Umkreis wie ebenso viele Nachtlichter, deren Docht zuweilen, ohne sichtlichen Grund, leise dreht.

Die Bäume unter den Bogenlampen der Straße sind entzückte Engel, die der Herr aus der Schar der andern vor sein Angesicht gerufen hat.

Drei arme Seelen auf rätselhafter Wanderschaft radeln über den Asphalt, in der Lautlosigkeit ihres Geheimnisses.

Aber die Wölfe kommen, die Wölfe, und fressen die

Lämmerherde auf. Dann machen sie sich an den Mond. Das ganze Rudel knabbert an ihm. Es dauert nicht lange, und nichts ist von ihm übriggeblieben.

Die Welt verfällt in finstern Gram.

Allein eine Grille feilt hartnäckig an der Kette, in die werweißwer die Nacht geschlagen hat.

Sie gibt es endlich auf.

Vielleicht hat das Liebesgemurmel unter den Bäumen sie überzeugt, daß sie sich in überflüssiger Weise opfert.

Ich trenne mich von den Bewohnern der Nacht und ihrer dunkeln Bestimmung.

* *
*

Das Mädchen stellt das Tablett mit dem Frühstück auf den Nachttisch und wirft mir, in bedrucktem Packpapier, den Handschuh der Zeit aufs Bett. Sie weiß nicht, was sie tut. Sie haucht ein „Guten Morgen" und geht, auf den Fußspitzen, zum Fenster. Ein wenig aufschwebend faßt sie die Kordel und läßt den Vorhang auseinandergehen. Sie hat sich demütig ans Werk gemacht, aber sie erhebt sich, je größer der Lichtspalt wird, und endet mit einem brutalen Griff, der das Fenster auseinander und sie selbst mit plötzlich entflammetr Mähne in das hereinstürzende Sonnenlicht emporreißt.

Als Krankenschwester und Nonne ist sie im Zwielicht ans Fenster gewandelt, sie springt, wie sie sich umdreht, aus der Kutte und kommt als aufgelöste Walküre zurück. Und trägt das Drama ihrer Verwandlung ins nächste Zimmer.

Ich indessen stolpere von Scholle zu Scholle im Eisgang der Zeitungen. Was ist das, der Jusqu'auboutist? Ganz offenbar ein Held, der bereit ist, glorreich zu ersaufen unter der Bedingung, daß seine Feinde schmählich mit ihm untergehen.

Das französische Blatt entfällt mir, und ich kann, zu einem deutschen greifend, feststellen, daß dieses Ideal dazulande der Siegfrieden heißt.

Ein italienischer Wutanfall wirft mich vor die Frage, was wohl ein Defaitist sei. Ich erfahre es nicht genau. Es

scheint jemand zu sein, der es nicht bis an sein Ende mit den Jusqu'auboutisten aushält. Ich wende mich von Land zu Land, ohne Verwunderung, daß, die rot sehen, jeden andern einen Schwarzseher schimpfen. Allein betrübt mich, daß sie schimpfen. Sie schimpfen, daß ihnen die Zunge in Fetzen aus dem Maul hängt.

Ich vertiefe mich in die Kriegslage. Wie munter, die Betrachter der Zeit! Sie lassen ihren Witz wie eine Schnecke über jeden Gegenstand gehen. Ohne diesen Schleim erschiene ihnen alles grau. Eine Offensive, das sind fünfzigtausend Tote und viermalsoviel Verwundete, ist der Gegenstand ihrer Betrachtung...

Drei, vier Laute, immer dieselben, durchwandern gedämpft das Haus treppauf, treppab, die Gänge entlang. Das Hotel ist ein einziges Sterbegebet.

Ich springe aus dem Bett wie aus einem Sarg, worin ich scheintot gelegen hätte.

Wasser! Ich bin die Schweineherde, die, mit allen Verwünschungen beladen, in einen blauen See stürzt und darin vergeht wie ein Schneefall.

Sonne! Die Erde stieg aus dem Schaum.

Menschen! Auf dem Quai du Montblanc ziehen sie in den unwahrscheinlichen Tag ein und tauschen mit Händen und Hüten Grüße, die sich mit den kreuzenden Möwen vermischen.

ALBERT STEFFEN:
TOD EINES POLITIKERS

Vor dem Bahnhof begegnete mir ein Zug streikender Munitionsarbeiter, in Lederjoppen und Wollwämsern, mit den Gebärden ihrer Arbeit. Diese Arme und Schultern waren in bestimmten Tätigkeiten stark geworden. Man wird diese Stärke noch verfluchen, mußte ich denken, obwohl die Leute ordentlich und ruhig, ohne jede Herausforderung schritten. Am Ende der Kolonne schwankte ein Zitterer in Uniform, bebend an allen Gliedern des Leibes, zuckend mit jeder Muskel des Gesichtes. Er war sehr aufgeregt, winkte und rief immerfort, aber niemand vermochte sein Stottern zu verstehen.

Ich begleitete die Schar auf dem Fußsteig bis zu einer riesengroßen Bräuhaushalle und drängte mit in den überfüllten Raum. Auf dem Podium, wo sonst eine Bauernkapelle die Bürger zu ergötzen pflegte, stand, in dichtem Rauche, vor zusammengeschichteten Notenständern, der Redner. Es war das erstemal, daß ich den berühmten Politiker erblickte. Er mochte fünfzig Jahre zählen. Das Haar hing ihm zu Seiten der mächtigen und doch sehr zierlich gemeißelten Stirn bis auf die beweglichen Schultern. Der Bart umwucherte nach überall hin ein blasses, mageres, eulenhaftes Gesicht. Die lichtempfindlichen Augen waren mit dunklen Brillengläsern bedeckt. Ich mußte mich wundern, daß aus der schmächtigen Gestalt solch blitzende und donnernde, weithin sich verbreitende Wortgewitter brachen.

Wie ich auf seine Rede lauschte, spürte ich: die Seelen derer, die im Kriege gefallen, sprachen durch ihn. Diese

Toten hatten im Wahnsinn gelebt, sie hatten gehaßt und getötet, sie wandelten jetzt in der Erinnerung dessen, was sie getan, nach rückwärts, alles schauend in dem Licht, das ihnen Auge geworden. Denn Sterben ist ein Leuchten über den Lebenslandschaften. Solch ein Sonnenaufgang ihres Selbstes war ein Offenbaren, das richtete, wurde ein Zerstören des Zerstörerischen, wollte ein Gutmachen sein jedes Bösen. Je unerbittlicher die Seele sich läutert, um so unbezwinglicher wird ihr Strahlen. Dies Licht ist das süßeste Leben der Toten.

Was in den Toten lebte, ergoß sich in das Herz des Redners und gebot ihm zu sprechen: „Ich schlage vor, der ganzen Welt dieses kund zu tun: Die streikenden Arbeiter, vornehmlich die Munitionswerke, entbieten ihre brüderlichen Grüße den belgischen, französischen, englischen, italienischen, russischen und amerikanischen Arbeitern. Wir fühlen uns eins mit euch in dem Entschlusse, dem Weltkrieg sofort ein Ende zu bereiten. Wir wollen uns nicht morden. Wir werden unsere Regierungen, die Verantwortlichen des Weltkrieges, zur Rechenschaft ziehen. Wir wollen gemeinsam den Weltfrieden erzwingen, der im Aufbau einer neuen Welt allen Menschen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bringt. Proletarier aller Länder vereinigt euch . . ."

Der Antrag wurde angenommen.

Jener Zitterer, der zu hinterst im Saal auf einem Tische stand, in gleicher Höhe mit dem Sprecher, hob die Hände und rief: „Hoch." Wort und Gebärde dienten ihm wieder. Der Redner hatte sein Leiden von ihm genommen.

Der Streik wurde niedergeschlagen, der Führer gefangen gesetzt. Acht Monate saß er in Haft. Aber die lebensuchenden Toten bekamen Macht über die todsuchenden Lebendigen. Die Front brach zusammen. Da ward er unter dem Druck der öffentlichen Meinung wieder frei gelassen.

Es war im Spätherbst. Ich kehrte von einem Besuche in der psychiatrischen Klinik zurück, wohin einer meiner Bekannten wegen immer häufiger werdenden Selbstmordversuchen hatte hingeschafft werden müssen. Hoffnungslos war, was ich dort gesehen. Der Kranke lief, wie mir der Wärter berichtete, den ganzen Tag im Nachthemd auf dem

roten Linoleumboden seiner Zelle auf und ab. Als ich eintrat, wurde er vom Arzte aufgefordert, sich ins Bett zu legen. Er tat es folgsam, um sofort wieder, automatisch, hinauszusteigen. „Ich habe," erzählte er, „meine Lebensgeschichte einem Erdarbeiter, den ich im Garten traf, gebeichtet (Kapitalistenkind, Gouvernanten- und Hauslehrererziehung, akademische Bildung, Privatdozent der Geschichte, der wegen eines Nervenleidens seinen Beruf nicht mehr ausüben kann). Dieser Mann, der einen natürlichen Verstand besitzt, sagte auch, ich wäre selber schuld, heute dürfe keiner mehr schmarotzen. Und er hat recht, ich bin ein Dieb an der Gemeinschaft, ein Dieb, ein Dieb", sprach er unzählige Male, wollte meinen Trost nicht hören, wanderte hin und her, bis ihn der Arzt von neuem ins Bett zurückschickte.

Die Besuchzeit strich vorüber, ich mußte gehen. Vor der Anstalt zogen sich zwischen zwei Straßen dürftige Anlagen hin. Arme Leute saßen auf den Bänken, packten ihr Vesperbrot aus geflickten Säcken und verzehrten es stumm. Kinder spielten bei den Sandhaufen. Mir fiel heute mehr als je die Magerkeit der Gesichter und gelbliche Blässe der bloßen Beine auf.

Hier sah ich den Volksfreund zum zweiten Male, sitzend auf dem Rande eines Brunnens. Am Sockel, zu seinen Füßen, lag ein Stoß Zeitungen. Links neben ihm stand eine junge Frau und hob ihr Kind zur Röhre empor, damit es trinke. Er senkte das Blatt, das er in Händen hielt, faltete es zu einem großen Dreimaster zusammen und setzte diesen dem Knaben auf den Kopf. Der rutschte an der Mutter hinunter, lief weg, nahm stolz Parade vor den Bettlern ab.

Einige Tage darauf fand die gewaltige, historisch gewordene Volksversammlung auf der großen Wiese statt. Hunderttausende drängten sich zusammen, so daß man kein Flecklein Erde mehr erblicken konnte. Ich schaute auf die Menge und mußte denken: „O säh' man endlich ein, daß die Menschheit ein einziges Wesen ist und daß der einzelne das Heil des Ganzen suchen muß, wenn er nicht ausgeschieden werden soll wie tote Haut. O wollte man doch über den Weltenorganismus meditieren, dann würde jedermann erfahren, wo er hingehört und seine Aufgabe findet:

Im Kopf, im Herzen oder im Magen. Dann würde keiner sein, der nicht erkennte, in welchem Teil er wohnen und wirken kann. Dann würde das Auge nicht das Ohr beneiden und die Hand nicht wüten gegen den Fuß. Dann sähe jeglicher sein Tun als Gnade an. Ich dachte an meine Freunde und ordnete sie ein. In den leblosen, schmutzsammelnden Fingernägeln verkümmerten nicht wenige. Sie wollten es nicht anders. Und du, sprach ich zu mir, wo möchtest du denn sein? Wo geht deine Sehnsucht hin? — Ach die Heimat, nach der ich hinbegehre, ist die Brust, an der Johannes lag beim heiligen Abendmahle. Dem Jünger, den der Herr lieb hatte, will ich nacheifern. Daran denk' ich Tag und Nacht. Ob ich klein bin oder groß, alt oder jung, geachtet oder verfemt, dies oder das tue, was liegt daran? Man sagt, ich sei ein Schuster und sicherlich, ich suche meine Schuhe so gut wie möglich zu schustern. Aber ich will im Pulsschlag der Menschheit wohnen, im Herzen dessen, der alle umfaßt..."

Wie ich so auf die wimmelnden Massen schaute, ging mir auf, daß sie als Ganzes der Lunge glichen, die hungerte.

Jetzt entdeckte ich den Volksvertreter, hoch erhoben über der Menge. Seine Worte wehten herüber. Ich spürte, sie nährten: denn sie waren Geist.

Plötzlich rotteten sich Soldaten mit roten Fahnen zusammen, stießen kurze, kräftige Rufe aus, bahnten sich eine Gasse zu dem Führer, stürmten mit ihm davon. Ich verstand, das war das Tun eines anderen Organes: eine Stoßflut frischen Blutes aus dem Herzen.

Am nächsten Tag vernahm ich, daß die Schar zu den Kasernen gezogen war, diese geöffnet und die alte Regierung gestürzt hatte.

Der Revolutionär wurde Lenker des Staates. Ich sah ihn einige Wochen später an der Spitze eines Demonstrationszuges, der veranstaltet wurde, um zu zeigen, daß man „nicht gewillt war, das Errungene preiszugeben". Hinter einem Lastauto, das mit bewaffneten Matrosen besetzt war, fuhr seine blaue Einspännerkutsche. Er stand aufrecht darin, den Hut in der Hand und nickte nach allen Seiten. Aber die Menschen auf dem Trottoir sandten keine guten Gefühle nach ihm hin.

Frauen wandten sich ab und gingen in die Kirchen zu beten, daß er gestraft würde. Offiziere dachten: „Könnte man mit Maschinengewehren in den Zug hineinpfeffern.“ Bankiers: „Wenn es so weitergeht, sind wir bald nicht mehr imstand, bar zu zahlen.“ Beamte: „Käm' doch die feindliche Besatzung und stiftete Ordnung.“ Krämer: „Diese Leute, die unsere Warenhäuser füllen sollten, damit wir Schiffe nach Amerika befrachten und den Austausch wiederum beginnen könnten, machen unnütze Krawalle, verführt von einem weltfremden Phantasten.“ Auch Arbeiter gab es, die nicht im Zuge mitgehen mochten und sich sorgten: „Was wir besitzen und anbieten können, unsere Arbeitskraft, das einzige Gut, findet bald keinen Abnehmer mehr, weil das Kapital zum Teufel geht.“

Haß stieg aus der Menge und sammelte sich über dem Haupte des Staatsmannes.

Da erschien mir, auf der First der Universität, an der wir eben vorüberschritten, ein Gebilde, einem zangenartigen Gebisse ähnlich, von Drahtgewirr umstarrt: Zähne, stumpf und hohl, in Fächer abgeteilt, soweit sie nicht zerfallen und zerfault. Drinnen wimmelte es von Maden, Kerfen und Würmern. Ich strengte meine Augen an, zu sondern, was ich schaute, da schwand es wieder, ließ Ekel und Grauen zurück: Es war ein Gespenst gewesen.

Vier Tage darauf begegnete ich dem Minister auf einer Landpartie, die ich mit einigen Freunden unternahm. Wir fuhren am Morgen des dritten Tages, da wir unterwegs waren, vom Wirtshaus „Zum Löwen“, wo wir logiert hatten, einen Rain hinunter. Als das Chais'chen die Kurve nahm, an welcher eine alte Mühle stand, wäre es beinahe umgekippt, und zwar wegen eines gewaltigen Windstoßes, der seitlich in das Plachendach des federleichten Fahrzeugs fuhr. Platzregen, die plötzlich niedergingen, schienen die Hügel zu beiden Seiten der Straße in Wasserfälle zu verwandeln. Wir glaubten. das Ackerland würde heruntergeschwemmt. Aber der Orkan legte sich so schnell wie er gekommen. Die Hänge waren zwar voller Rinnsale, aber sie liefen alle in gleicher Richtung, schmal und geordnet wie Furchen: Der Sturm hatte die Erde gepflügt.

Wir kamen mit durchnäßten Kleidern zu einer Bauern-

herberge und fanden, als wir das Pferd in den Stall einstellten, zu unserem Erstaunen den Staatsmann darin, der sich, wie er sagte, auf einer Forschungsreise im schwärzesten Erdteil befand. Er sprach viele helle Dinge. Aber ich hatte den Eindruck, daß er keinen Erfolg bei dem Bauer hatte, der seine Stirn in den Bauch der Kuh stemmte und ganz dem Geschäfte des Melkens hingegeben war. Mir schien sogar, als wäre der Minister selber nicht so recht bei dem, was er redete, als horchte er mit heimlicher Wehmut auf die Symphonie der Milchstrahlen, die in den Kessel fuhren, als wollte er in dieser Melodie versinken.

Ich betrachtete die Kuh, die prächtigste, die ich je gesehen, weiß und schwarz, mit einem roten Flecken auf der Stirn und einem Euter, das nicht zu erschöpfen schien. Jedoch: das rechte Horn war abgesägt. Ich fragte: „Warum?“ Der Melker versetzte mit verhaltenem Ingrimm: „Die Gefangenen, die man losgelassen hat, haben es getan.“ — „Was für Gefangene?“ — „Franzosen.“

Leise erhob sich nun der Staatsmann und verließ den Stall. Der Bauer schüttelte die Fäuste hinter ihm und knirschte: „Der ist schuld.“ Und in der Tat, so war es: Der Minister hatte vor kurzem ein Dekret erlassen, wonach die Lager, in denen noch Gefangene weilten, unverzüglich geöffnet werden sollten. Nun strichen die Schlimmsten von ihnen im Land herum, stifteten Schaden, wo sie konnten.

Das Auto des Staatsmannes tutete, er fuhr in die Stadt zurück.

Nachdem er von seiner Landreise zurückgekehrt war, arbeitete er ein Schriftstück aus, worin er erklärte, daß er sein Amt als Lenker des Staates niederlege. Unmittelbar darauf fiel er einem Attentat zum Opfer. Ich vernahm die Nachricht von dem Morde auf dem Zollamt, wo ich ein Lebensmittelpacket abholen wollte. Die Zöllner, die in dem schlecht gelüfteten Raum hin- und herschlurften, redeten über das Geschehnis. Sie verurteilten die Tat, weil sie die Wirkung fürchteten, als etwas höchst Unkluges. Ich konnte mich nicht halten und rief: „Verurteilt doch die Gedanken, die den Mörder besessen.“

„Schicksal“, sagte einer. „Und zwar verdientes“, setzte

ein zweiter hinzu. Ich erwiderte, schon im Gehen: „Ihr seht ihn falsch. Wenn er wäre, wie ihr meint, so würde er fürchterliche Rache nehmen. Sein Geist, der nicht zu töten ist, fände ein Werkzeug dazu. Aber ich kenne ihn besser. Ich habe seine guten Augen und seine lichte Stirn gesehen. Ich weiß, er wird zu verhindern suchen, was jetzt naht ...“

„Aber ob es ihm gelingen wird?“ dachte ich bei mir. O etwas Grauenvolles war im Anzug, das spürte ich, wie ich auf die Straße trat, das brauchten mir die Züge finsterer Menschen, die sich auf allen Plätzen sammelten, nicht erst zu sagen.

Ich suchte den Ort der Untat auf. Das Blut, das den Boden bespritzt hatte, war mit Blumen bestreut. Ein Bettler, der an der Mauer lehnte, verkaufte sein Bild auf Ansichtspostkarten. Durch das Blut, durch die Blumen, durch das Bild blickte sanft der Abgeschiedene auf die Menschen, die herandrängten. Sie kamen erregt, sie schieden stille. „Wir wollen ihn noch einmal sehen“, sagten sie.

Ich schloß mich ihren Scharen an und pilgerte zum Friedhof im Osten der Stadt. Mit den Ungezählten, die dort versammelt waren, wartete ich, bis auch an mich die Reihe kam, einen letzten Blick auf den Toten zu werfen, betrachtete unterdessen die Harrenden: werktätiges Volk: ein jeder mit den Zeichen seiner Arbeit behaftet. Metallarbeiter sah ich mit Gesichtern, von Gas, Dampf und Säuren geschwärzt und gerötet, von Eisenstaub geätzt und genarbt. Gasarbeiterinnen mit grünem Haar und ockergelber Haut. Anstreicher mit grauem Bleisaum des Zahnfleisches. Maurer mit Schieferabszessen. Hadernarbeiter mit entzündeten Augenlidern. Bleiche, blutarme Heimarbeiterinnen.

Ich erriet aus jeder Krankheit das Gewerbe, das sie verursacht hatte. Alle gaben ihren Leib für die Erde. „Was entsteht aus dieser Gabe?“ fragte ich mich, „für die Gebenden und für die Nehmenden? Macht sie die Gebenden gut oder schlecht? Die Nehmenden dankbar oder roh?“ — Und plötzlich wurde mir gewiß: Es mußte sich entscheiden, ob aus dem Geben Opferliebe oder Rachsucht geboren würde.

Nachdem ich den Toten in seinem Papierkleid gesehen,

ging ich heim und schloß mich ab. Ich empfand das Bedürfnis, allein für mich zu sein. Es wurde mir zur Pflicht, an diesem Tage nichts anderes mehr als das verklärte Antlitz vor mir zu haben. Es war heiter, weise und gut. Die Lippen lächelten. Die Stirne war umschwebt von Geist. Die Augen — siehe, öffneten sich und zogen mich an, so liebevoll, ich senkte mich in sie hinein und sah mich in eine Halle, unter ungezählte Menschen, treten. Sie war überdacht von einem Kugelgewölbe, blau wie die Augen des Toten. Er war gestorben, das wußte ich, denn ich erinnerte mich. Er war lebendig, das wußte ich, denn ich schaute: — Auf einem silbernen Podium sah ich ihn stehen, umringt von Posaunenbläsern. Das waren die Seelen derer, die im Kriege gefallen.

Er aber, der Führer, blickte in die Tiefe. Dort standen die Menschen, die an seinem Leichnam defiliert waren. Sie schaufelten und hackten und förderten zuletzt ein riesiges Gebiß zutage. Es fing zu knirschen und zu knarren an, schoß unter fürchterlichem Ächzen in die Höhe. Jeder ließ vor Angst das Werkzeug fallen.

„Helfet", rief der Führer.

Da begannen die Posaunen zu dröhnen.

Die Zähne fielen darob aus den Kiefern und zerbröckelten. Feuer loderte aus den Wurzelhöhlungen, floß über, lief fort und setzte die Dielen in Brand.

„Es ist notwendig," hörte ich den Führer, der im Rauche schon verschwimmen wollte, rufen, „daß alle auf die blaue Farbe schauen und sich in ihr vereinigen, dann wird kein Unheil geschehen."

Auf diese Worte hin hefteten sich aller Augen an das Gewölbe. Immer wenn sich ein Lid senken wollte, setzten die Posaunen mächtiger ein.

Und ich sah: Die Flammen verwandelten sich in Federn, fügten sich zu Flügeln und färbten sich violett. Ein Vogel flatterte auf. Die Töne füllten seine Brust und trugen ihn empor.

„Das ist der Phönix", rief ich und streckte meine Hände nach ihm aus. Und er flog geradenwegs hinein.

— Ich aber fand mich wach, die gefalteten Hände auf dem Herzen, denn dorthin hatte ich gegriffen. Dort war

meine Seele, von dem Geist des Toten verwandelt, wiederum in meinen Leib hineingegangen.

Möchte es allen so gehen wie mir, mußte ich denken, dann verwirklichte sich die Sehnsucht des Toten, dann gelänge ihm, zu verhindern, daß sich des Satans Zähneknirschen verbündete mit Luzifers Feuer, dann flösse kein Blut mehr unter Brüdern . . .

MARTIN BUBER:
DER PSALMENSAGER

In einer Stadt unfern der Stadt des Baalschem lebte ein reicher Mann, der zu den seltenen Zeiten seiner Einkehr in sich selber dem Dienste Gottes hold war, gemeinhin aber dem bunten Treiben und einer herzhaften Geselligkeit ergeben die Güter seiner Seele brachliegen ließ. Er hatte wohl oft von dem Heiligen gehört und wußte, daß alle Frommen ihn heimsuchten, doch mied er ihn, sei es, daß er eine Scheu vor ihm trug, sei es, daß er, von jeglichem Tag mit irgendeiner Last weltlichen Glückes beladen, keinen Drang nach dem hellen Frieden des Meisters verspürte. Der Baalschem aber wußte um ihn und um sein Leben, wie um das aller Kreatur, und liebte ihn auf eine heimliche Weise aus der Ferne. Denn der sorglose Mann war im Grunde seines lärmenden Wesens von einer triebhaften Güte, die, bisweilen vom Begehren nach der Lustbarkeit überwuchert, vom jäh aufwallenden Zorn verdunkelt, doch immer wieder kräftig hervorbrach und vielen Armen und Bedrängten ein bescheidenes Genügen im Schatten seines breiten Daseins gewährte.

Als er einmal wiederum in sich schaute, fand er, daß er etwas für die Ehre Gottes tun müsse, und beschloß, eine Thora schreiben zu lassen. Als die Stille aus seinem Herzen verflogen war, blieb wohl der Wille zurück, allein die Demut hatte ihn verlassen, und er begann die Ausführung auf seine Art mit vielen Prunk und Glanz. Ein berühmter Thoraschreiber wurde berufen. Dann ließ der Reiche die auserlesensten Tiere schlachten, verteilte ihr Fleisch unter die Armen, ließ die Häute zu Pergament verarbeiten

und auf sie die heiligen Bücher schreiben. Das Werk währte eine lange Zeit und war vollendet die Rede und das Staunen der Stadt. Der Besitzer hatte ihm eine kostbare Lade und eine Hülle aus edlem Stoff mit Zieraten aus Metall und Steinen bereiten lassen. Als alles fertig dastand, gab er der Stadt ein Fest. Nicht die Armen und nicht die Mißgünstigen schloß er aus, sondern nahm alle in sein Haus auf zum Mahle, denn er wollte, daß sein stolzer Gottesdienst ein Freudenfeuer in allen Seelen entzünde.

Es währte schon drei Tage, daß sein Haus sich zu jeder Stunde aufs neue mit Menschen füllte, die sich an die langen Tische setzten und aßen und tranken, und seine Diener hatten all die Nächte sich des Schlafes erwehren müssen. Unter ihnen war einer, ein schlichter und redlicher Mann, der Psalmensager zubenannt, weil die heiligen Gesänge nicht aus seinem Munde wichen; er gesellte sie aller Arbeit, die er tat, und sagte sie auf eine schöne und seltsame Weise, nicht wie ein Buch der Schrift, sondern wie die Klage eines Menschen, der leidet und Gottes Ohr an seinem Munde fühlt. Der Reiche kam oft leise herbei und hörte ihm zu, und sein Herz sang mit dem Singenden. Es war ihm, als töne in dem Lied des Mannes die Stille, die ihn selber so selten heimsuchte, und wie um ihr zu gehorchen, ehrte er ihn und hielt ihn niemals zu harter Arbeit. In den Tagen des Festes aber hatte der Psalmensager gleich den andern Knechten unablässig bei Tische aufwarten und den Gästen dienen müssen. Doch hatte ihn der Hausvater den Besuchern zugeteilt, die er vor allen wert hielt und in seiner eigenen Stube bewirtete. Da begab es sich am Abend des dritten Tages, daß die Gäste das Handwasser zum Segen der Waschung vor der Mahlzeit begehrten; sie riefen den Diener, aber es wies sich, daß er nirgends zu finden war. Da ging der Herr selbst im Hause umher, ihn zu suchen, und fand ihn nach einer Weile in einer der Bodenkammern in seinen Kleidern auf einem Bette schlummernd. Er rief ihn an, aber der andere war tief im Schlaf befangen und gab nicht Rede noch Antwort. Da stieg dem Herrn der Grimm auf, er riß den Liegenden an den Schultern hoch und schrie ihm zu: „Geh zum schwarzen Jahr, du Psalmensager!" Der Diener sah dem reichen Mann mit strengen Augen ins

Gesicht: Dann sprach er: „Herr, Ihr wähnet schlecht, wenn Ihr glaubet, es sei da keiner, dem armen Psalmensager sein Recht zu schaffen.“ Der Herr aber achtete seiner Worte nicht und begab sich wieder zu seinen Gästen.

Als er ein geringes später vom Saal auf den Flur des Hauses ging, um etwa Neuangekommene zu begrüßen, trat eben ein fremder Mann zum Tor herein, nach der Art eines Dieners im Gewande, der sprach ihn an und sagte: „Herr, mein Gebieter hat ein Ding mit Euch zu bereden, das ist von Wichtigkeit und mag keinen Aufschub leiden. Darum bittet er Euch, da ihn einiges abhält zu Euch zu kommen, Ihr möget die kleine Mühe nicht scheuen, in den Wagen zu steigen, der vor Eurer Tür steht. Der Weg ist kurz und die Pferde schnell, Eurer Zeit wird geringe Einbuße geschehen.“

Der reiche Mann wunderte sich ob des fremden Dieners und ob der sonderbaren Sache, aber etwas lähmte sein Bedenken, verbot ihm die Frage und drängte ihn vorwärts. Im leichten Hausgewand stieg er in den Wagen, und das Gefährt bewegte sich eilends von hinnen. Der Mond schob sich gelb und wächsern den Himmel herauf, groß und noch nie erlebt. Nach einer Weile, die dem Mann nicht kurz noch lang schien, bemerkte er, daß der Hufschlag der Pferde verstummt war und der Wagen dennoch weiterraste. Es war kein Weg mehr, und rechts und links war nimmer, keine Luft um ihn, und nichts, dessen sein Erkennen sich hätte bemächtigen dürfen. In ihm war alles in ein Staunen gelöst, ohne Erwartung oder Angst. Er fühlte, er hatte den Schritt hinüber getan, und was gegolten hatte, galt nun nicht mehr.

Da hielt der Wagen an. Er folgte einem Zwang, der so unfaßbar als bestimmt war, und stieg aus. Im selben Augenblick gewahrte er, hinter sich blickend, daß der Wagen, dessen Tritt sein Fuß noch vor einer Sekunde berührt hatte, verschwunden war. Er stand in einem hochstämmigen Wald, dessen Bäume wie ragende Säulen aufschossen, schlank und glatt; die Kronen aber sah er nicht, weil sie zu hoch sich wölben mochten und weil ein milchweißer Nebel zwischen den Stämmen war, der ihm die Sicht benahm. Unter seinen Füßen war klirrender Frost.

Ihn fror mit schneidendem Schmerz an allen Gliedern. Das zwang ihn vorwärts, schwieg auch sonst sein Wille und all sein Wesen. Er ging und ging und es schien ihm, als ob in dem milchigen Dunst, der statt einer Luft war, Gesichter auftauchten, ein Wallen und Bewegen von Gestalten, nicht dichter als dieser Nebel selbst und völlig in ihn verschmolzen. Er wanderte durch all dies hindurch, und sein Gehen war ohne Maß und Vergleich wie vordem seine Fahrt, bis vor ihm in der Weite ein Licht aufstand, das, den Dunst durchstrahlend, ihn nach einem Ziele lockte. Dieses wies sich als ein Haus, verschleiert vom Nebel, und die Lichtquelle war die Tür, die offen stand und jene klare Helle ausströmen ließ.

Er ging heran, und da er auf der Schwelle stand, klärte sich der Nebel zu einer kristallenen Luft, die unbeweglich stand. Er trat in eine Stube, deren Decke aus starken Balken war und ganz altersbraun, aber Wand und Boden waren frisch und strahlend weiß. Die Stube war von einer süßheimlichen Wärme erfüllt. Sieben hohe Lichter brannten festlich in einem Ständer auf dem mächtigen Tisch und flammten starken Duft aus ihrer Leuchte. An den Wänden standen Stühle mit aufstrebenden Lehnen, alte dunkle Stühle, aber umfangend und gebieterisch fast wie Throne. Sonst gewahrte der Eingetretene nichts, als einen ungeheuren, grünen schimmernden Ofen, der eine Ecke des Raumes füllte. Bang und wie traumbefangen trat er näher, wagte nicht Tisch noch Stuhl zu berühren, sondern barg sich hinter dem Ofen, zu warten, wer allda käme. Da saß er, und die gläserne Luft sang seltsam in seinen Ohren.

Alsdann traten Drei in die Stube, je einer in kurzer Frist nach dem andern, und waren uralte Männer, gebeugt und dennoch so hoch, daß ihr Haupt an die Balken der Decke zu rühren schien. Haar und Bart wallten eisgrau und es war, als habe die Zeit sich in ihren Wellen verflochten. Hinter dem Schatten der weißen Wimpern barg das Auge Sonne und Blitz. Das Gewand der Drei war schlicht, Leinen und Fell. Sie grüßten einander mit großem sanftem Grüßen mit der Erzväter Namen und ließen sich in die Stühle nieder und ruhten stumm wie nach langer Wanderung. Indes sie saßen, trat ein Vierter ein, der war

nicht so alt und nicht so groß, doch mit des Herrschers Gewand und Gebärden angetan. Er neigte sich, wie ein Enkel sich ehrfürchtig dem Ahnen neigt, und sie grüßten ihn mit Davids, des Königs, Namen. Und er erhob seine Stimme, und es war, als ob die Luft vor ihrem Grimm erbebte, und die Lichter schienen einen Augenblick lang zu versprühen, als er sagte: „Einen Rechtsstreit, o Väter, habe ich wider den Mann, der hinter dem Ofen sitzt!" Dem Verborgenen rissen die Worte die Brust auf, als dränge ein Schwert in sie, und seines eigenen Herzens Schläge empörten sich wider ihn; über ihm stand nichts mehr als das Grauen. Die Väter aber hoben die Häupter zu lauschen. Da, so fühlte der Mann, tat sich zwischen Geschehen und Geschehen ein Abgrund auf, und ein ungeheures Rad stand irgendwo stille.

Der König sprach: „Der sich hier verborgen hält, hat der Unbill eines Atemzuges wegen mit der Verwünschung seines Mundes über einen wehrlosen Knecht die letzten Greuel geschleudert. Und dieweil der Knecht mein Diener war vor allen und auf seinem Munde mein Lied nicht erstarb, bin ich aufgestanden zu seiner Hut und heische hier sein Recht, und daß, der es beugte, des Todes sei um seines Frevels willen."

Dem Reichen in seinem Versteck war, als ob sein Blutkreis allbereits stocke über dem Königswort: und größer als alle erdgeborene Angst war seine Angst und Not. Er hob das Auge, daß es ihm den letzten Blick gönne. Da sah er jenseits des Tisches einen Mann stehen und erkannte ihn als einen, dem er im Leben zuweilen von ferne begegnet war und den sie den Wundertäter und den Meister des Namens genannt hatten. Der Mann aber stand dem König aufs Haar gegenüber und trug das Haupt hoch und in seinen Augen war ein Blitzen wie von blauem Stahl. Er fing des Königs letztes Wort auf, da es noch die Luft schnitt, und erhob seine Stimme wider ihn und sprach, indes die Väter mit stummem Haupteswenden groß und vertraut zu ihm hinüberschauten: „Bruder David, kommst von den Himmeln, und ist mir doch, als säßest du noch auf deinem Throne zu Jerusalem! Willst ein Böses mit Böserem tilgen, willst ein geringes Weh mit unleidlichem

Weh stillen, willst ohnmächtige Rache reinigen mit zündender Rache?" Da antwortete ihm der König, und sein Wort flog wie ein Felsblock, geschnellt von Gipfel zu Gipfel: „Du spotte mir nicht, Bruder! Ich bin nicht um Rache gierig, es ist um Strafe und Gerechtigkeit! Oder ist dies deine Meinung, daß der getreue Knecht getreten werde und sein Peiniger stolz und straflos verharre?"

Aber die Stimme des Baalschem stand auf und war gewachsen im Schweigen wie eines Erzengels Stimme, die die Ewigkeit geschmiedet hat im Funkeln der Elemente. Und er sprach also: „Bruder und König, siehe, es ist ein Fremdling bei mir zu Gast, und hat des jungen Hirten weiß-rotes Angesicht und blanke Augen, und lasten gleichwohl Binde und Reif auf seiner Stirn, die ohne Schatten ist — —

König, eines Königs Seele ist mit mir. Sie kam zu mir, als ich durch des Weibes Leib dieses neue Mal zum Leben wiederkehrte. Und in Stunden der Nacht, wisse, redet sie, geschmiegt an meines Ohres Wurzel, und ist ganz scheu und ist mir ganz vertraut. Und redet aus Urtiefen, aus Schmerzensabgrund: ‚Ich bin bei ihm gestanden, als er zum Treuen sprach: ‚Geh hinab zu deinem Hause', und habe vernommen, als er am andern Tag zu ihm sprach: ‚Warum bist du nicht gangen zu deinem Hause?' und war mit ihm am Tag, der nach diesem kam, da er den Brief schrieb: ‚Stellet ihn vor den Streit, da er am härtesten ist, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe!' Zu dieser Stunde habe ich mich von ihm gehoben mit Blut und Schmerzen, und bin wund von der Stunde an!'"

Da hob David die Stirn unter dem Reif, und Stirn und Krone glänzten, und er sprach, und ein tiefer Strom lief unter seiner Stimme hin: „Ich bin in des Ungeheuers Rachen zutiefst getaucht und bin ans Licht gestiegen, und meines Mantels Saum war schwarz und klebte von geronnenem Blut, und ich habe mein Lied mit mir heraufgetragen. Denn mein Lied ist mir geboren aus Sünde und Befleckung, und weckte mir eine neue Seele, und ist aufgestiegen, und war Friede zwischen dem Herrn und mir."

Nach diesen Worten des Königs geschah es, daß das Antlitz des Baalschem sich wandelte. Heimlichkeiten und

Klarheiten glitten darüber und es war zu schauen, wie wenn das Firmament seine Landschaft mählich entschleiert und hinter den Wolken öffnet sich der leuchtende Plan. Alsdann redete der Baalschem, und auch seine Stimme war gewandelt: „Dein Lied ist die diamantene Brücke, die hinaufführt aus dem Kessel der Verworfenheit an Gottes Herz. Und wenn es im Ohr des Sündigsten erklingt, ist es eine goldene Kette und bindet ihn an Gottes Hand. Und wenn es in einer Nacht aus der Brust des Unholds aufstöhnt, ist es ein Engel und trägt ihn über die Sphären und bettet ihn in Gottes Schoß. Als dein Lied mich an der Hand nahm, vergaß ich die Gerechtigkeit, und als es mir zulächelte, entschwand mir aller Gegensatz."

Da beugte der König sein Haupt vor dem Meister, und aus dem Zeitlosen rauschte eine große Bewegung empor, wie wenn ein Geheimnis sich erfüllt und untergeht.

Dem Mann hinter dem Ofen fuhr ein weißer Strahl über die Augen. Er stand in seinem Haus und hielt die Klinke seiner Stubentür. Da waren die Gäste und wuschen ihre Hände vor der Abendmahlzeit.

FRANZ KAFKA: *EIN BRUDERMORD*

Es ist erwiesen, daß der Mord auf folgende Weise erfolgte:

Schmar, der Mörder, stellte sich gegen neun Uhr abends in der mondklaren Nacht an jener Straßenecke auf, wo Wese, das Opfer, aus der Gasse, in welcher sein Bureau lag, in jene Gasse einbiegen mußte, in der er wohnte.

Kalte, jeden durchschauernde Nachtluft. Aber Schmar hatte nur ein dünnes blaues Kleid angezogen; das Röckchen war überdies aufgeknöpft. Er fühlte keine Kälte; auch war er immerfort in Bewegung. Seine Mordwaffe, halb Bajonett, halb Küchenmesser, hielt er ganz bloßgelegt immer fest im Griff. Betrachtete das Messer gegen das Mondlicht; die Schneide blitzte auf; nicht genug für Schmar; er hieb mit ihr gegen die Backsteine des Pflasters, daß es Funken gab; bereute es vielleicht; und um den Schaden gut zu machen, strich er mit ihr violinbogenartig über seine Stiefelsohle, während er, auf einem Bein stehend, vorgebeugt, gleichzeitig dem Klang des Messers an seinem Stiefel, gleichzeitig in die schicksalsvolle Seitengasse lauschte.

Warum duldete das alles der Private Pallas, der in der Nähe aus seinem Fenster im zweiten Stockwerk alles beobachtete? Ergründe die Menschennatur! Mit hochgeschlagenem Kragen, den Schlafrock um den weiten Leib gegürtet, kopfschüttelnd, blickte er hinab.

Und fünf Häuser weiter, ihm schräg gegenüber, sah Frau Wese, den Fuchspelz über ihrem Nachthemd, nach ihrem Manne aus, der heute ungewöhnlich lange zögerte.

Endlich ertönt die Türglocke vor Wesens Bureau, zu

laut für eine Türglocke, über die Stadt hin, zum Himmel auf, und Wese, der fleißige Nachtarbeiter, tritt dort, in dieser Gasse noch unsichtbar, nur durch das Glockenzeichen angekündigt, aus dem Haus; gleich zählt das Pflaster seine ruhigen Schritte.

Pallas beugt sich weit hervor; er darf nichts versäumen. Frau Wese schließt, beruhigt durch die Glocke, klirrend ihr Fenster. Schmar aber kniet nieder; da er augenblicklich keine anderen Blößen hat, drückt er nur Gesicht und Hände gegen die Steine; wo alles friert, glüht Schmar.

Gerade an der Grenze, welche die Gassen scheidet, bleibt Wese stehen, nur mit dem Stock stützt er sich in die jenseitige Gasse. Eine Laune. Der Nachthimmel hat ihn angelockt, das Dunkelblaue und das Goldene. Unwissend blickt er es an, unwissend streicht er das Haar unter dem gelüpften Hut; nichts rückt dort oben zusammen, um ihm die allernächste Zukunft anzuzeigen; alles bleibt an seinem unsinnigen, unerforschlichen Platz. An und für sich sehr vernünftig, daß Wese weitergeht, aber er geht ins Messer des Schmar.

„Wese!" schreit Schmar, auf den Fußspitzen stehend, den Arm aufgereckt, das Messer scharf gesenkt, „Wese! Vergebens wartet Julia!" Und rechts in den Hals und links in den Hals und drittens tief in den Bauch sticht Schmar. Wasserratten, aufgeschlitzt, geben einen ähnlichen Laut von sich wie Wese.

„Getan", sagt Schmar und wirft das Messer, den überflüssigen blutigen Ballast, gegen die nächste Hausfront. „Seligkeit des Mordes! Erleichterung, Beflügelung durch das Fließen des fremden Blutes! Wese, alter Nachtschatten, Freund, Bierbankgenosse, versickerst im dunklen Straßengrund. Warum bist du nicht einfach eine mit Blut gefüllte Blase, daß ich mich auf dich setzte und du verschwändest ganz und gar. Nicht alles wird erfüllt, nicht alle Blütenträume reiften, dein schwerer Rest liegt hier, schon unzugänglich jedem Tritt. Was soll die stumme Frage, die du damit stellst?"

Pallas, alles Gift durcheinander würgend in seinem Leib, steht in seiner zweiflügelig aufspringenden Haustür. „Schmar! Schmar! Alles bemerkt, nichts übersehen."

Pallas und Schmar prüfen einander. Pallas befriedigt's, Schmar kommt zu keinem Ende.

Frau Wese mit einer Volksmenge zu ihren beiden Seiten eilt mit vor Schrecken ganz gealtertem Gesicht herbei. Der Pelz öffnet sich, sie stürzt über Wese, der nachthemdbekleidete Körper gehört ihm, der über dem Ehepaar sich wie der Rasen eines Grabes schließende Pelz gehört der Menge.

Schmar, mit Mühe die letzte Übelkeit verbeißend, den Mund an die Schulter des Schutzmannes gedrückt, der leichtfüßig ihn davonführt.

PAUL ADLER: *ELOHIM*

Wo die Ölbäume in der Sonne stehn, saß Einer im Mantel auf dem kühlen Brunnenrand und sagte zu dem Bewässerer, der ihn hier noch niemals gesehn hatte: „Laß die Qual." Der Mann sah ihn an; der Fremde sprach es noch stärker, wie in einem eindringlichen Befehl: „Komm mit mir, laß die Qual." — „Ich will es nur meinem Weibe sagen und denen im Dorfe, damit sie mich nicht suchen. Denn auf morgen sind wir alle gegeneinander verpflichtet." Da merkte er, wie jener es nun nicht noch öfter zu sagen wünschte: „Laß auch die und diese Qual."

Er folgte ihm hinter die Mauern, hier sah sie keiner. Da begegnete ihm ein Zweiter, der fragte und wies auf ihn kurz mit dem Finger: „Wen bringst du uns da, Asrael, weh." Der erste sah ihm in die Augen: „Einen Gärtner unter ihnen, Samuel, weh." Den er Samuel genannt hatte, der winkte ihm darauf und spöttelte mit den Brauen: „Der wird seine Wasser entbehren und den weißen Strahl, dort wo tags der Fettstrauch sprießt." Der mit Asrael Angeredete entgegnete darauf mit gesenktem Kopfe nur: „Weh."

Danach gingen sie auf einer staubigen Straße, da kamen sie an einen Ort, von dem vier Ströme ausgingen. In dem Wasser des einen lag ein Kahn; die andern waren von gelöstem Salz, von Erdharz, von Öl. Nur der eine rauschte; die drei rauchten und waren stumm und erfüllten die Luft mit Schwefelhauch. Sie waren bitter, ohne Fische. Der Asrael Geheißene übersetzte jetzt seinen Fährgast in dem Nachen, daß die Wellen erklangen. Es schlug über ihnen in der Luft wie mit Flügeln. Der im Boote merkte nun zum

erstenmal an der Blähung in seinen Ärmeln, daß er ohne Oberkleid war. Da, als sie nahe genug am Ufer fuhren, sah er eine Wache, von der nur die Augen aus dem Gezweig glänzten. Der Asrael Angerufene warf das lange Ruder hinüber und landete alsbald.

Drüben, hinter den schaumigen gelben Rohren, zogen jedoch immer mehrere, eingehüllt in schönfarbige Tücher, an ihnen vorüber. Alle begrüßten einander mit Jecheski-El, Jo-El, Penu-El und lächelten heiter trotz ihrer zu einem kraftvollen Ernst zusammengezogenen Stirnen. Einige fragten den Führer wiederum wie an dem jenseitigen Ufer: „Wen bringest du hier, weh.“ Und der Führer erwiderte diesmal fast scherzend: „Einen unter jenen, weh.“ Nun blickten sie auch dem irdischen Mann freundlich in sein Gesicht und sagten dabei schnell im Vorbeieilen: „Es soll dir gelingen.“

Nun aber nahte ihm Einer von Riesenmaße; aus dessen Haupt wuchsen mächtige Stierhörner und auf seinen Schultern reiche Schwingen. Ein andrer hinter diesem trug in scharfen Adlerkrallen ein Gefäß mit aufgehobenem Deckel und darin schlummernd die Frucht des Granatbaumes, die das Leben gibt. Den Baum selbst sahn sie ganz nahe in seinem Garten stehn, vor seinen roten Kugeln hielten die neun hochgewachsenen Pfleger die Hand hoch. Rings an den vier Mauern standen die vier schrecklichen Wächter, ein besonderes Geschlecht mit vier beweglichen Mühlflügelarmen und mit harten Stierhufen.

Allein Einer in einem weißen Linnen glitt danach an Asrael heran. Er trug in seiner Rechten ein Horn, das ein dunkles Kreisstück aus dem Himmel schnitt, und er rief laut: „Imanuel! Imanuel! Wagen voll Sämännern und Wagen voll Saaten.“ Darauf sah man zahllose Räder voll grüner Spitzen von allen Hängen rollen.

Ein ihn noch Überglänzender blickte aus lodernden Augen unter einem Helme nach allen vier Seiten aus. Seine Stimme klang wie eine bronzene Posaune, und er rief wimmelnde Behelmte hervor mit seinen Worten:

„Löcher! Höhlen! Finstere Höhlen der Erde und ihrer Adern und Steine!“

Der diesen weit übereilte, kam auf einer windschnellen

Kugel, und sein Ruf war schon zugleich an seinem Ausgang wie seinem Aufgang, und er sagte:

„Lichter! Lichter! Blitze der Schwerter und Lampen der Werkmeister in den Städten!“

Hinter allen jedoch kam die Straße herab ein warmer Schein, der hüllte sämtliches in einen sich umarmenden Dunst voller Farben. Aus ihm kam wie aus einem Dornbusch eine Stimme ohne jeden Träger:

„Abend! Abend! Heiterstes im Abend und Segen am Tage und auch noch der Morgen!“

Jetzt aber standen sie ermüdet an einem Bach. Der sprudelte aus dem Boden wie eine Kugel von Zinn, und er nahm allen Staub von ihren Füßen, als sie sich nur dagegen hielten ... Und nun ferne erblickten sie eine Mauer, die, unendlich, ein ganzes Land einschloß. Inmitten noch waren Burgen und Gärten, ein Gespann geflügelter Rosse befuhr die Mauer in ihrer Höhe, und eine Stimme fragte hinunter in ihren Raum: „Welches Volk mag dies wohl sein, dessen Früchte des Bodens mit Mauern umgürtet sind, und ihre Zinnen haben uns, weiß Gott, aus der Höhe gelockt?“ Ihm jubelte der Wächter:

„Elohim! Elohim! Götter von den Kuppeln und Jeruschalajim hier auf der Erde!“

Das Gespann senkte sich wie eine Taube, und der vorn von dem Roßschweif stieg, glich in seinem obern Dritteil einem Jüngling und unter der Brust einem Leoniden. Seine Knöchel waren wie die des Löwen zum Sprunge besehnt, sein Kleid war ein lebendes Silber, und der Wächter rief vor ihm aus: „Sterne! Sterne! Sternenfall nach den Terrassen und Sternenfall nach dem Flusse! Und hier überall dicht regnende Sterne!“

Darauf sagte der Götterbote: „Zerbrich den Schmelz, der über dem Kupfer deines Tores ist, und hebe ihn hoch. Was erblickst du an seinen Rändern?“ Der Wächter schrie ihm entgegen: „Euern Glanz, eure Milch, ihr himmlischen Opale! Gepriesen, die ihr uns so beglücket, ihr Heerscharen, ihr hellern Unzahlen von Brüdern!“ Darauf gebot der Herabgelassene: „Schütte deinen Wein aus deinem Becher auf den Boden aus und spende ihn El und sage mir, was erblickst du in ihm?“ Der Wächter schrie: „Sein Bild, Ra-

phael! Seine Hand, deinen erdachten seligen Leib schau ich darin! Deine Haare überwehn den feinen Duft eurer Wiesen zu uns Erdengöttern!"

Darauf fragte der Elohim den Wächter: „Willst du uns ein Gastmahl rüsten? So versammelt eure Beobachter! Und laß sie nicht ihren Ort noch die Stunde verkennen! Also nehmet auch hier diesen irdischen Mann mit euch, der bei mir steht, denn er wird uns von Nutzen sein."

Hierauf drängten sich die Elohim an die Fremden heran, in Kreisen, so wie sich die Planeten am Himmel stellen. Und auf der Höhe der Mauer lag eine steinerne Bucht, auch eine Regenmulde war dort und Stühle aus hellerm Gestein für die Beobachter. Auf diese setzten sie sich zum Rate nieder: zehen flügellose Elohim, die auf den Boten schauten, und neben ihnen der irdische Mann, dem nicht Trank noch Speise gereicht war. Als die Götter aber alle untereinander sich gelabt hatten, da fragte der mit Raphael Angeredete seinen Nächsten:

„Habet ihr nichts vernommen, Beli-El? Nichts von dem Neuen, das eure Ohren erfüllt hätte, oder so, daß euch dazu irgendeine Sorge entstand für eure Stadt, die doch so gut aufgemauerte? Wir fragen indessen nur, weil wir Rat wissen."

Darauf rückten die Späher alle auf ihren Stühlen, sehen riesenhafte Elohim, die sich mitsammen mit Blicken und Achseln befragten. Und der irdische Mann stand nur wie ein verhandeltes Rind unter ihnen, so wie vor seinen Täuschern ein Farren steht, der noch kein Joch auf sich getragen hat. Und erst wenn die Sorge in seinem Herzen am höchsten ist, dann naht ihm sein Ersteher mit ruhigen Händen wie mit einem fetten Grasbüschel. Denn die Elohim entgegneten jetzt dem Herabgefahrnen: „Wir haben freilich vor dieser Mauer ein irdisches Rollen vernommen, gleich einem heranfahrenden Kriegsheer, und ein Getümmel wie von einem lärmenden Libanon, der in der Ferne hüpft. Auch hüpfte bei uns das Wasser hier in der Zisterne, als ob ein Zittern aus dem untern Scheol heraufdränge. Und es geschah, daß der eine Mann unter uns zu der Nacht sich erhob und seinen Nachbar erblickte, wie er die Keller seines Hauses prüfte. Und auch diese Mauern um unser Land

bogen sich wie die Baumruten. Dem Ähnliches haben wir niemals vernommen, und ist auch nicht gewesen, seitdem die Flut beruhigt ist; also daß uns vor der Rückkehr des Abgrundes bangt. Denn entgegen uns, den Elohim, kommt es hier herauf, entgegen dem Wirbel und unserm Schwunge, durch den wir auf die Erde versetzt wurden."

Darauf erwiderte der Herabgefahrne:

„Ich freilich will es dir sagen, und du merke auf die Wahrheit, welche die Himmel verkünden.

„Es ist aber, daß Gott sich ein Volk erkoren hat: den Israel sich zu eigen, auf daß er ihm ähnlich sei. Darum hüpfen die Berge auf der Erde gleich Schafen; die erst noch Ebnen waren, wie hochgemute Lämmer! Sie sprechen: Weil El sich einen Sohn aus Ägypten erlöst hat, Gott seinen Geliebten von den Enden der Erde!

„Darum vernahmet ihr hier, wie sich ferne die Ecken dieses Lehms gegeneinanderbogen gleich einem ungesäuerten Teige, den der Herr an seinem einen Ende erfaßt hat, um ihn in den Backofen zu schieben. Und so wie in seiner Mitte die harten Blasen aufspringen, also springen jetzt hier die marmornen Tore und Mauern auf, die euch inmitten dieser Scheibe bereitet sind."

Es lachte aber eine Stimme aus einem Mauerloch, das bei den Elohim war, und sprach: „Wieso?" Ihr begegnete Raphael:

„Sogleich will ich dir deine Zähne abstumpfen, du Ohne-El! Ihr Götter aber vernehmt den Zeugen!" Und er wandte sich an den irdischen Mann mit dem Geheiß:

„Gib Zeugnis, denn du bist einer aus jenen Gesegneten."

Und es erhob der irdische Mann seine Stimme, zum erstenmal hier in der Ferne ihre Kraft und ihre Färbung erkennend, so wie man einen Freund erkennt, und er redete scheu, so wie ein Mensch vor Göttern zu reden vermag:

„Isch iwri anochi — ein ebräischer Mann bin ich — nicht möge mir mein Herr eine so große Last aufladen, daß ich hier vor diesen reden soll. Ich verrichtete aber vor der Mauer ein Werk der Aussaat, da geschah es, daß mein Weib Riwka mit meinem Bruder Pekach zu mir kamen und fragten: Willst du dich nicht mit auftun, um das Heer zu sehn, das Volk, das der Herr aus Mizraim gebracht hat?

Und es sind alles unsre Brüder mit unsern Schwestern, die heute zu uns gekommen sind, und alle ihre Herzen sind uns geneigt, und sie machen uns Geschenke. — Da senkte sich die Freude auch in mein Herz hinein, wie ein Saatkorn einsinkt, denn ich gedachte der Wahrsage meines Schwähers, des Midjaniten: daß El lebt, und daß er uns maßlos wie die Sterne am Himmel machen will. Auch vernahm ich zu diesem noch von Kriegstaten, von Roß und Wagen, die El geschlagen und mit dem Wüstensand bedeckt hat. Doch mein Sinn ist nicht der eines Kriegers. Und nun gefalle es meinem Herrn nicht länger, mich noch zu prüfen, sondern mich wieder zurückzuentlassen in mein Dorf. Denn einen schweren Weg ließ mich mein Herr gehn."

Und der Mann schwieg, doch ihm entgegnete Raphael: „Es ist gut, was du geredet hast."

Und da jener nach seinem Führer suchte, sprach er zu ihm: „Suche deinen Führer nicht länger, Israelite! Tritt hinter mich, daß ich dich decke! Vorerst aber wird Einem noch Beschämung zuteil."

Damit wandte er sein Auge gegen jenes Leck, aus dem die Frage getönt hatte, und er redete es an im Zorne: „Du Assel! Warum verbirgst du dich vor mir in deinem Spalt? Komm doch hervor und nenne mir deinen Namen, und wir wollen miteinander auslegen! Du sagst, daß diese Scheibe hier niemals bewegt werden kann. Weit gefehlt, sage mir vielmehr, wer sie erhält, daß sie nicht beständig in ihren Abgrund zusammenstürzt mit ihrer Kruste? Ist es, daß sie nur flattert wie eine Flugmaus, also magst du sie wohl endlich einmal hinabhaschen in deine Wohnung, die der Ewige — gelobt sei er — dir nun bald entleeren möge! Ist es aber, daß sie eine Hand zusammenhält — so wie die Weisheit des Baumeisters gar viele Ziegel beisammenhält — warum sprichst du dann, daß Gott seine Hand nicht auch wieder aufraffen kann mit allem, was darauf ist; mit den Bäumen und mit dem Okeanos darum und in ihrer Mitte mit den befestigten Städten? Sind nicht seine Finger um euch hart gespannt zum Fallstrick? Gleich dem Vogelsteller, also fängt er in seinem Netze einen lebenden Schwarm, und niemand ist, der ihn befragt. Ja also hat der Herr heute diese

Elohim auf seinen Teller gelegt wie Spätzlein, sie in seinen Mund zu bringen. Und ein Ende nimmt diese Verstoßung, und nicht bleibt ferner ein El einzeln, da Gott sich wieder zusammenzieht in die heilige Mehrzahl seines Schöpfernamens. Denn also hörtet ihr: Am Anfange schuf Elohim, und er schuf Himmel und Erde.

„Und die Erde — erfuhret ihr weiter — war wüst und öde, und der Abgrund jammerte vor Elohim. Und Elohim erbarmte sich der Erde, indem er das Oben vom Untern schied; und auch des Abgrundes erbarmte er sich, da er völlig leer war, und er gab ihm die Seele hin, den Menschen, dessen Herz in dem Abgrunde wohnt. Und Elohim sprach: Wir wollen einen Menschen machen nach unserm Bilde, und wir wollen uns in ihn versenken, um den Abgrund aufzufüllen. Allein die Fläche lag heiter da im Okeanos, wie mit ausgebreiteten Flügeln, als euer lichter Wohnsitz, ihr Genien, die ihr ihren vielen Kräutern und Tieren vorsteht; und Elohim senkte seine Leiter auf die Erde, darauf ihr niederstieget; denn bald verloret ihr, da ihr nur mehr auf Füßen glittet, zumeist eure Flügel. Und ihr ersahet die Töchter der Erde, daß sie schön waren, und ihr wohntet ihnen bei, denn ihr wart liebevoll, und ihr zeugtet mit ihnen alle Helden und alle die ruhmvollen Geschlechter, die vor der Flut waren. Und am Ende erbautet ihr euch aus Gesteinen hier diese Stadt, die in den Himmel schaut.

„Aber damals geschah es, daß Gott alle Seelen aus dem aufgelehnten Abgrund zog bis auf den Noah mit seinem Haus — jedoch gab ihnen El seinen gewaltigen Namen kund? Damals verschöntet ihr diese alte Feste, ihr laset viel gelbes Metall und Holz aus der Flut auf, und ihr machtet sie zu euerm ruhigen Ansitz. Und El spannte seinen Bogen über euch hin zum Schutze. Danach schwärmtet ihr von hier aus, Herrscher die einen und die andern emsig und gestachelt wie die Bienen; und was ihr an euerm Wege Süßes fandet an Blüten und Nektar, das soget ihr aus, und wer euch entgegen wollte, den stachet ihr. Und du erfaßtest die Freiheit schnell, ein verwildertes Volk, doch dem ist nicht länger so, darum daß man dich wieder in deinen Bienenkorb tut."

Und die Elohim saßen und zerrissen ihre Kleider, denn

Raphael hatte sie besänftigt wie mit Brennesseln. Das Volk unten vor der Mauer sammelte sich vor dem Erz seiner Stimme, Unruhe in der Brust. Und Raphael redete jetzt von der Mauer hinunter, laut, also daß es das Volk unten mit all seinem Schrecken vernahm:

„Nun auf, du Volk der Elohim, wende dich um auf deinem Wege, zerbrich deine Stadt und versammle dich neu in dem Ewigen! Denn deine Herrschaft über diesen Kot ist zu Ende, er ward dem Menschen übergeben. Denn Gott ist eifersüchtig, daß er sich die Lache erobere. Darum ist der Mensch zu euerm Gott geworden, ihr Elohim. Gottlos steht er da, über euch erhöht, und er setzet seinen Fuß auf den Nacken seiner Götter. Er wird euch vertreiben aus euerm Wohnsitz mit Angeln und mit Fußstricken und mit geflügelten Fallen und mit Rollen gleich heranrückenden Kriegswagen, und ihr müsset vor ihm weichen. So löset euch denn, ihr Götter, ziehet eure Straße, da El euch den Boten, seinen Sprecher, entgegensendet. Und nur die Sphäre hält euch gefangen, jener durchdringende Hauch, der zwischen Erde und Mond taumeln macht und von dem eure Haut durchtränkt ist. Du Beliel und du starker Melkart, und du, den sie Horus nennen, und du, von dem Japhet voll ist, Saturn, und du, Gott des Bernsteinlandes, gewaltiger Waßan! Kreuziget euch, hauet eure Säulen um und verbrennet sie, tuet fort von euch das verzweifelte Lächeln, Baalim und Astaroth! Denn nicht hier werden deine Kriege entschieden, Jerusalem! Eure Trägheit, sie gereicht dem Feinde zum Ergötzen, Elohim!

„Und höret noch auf das Wort, das von den Sternen herabfährt! Ihr umwalltet Jeruschalajim, doch vergaßet ihr den Sprung, der aus der Hölle klafft. Nun aber fesselt eure Mauern, und daß auf dieser Stelle Moriah stehe, knüpfet die Türme an die Himmelswohner! Und der Wagen belade sich mit den Steinen, mit dem Abbruch der irdischen Stadt, mit allem, was ihren Grund reinigt. Werfet die Seile um den Nacken des kräftigen Stieres, die Stricke um das gewundene Horn, daß der Widder der Nacht aufschreit. Und der Melkart stöhne unter der Last, er hadere mit dem Riesen, wenn sie die Stadt auf ihren Schultern ziehn. Aber der Leviathan trägt euch leicht oben auf seinem Fischrücken

durch das Himmelsmeer, bei der einsaitigen Harfe Klang." Und der Bote blickte nieder zu seinen Füßen. Da war keine Zustimmung noch eine zappelnde Hand in dem Netz seiner Worte gefangen, und kein Wellenring, so wie ihn die strömenden Fischlein rings um den guten Fischzug hervorbringen. Doch ihm begegnete ein greiser El mit der Klage:

„So ist es denn Fügung, daß sich diese Stadt einem drohenden Gestirn ergeben muß, und ihr Lager liegt tot da unter dem Monde: er sucht vergeblich seine weiße Gespielin. Ihre vielen Hügel sind verlassen, nicht mehr von ihren breiten Mauern gekettet; ganz schwarz liegen die Felder vor dem Blicke des Fremden; mit versengtem Gras sind sie nackt unter der Sonne, sie, die ein kühles Kissen waren. Warum legt ihr eure Leitern nicht mehr an Jerusalem an, ihr Sternengeister, warum eilt ihr nicht mehr hinunter in ihr geöffnetes Fenster? Gereuet euch ihrer Umarmungen und aller Gelübde? Sie jedoch ist bei euch verblieben! Und gilt euch für nichts mehr das Opfer ihres Gehorsams? Die Wächter auf diesen Zinnen haben ihre Ergebenheiten niemals unterbrochen! Wie, oder vergaßest du gar selbst, o Götterbote, den Traum an dieser Mauer, den Traum des Jakob, als du auf- und niederstiegst in der Nacht mit so vielen Gefährten, und über euch auf der obersten Sprosse der Leiter stand Gott selbst, und er sprach zu jenem Schläfer: Ich bin der Gott deiner Ältern, die hier an dieser Stätte wohnen; du sollst dich von ihr verbreiten nach dem Aufgange und nach dem Untergange und nach der Mitternacht, sowie nach dem Mittag. Und alle Orte dieser Erde sollen von diesem aus gesegnet sein! Und Jakob sprach vor euch allen, das ist vor allen den Gestirnen der Ausdehnung, unter denen sein eigner Liebling Josef war: Dieser Ort ist schrecklich, er öffnet das Himmelstor! — Und nun, Raphael, rede, soll denn nach deinem Worte mein Ort wirklich zur Dürre werden als ein ungekrönter unter den Orten; als ein Berg, auf dem die Schafe weiden, oder gar als eine Wüste, über die der Speer des räuberischen El-Feindes geschwungen ist? Ist denn kein Trost in den Gestirnen mehr, kein Stern für die einfachen Hirten, die von alters in diesem Lande umherziehn? Oder habet ihr selbst, Himmlische, künftig die Sitten meiner Stätte verworfen?"

Also klagte noch lange Zeit der Gott des heiligen aber verlassenen Landes; allein zu ihm winkte bereits goldenes Schweigen der Himmelsbote mit seinem Stabe und mit den Worten:

„Wahrheit sage ich, doch es ist euch kein Kleines, von eurer Wurzel zu scheiden. Aber nicht sei euer Herz von Leid erfüllt, ihr Götter, wenn ihr die himmlische Feste gründet, die unbezwingliche; nicht blicket zurück nach euerm alten Orte, denn dem Israel ward er zum Lehen gegeben, auf daß er Gott hier zinse. An seiner Stelle wird sich der Tempel erheben, und Gott wird ihn seinem Gesalbten schenken, dem Psalmisten, und dem Prediger nach ihm und danach den frommen Sanhedrin, bis der Grund auf immer bersten wird. Und lasset denen, die danach sind, die Sorge darum. Jedoch um den Sprung in euerm eigenen Jerusalem seid nicht bekümmert, um jenen Krebs, den euch die Assel gestochen hat. Sondern nehmet ihn mit vor Gott, um ihn vor ihm zu weisen!

„Und haltet euch bereit auf die folgende Nacht! Ein jeder stehe vor seinem Hause, mit dem Abbild des Hauses auf seiner Stirn, und die Linke mit dem Riemen auf die Brust gelegt. Denn wir im Himmel werden uns versammeln, eine zahllose Gemeinde, und wir werden unsre Finger spreizen, je zwei gegen drei, und die Priester, die unter euch sind, sollen in die Wolken lauschen und den Spruch wiederholen:

„Es segne dich der Herr und behüte dich!

„Es lasse dir der Herr sein Antlitz leuchten und sei dir gnädig!

„Es wende dir der Herr sein Antlitz zu und gebe dir seinen Frieden!

„Und die Knechte Gottes sollen an die starken Türme die Hände anlegen in einer großen Zahl und sie mit Balken und Steinen in ihrem Innern anfüllen. Und dazu blaset das große Horn, auf daß sich die Quadern lösen und der Grund schmilzt und ausbricht wie ein geschwüriger Zahn aus dem Rachen, der nach ihm heraufleckt. Und an seiner Stätte ruhe ein Meer, salzig, bis das Volk vorgedrungen ist, das Heer, das Gott aus der Knechtschaft erlöst hat!"

Und der irdische Mann, der solches hörte, hinter Raphael

stehend, wurde beklommen, und es erregte sich sein Herz, und er sprach: „Was hat über mich mein Herr beschlossen? Da ich doch nicht einmal die Staubwolke zu überleben vermag, die aus solcher Verwüstung aufsteigt!“ Doch der Herabgefahrne stärkte ihn mit den Worten: „Fürchte nichts, deine Augen werden solches nicht sehn.“

Und Raphael nahm ihn mit sich auf seinen Flügelwagen, auf den leichten, der wie ein Sturm auf den Wolken fährt. Und als er neben ihm auf dem Schweife des Rosses stand, da weinte der Mann nur und vermochte nicht, um sich zu blicken. Und der Wagen nahte einem Strome, der schimmerte nah wie ein unendlicher Edelsteinhaufen, so wie die Zinnen der Elohim gestrahlt hatten, und die Straße führte neben dem Strom hin, also daß das Auge bangte, da hineinzusehn. Und Raphael beugte an dem Strome sein Knie und sprach, während der Wagen weiterfuhr: „O Trost der Straße, unendliche Täuschung! Strom, dessen Wellen auseinanderklaffen, daß Els Hand Raum zwischen ihnen hat und sein Geliebter hindurchschreitet trockenen Fußes! O Ding gleich jedem Dinge, Ding aus Unendlichkeiten! Und Körper des Menschen, aus Auge, Ohr und trägem Leib geschaffen, Körper, Meer, in dem alles Lebendige schwimmt, und du Sternennacht, Meer der Meere, vor der selbst dem Elohim bangt. Und Straße, dennoch gesichert an dem unendlichen Auseinanderstreben!“

Allein der irdische Mann hing nur noch gelähmt über den Wagenrand.

Und Raphael stand wieder aufgerissen in der Höhe. Seine Arme schossen wie Schlangen, und wie die Straße über den Strom setzte, sang er nach rechts und links überall hin mit den Gestirnseelen. Es ertönten aber Klänge, die den hebräischen Mann aufhorchen ließen, Klänge gleich der geschnittenen Rohrflöte und ihm befreundet hier in der unendlichen Wirrsal. Und er gehorchte gierig der Freude, so wie ein Schaf, dem der Hirte, bevor er es schlachtet, die Wolle durchfährt. Und es traten viel verwelkte Blüten vor seine Gärtnerseele und sein Weib Riwka mit seinem Bruder Pekach, wie sie ihn das Heer zu schauen einluden. Aber sein Zorn sammelte sich gegen El und gegen seinen Begleiter wie eine Regenwolke. Und er redete in dem Wagen:

„Was ist es, das mein Ohr aufjubeln läßt und mein Herz bitter macht?“ Und Raphael sprach: „Es sind die Pfeifen. Hier ist das Meer der Klänge, die Gott näher als unten die Bilder stehn. Siehe, sie sind nach einem festen Maß angeordnet, und die Zahl ist ihre Seele. Und es ist wenig Körper an ihnen, kein Hier und Da, das dem Nichts angehört, und auch kein Ich, das sie von Elohim weit entfernt hält. Sie sind Götter, und sie erweisen sich dir auch noch dadurch, daß du sie nicht zu sehn, nur zu hören vermagst. Allein du kannst sie auch nicht greifen, vielmehr nur von ihnen ergriffen werden. Als Seelen suchen sie dich, traurig nur darum, weil sie von dir verschieden sind. Und das, was ein Knäblein neben einem gerüsteten Mann ist und wieder ein einzelner Gerüsteter neben dem Heere des Herzogs von Assur — und so wie das Recht in deinem Dorf beschaffen ist, wodurch alle Dinge daselbst sich immer in Ordnung befinden — also sind hier diese gereihten Pfeifen neben euern Pfeiflein. Und nur die Weisheit übertrifft sie noch an Seele.“

Und der irdische Mann hob die Lippe, überwältigt, und sprach: „So schlage sie El mit der Pest! Denn sie quälen mich, anders als Seelen tun!“

Und der Bote an die Elohim ward stumm, weise, des Abgrunds gedenk, an den Gott den Menschen gefesselt hatte. Danach fuhren sie durch das unendliche Rauschen wie durch einen Blätterwald. Und der Heraufgefahrne sprach: „Steh auf, denn ich muß hier aus meinem Wagen steigen, weil nun Gott nahe ist.“ Darum stiegen sie jetzt von dem Schweif des Rosses, und sie gingen durch eine ausgedehnte sandige Wüste wie durch einen leeren Raum. Denn die Zeit wurde zu einem eingeschrumpften Alten, zu der Vergangenheit, die an ihrem Wege übrig blieb. Und der Mann verstummte, und auch der Elohim schwieg, hier in nichts mehr vom Irdischen unterschieden. Doch im Weiterwandern schwand auch der Sand des Weges dahin, wie zwischen Knochenfingern. Da klammerte sich der Elohim an den Israel, und er rief hastig: „Wirf deine Schuhe von dir ab! Dein Fuß kehre nackt ins Leere!“ Und der Mann war ihm gehorsam.

Da ergriff ihn Asrael und warf ihn empor; sein Fuß

erklang, und er stand auf der Spitze eines furchtbaren Vulkans, in einem Steinfelde, an einem sich aufhellenden Ort. Der Mitgefahrne aber war verschwunden.

Und Asrael stieß den jüdischen Mann heftig vor den Thron, vor Gottes Herrlichkeit, in der die Elohim enthalten sind — die Erde aber ist zu den Füßen des Thrones als Schemel befestigt. Gott selbst ist unsichtbar und unhörbar und ergreift auch nicht, allein die Weisheit hat unter ihm den Thron aufgebaut, und die Elohim bilden ringsum sein sichtbares Bild wie ebensoviele ausgemeißelte Gestalten. Und darunter, in einer größern Tiefe, ist alles Wesen der Welt abgebildet: Mensch und Tier und Pflanzen, Mann und Weib, ein jedes nach seiner Art. Und eine Stadt öffnet darüber ihre Tore: Jerusalem.

Und der jüdische Mann sah einen unermeßlichen Glanz vor sich, er zögerte lange; erst nach Jahrhunderten wagte er aufzusehn. Da erkannte er alle die erlauchten Elohim, die hier im Glanze standen mit noch zahllosen Heerscharen, und er sah auch drei Fürsten unter ihnen an den drei Eckpfeilern des Stuhles, doch an dem einen Pfeiler bei ihnen erblickte er den Heraufgefahrnen, seinen Führer. Das ganze Ebenbild Gottes aber flimmerte und bebte überall zugleich an allen seinen Enden, wie wenn ein Mann in die sieben Flammen des Leuchters sieht. Und es klang dazu wie ein Donner der Ferne. Aber die Sänger wandten sich in ihm um wie Sturzwässer, und der jüdische Mann vernahm das Sanktus der himmlischen Heerscharen in einem seltsamen fremden Mißklang:

„Kadosch, Kadosch, Kadosch, Deus Zebaoth! Plenus est omnis mundus gloriae eius!“

Da beugte der jüdische Mann vor dem Throne das Knie, an seiner Schwelle, über die kein Jude jemals tritt, und er warf sich nieder und weinte und schrie laut:

„O Herr, du hast mich schwach erschaffen, und was soll ich vor dir? Gib mich doch meinem Lande wieder, das du mir verheißen hast, worinnen ich leben kann. Und entreiße mich hier der Steinwüste! Und was jene Auffahrt betrifft, so hat sie mein Herz zerschmettert. Ich war freigebig und gehorsam; für gütig galt ich und galt für klug, ehe diese hier kamen und mich mit sich entführten, dorthin, wo die

Luft und die Körper und die Seelen nicht die meinen sind. Und ich bin ins Elend gekommen binnen der langen Zeit; doch deine Verheißung ist dahin, und dahin ist meine Liebe für dich, Gott, meine Liebe zu den Elohim, die auf meinen Feldern in Baum und Blüte, in Strom und Tier, wohnten. Mit ihnen ist auch mein Schutzgeist vergangen, der Gott, der über all meinem Tun thront. Denn alle sind aufgefahren, gekreuzigt gleich jenem, und du nur hast den Nutzen davon! Und also fleh ich dich an, Gott, König der Könige und Held, einziger, in der Schlacht: drehe das Rad dieser Himmelfahrt zurück!"

Da antwortete Micha-El und trat aus der Herrlichkeit und sprach:

„Daß dir doch deine Zunge erlahme, du Aussatz, und dir die Sprache versage! Und daß du dastündest, nackt, mit den Schwären deines Herzens bedeckt, und jeder unsrer Blicke schlüge dich wie eine Geißel. Und laßt uns doch unser Schwert zücken, ihr Elohim, und diesen Abtrünnigen niederwerfen, verräterisch um so vielfacher als du, o Gott, ihn liebst. Und verflucht seist du Jehuda, der du die Sünde trägst bis in dein zehntes Geschlecht; weil dein Herr dich mit Nektar sättigen will, speiest du ihn wieder. Mit Gnaden überhäuft er dich, und du fragst: was sollen sie mir? Und die Hefe und das ungesiebte Volk stehn groß neben dir; um so viel höher überragen sie deine Schultern als die Säule aus dem Teiche ragt. Und daß dir doch besser geschehe nach deinem Begehr oder nach deinem Verdienst, das dich in den untersten Scheol verweist! Denn wisse, alles, was der Mensch empfängt, ist nur Gnade. Und nur die Gnade stößt mein Schwert wieder in sein Heft zurück, daß ich es nicht ziehe und dich nicht auf ewig an deiner Seele schlage. Doch hüte dich, denn nicht als den ersten hätt ich dich heute verstoßen!"

Da antwortete Israel dem Elohim und sprach — und Stimmen riefen Jißra-El, das heißt: streite mit Gott — er rief aber:

„So wehe nun dir und auch über mich Wehe, daß ich so dastehe, nackt und geplündert vor Gott, und du streitest gegen mich! Und Gott empfängt eine ganze Stadt mit ihren Türmen und mit ihren Frevlern und den Guten, unter

denen noch Unrecht und Eitelkeit ist, und sie steht an seinem Throne als ein himmlisches Jerusalem. Mit mir aber sollte Gott wie mit seinem Abergott rechnen? Dann schickt er Wehe über mich und Weh schickte er über alles Geschaffene, und seine Auserwählung, sie kommt jener Ächtung der unsteten Verruchten gleich, die die Gerechtigkeit an ihren Füßen zeichnet. Und daß er mich doch nicht auserwähle, daß er mich doch belassen habe bei meinen Werken, und wenn nicht aus Gerechtigkeit so doch aus Gnade! Aus Gnade sende er mich heim, oder er töte mich mit dem Schwert an meiner Seele, eh er mich mit dem Jammer dieses Steinberges schlägt."

Da antwortete Raphael und trat aus der Glorie und sprach:

„Laßt uns doch mit diesem Israel rechten, Elohim! Wir wollen erwägen, daß es der Abgrund ist, in den wir ihn geschickt haben und der uns mit ihm heraufkommt. Der Dämon redet aus ihm, der seine Gedanken verwirrt. Doch nicht mit Macht und nicht mit Heergewalt, also spricht der Herr, sondern durch meinen Geist werde er mein. Vergaßet ihr den Ort, vergäßet ihr die Stunde, die euch um ihn versammelt hält? Ja, dieses ist der Tag und ist sein Neues: daß Gott mit dem Menschen einen Bund schließt und ihm ein Unterpfand gebe."

Da neigte sich Israel vor den gnädigen Worten mehrmals, und er sprach:

„Herr, Gott, barmherzig und gnädig, Wart der Langmut und Reicher an Wohltat und Treue. Reicher der Wohltat bis zu den Tausendsten, Verzeihung von Schuld und Missetat und Frevel. Und dennoch der Vergelter! Warum hast du mich mit Schmerzen erfüllt in meiner Geburt und mit meinem bösen Triebe von Jugend auf? Du hast meinen Kelch erfüllt mit der giftigen Wurzel wie einen Schierlingskelch; ich weiß nicht, ist es wahrhaft die Tiefe, die aus mir redet, oder ist es dein erhöhtes Wort, das mich vom Himmel hoch heimsucht, also daß mir der Geschmack an der stummern Erde verdorben ist. Allein ich hörte von deinem Wort, daß du mich unermeßlich machen willst, und daß du die Liebe bewahrst denen, die dich lieben, ins tausendste Geschlecht, und also, Elohim, fordere ich heute dein Wort von dir. — Oder ist die Schuld mein . . .?"

Da antwortete Gabri-El und trat ganz aus der Herrlichkeit mit dem Worte:

„Gesegnet sei, der da nahet im Namen des Herrn! Gegrüßt seist du Isra-El, Erster der Völker, denn du bist voller Gnade. Der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Nationen und auserwählt ist der Same deines Leibes. Also soll es geschehn. — Und warte doch nur ein Weilchen, bis auch aus deinem Steinfelde das Reis aufsprießt, die Rose, die nicht ackert und nicht säet und doch röter gekleidet ist als Babel mit all ihrem Purpur." Aber seine Stimme verstärkte sich:

„Und was verlangt denn dein Gott Großes von dir, Juda, als daß du ihn liebest und alle seine Gebote haltest mit ganzem Herzen und von ganzer Seele. Dir aber offenbart er seine Geheimnisse nicht."

Und die Elohim, denen Michael gebot, bückten sich und steinigten den Israel, daß er blutig dastand — denn ein Mann von hartem Nacken war er, Übles hatte er geredet — und sein Blut floß von ihm wie ein rosenroter Mantel. Und alle die Elohim miteinander verhüllten sich und segneten ihn mit dem Abschiedsruf:

„Der Herr, der dir sein Angesicht zugewendet hat, er gebe dir seinen Frieden!"

Und der ganze Berg blitzte und bebte zwischen allen seinen Steinen während einer langen Zeit; der Rauch stieg aus ihm auf wie die Wolke eines Weltbrandes, wie der Rauch eines Glutofens, darein die ganze Erde geschoben wurde. Und Finsternis war über der ganzen Erscheinung Gottes wie von beschirmenden Flügeln.

Allein ein Weg war in die Tiefe neu gerissen, von einem neuen Kegel.

Und auf dem Wege wandelte der Erstgeborene der neuen Elohim, der Engel des Sinai, der körperlose Gottesbote mit den Zügen Mosis unter seinen beiden Strahlenhörnern; und er blickte vor sich nieder zur Erde; dort erspähte er den Asrael, mit seiner Hand gegen einen Menschen erhoben, gegen einen von des Israel Brüdern. Und der Engel schaute um sich, hierhin und dorthin; und als er sah, daß da niemand war, da erhob er sich als ein Rauch und verjagte den

Asrael von dem Brunnen neben den Ölbäumen; er erschlug ihn und verscharrte ihn, aus seinen Augen hinweg, unter dem Thron von Elohim, unterhalb des himmlischen Jerusalem. Und der Engel trat in das flimmernde Ebenbild Gottes ein, zitternd vor neuer Erwartung, an des abgründigen Michael Seite.

GUSTAV SACK: *DER RUBIN*

Um die Zeit, in der an der Küste die Linden blühen, saß der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur rittlings auf der Mauer, die das Kasernement umschloß. Denn außer dem dreitägigen Arrest und der Degradierung zum Gefreiten bestand seine Strafe, die er sich wegen einer handgreiflichen Äußerung moralischer Dekadenz zugezogen hatte, in der Einkasernierung: Darum mußte er sich allnächtlich aus der Stube, in der er mit den Leuten seiner Korporalschaft schlief, herausstehlen, mußte sich sachte über die Flur und die hallenden Treppen und durch die lauernden Schatten des Kasernenhofes schleichen und dann sich über die Mauer ins Freie schwingen. Dort erwartete ihn die blonde Madelon, mit der er eilig in seiner Wohnung verschwand. —

Knarrend zog die alte Uhr Luft in ihre rostigen Lungen und rief zwölf rasselnde Schläge in die Nacht und hart und dumpf tapsten die nägelbeschlagenen Stiefel der patrouillierenden Posten auf dem Pflaster oder glitten langsam und tückisch über den knirschenden Kies. Ringsum aber breitete sich in weißen Lachen und Seen der Nebel, aus dem gleich wulstigen Echsenköpfen die Wipfel der Ulmen und Linden ragten und die Lichter einer Bahn wie rote Kakerlakenaugen glotzten; und mitten aus der sternleeren Nacht hing der Mond wie eine blankgescheuerte Messingampel herab. Eine Handvoll verlorener Klänge kam durch die Luft und flatterte träumerisch zwischen den rotbraunen Gebäuden und versank gerade wimmernd in den traurigen Nebeln —

Halt!

Mit einem brutalen Griff packte ihn eine rote haarige Faust am Fuß und zog ihn herab. Aber fluchend riß er sich hoch, trat dem Kerl mit Wut ins Gesicht, daß er zurücktaumelte und Helm und Gewehr auf die Erde kollerten, und schwang sich herab.

O Madelon!

In dichten Wolken quoll aus den Lindenblüten der Duft in das Zimmer, von dessen Decke braune Schattenfransen in das rote Licht herabhingen, das da zwischen den vier Wänden lag wie ein riesiger Rubin. Und willst du den Rubin gelten lassen, so wirst du die zitternd graue Rauchwolke, die aus einer bläulichen Aschenschale hochstieg, sich schirmartig verbreitete, und in phantastischen Akanthuskapitälen und krausen Arabesken sich auflöste, als einen vertikalen Riß oder eine Trübung des Steines ansprechen dürfen. Und nicht mehr als Trübung, sondern als das innerste Geheimnis, als das Herz des Edelsteines wirst du die Karaffe öligen Weins bezeichnen müssen, in der es zuweilen in einem tiefen Purpur aufleuchtete, als sei es eben das pulsierende Herz des roten Rubins. Aber eine hohe weiße Flamme, den brennenden sehnsüchtigen Geist des Steins, muß ich Madelon nennen, als sie in unbekümmerter Nacktheit an das Lager trat, auf das sich ihr Geliebter hingeworfen hatte. —

Willst du dich nicht ausziehen?

Nein, denn du siehst weißer und seidener aus neben dem stumpfen Blau und dem knalligen Rot und den grellblanken Knöpfen dieses — ach, dieses Ehrenrockes! O Madelon!

Dann zog er sie an sich und bat sie, sich rittlings auf seine Brust zu setzen. Darauf faßte er ihre Hände und suchte ihre Augen und versenkte sich in ihrer strahlenden Bläue wie in ein immer grundloseres Meer.

Hast du gesehen, wie draußen der Mond in der sternleeren Nacht hing, wie eine einsam leuchtende Ampel, wie ein vergessenes Licht? So hänge auch ich in meiner Welt, ratlos und einsam in ihrer unbeschreiblichen Sinnlosigkeit und ihrer ewigen Brutalität. — Ich habe dieser Welt nicht fluchen können, ich bin viel zu klug zum Fluch; denn ich weiß, mein Fluch wäre bedingt und bejahte irgendein Ge-

spenst, ein fernes irrlichterndes Ideal. — Ich baue mir auch nicht auf diesem Fundament und trotz diesem Fundament von Sinnlosigkeit und Brutalität ein hohes helles Haus; ich bin viel zu schwach zu diesem „Trotz" und mein Wille zergeht in dem Licht meiner Augen. — Ich gehe abseits und vergesse die Welt im Rausch, in dem rigorosen Wegsehen von Allem und dem inbrünstigen Untertauchen in deiner roten Liebe und deinem seidenen Leib.

Du schöne gischtende Welle, die der Sturm da draußen ins Leben rief und brausend weiter treibt und sie nicht ruhen heißt, bis sie den Felsen, den sie umschäumt und umstrudelt und umkost Tag und Nacht, in ihre weichen Arme sinken sieht. —

Ist es nicht wie in einer Kirche, in deren dämmernden Bögen und Nischen sich Weihrauchwolken und Orgeltöne verfangen? — Willst du nicht trinken? Sieh, der Wein ist so rot, rot wie die Knäufe deiner stolzen Brüste.

O Madelon, in deiner Liebe liegt für mich die Möglichkeit, die Welt anzuschauen als ein Gemälde, an dessen Buntheit und Farbenreichtum ich mich erfreue, ohne nach dem Zweck, dem Schöpfer und der Zusammensetzung der Farben zu fragen. Du süße Aster, du roter Wein und seidener Leib, o du gischtende Welle, du letztes verlorenes Glück und veilchenblaues Lächeln im Winkel, du — mein — Gott!

Da rieselte es über ihren Leib und sie sank über ihn so, daß sein Kopf zwischen ihren Brüsten zu liegen kam. — —

Als der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur am nächsten Tage vom Feldwebel aus dem Bett geholt wurde und erfuhr, daß er mit zehntägigem Arrest und Verlust der Schnüre bestraft werden würde, nahm ihn einer seiner Kameraden beiseite: Ich verstehe Sie nicht — ein Mädchen, das Sie notorisch betrügt! Ich habe noch heute morgen gesehen, wie sie von Ihnen drei Häuser weiter zu einem andern auf die Bude stieg. Und da Sie auch des Nachts erst um zwölf zu Ihnen kommt, nicht wahr? und Sie nicht wissen können, — —

Da ging der Einjährig-Freiwillige Wiekannmannur auf seine Wohnung, entkleidete sich gemächlich und legte sich in die Kissen, die noch die Wärme ihres Körpers trugen.

Dort wartete er, bis die Patrouille kam, die ihn abholen wollte, und in dem Augenblick, da sie die Tür aufrissen, schoß er sich die Kugel in den Mund. — — —

Wirst du nun zugeben, daß du mit ihm verkehrt hast? Wirst du?

Und da sie schwieg und sich nur wimmernd vor ihm krümmte, fuhr wiederum die Peitsche klatschend über ihren Rücken.

Es ist ein Skandal! Sich wegen so einer Dirne zu erschießen! Gib es wenigstens zu! Hörst du?

Und da sie immer noch schwieg und sich nur wimmernd vor ihm krümmte, fuhr wiederum die Hundepeitsche klatschend ein-, zwei-, dreimal über ihren entblößten Rücken. Dann ließ er ihre Hand los, daß die vor ihm Kniende zusammenbrach und mit der Stirn auf die Stuhlkante schlug; und so blieb sie liegen.

Er aber lief schnaufend in dem Zimmer umher, in dem eine saure Bier- und Tabaksatmosphäre brütete, fuchtelte mit der Peitsche und warf sie schließlich mit einem „Du Aas!" auf den striemenbedeckten Rücken der blonden Madelon. Dann trat er an das Fenster, öffnete es und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Da flog zitternd die Nachtluft herein und streichelte Madelons zerwühltes Haar und hielt vor ihre schluchzenden Augen das Bild von dem dunklen Rubin und seinem purpurnen Herzen. —

Als aber dieser Musensohn ihren Hauch auf seiner zerhauenen Stirn fühlte, riß er einen Mensursäbel von der Wand und warf sich in Fechterpositur und begann mit dröhnenden Quarten das Ofenrohr zu bearbeiten.

Da verlor Madelon den roten Rubin und vergaß zu weinen und fing an, leise in sich zu lächeln, und als der Unermüdliche den Säbel polternd in die Ecke warf, einen Kasten Flaschenbier an das Sofa zog und zu trinken begann, ließ sie ihre Augen leuchten und wartete nur auf das „Na, Kind, wir wollen uns wieder vertragen". Und wie es endlich kam, rutschte sie auf den Knien zu ihm und umfaßte mit ihren Armen seinen trunkenen Leib.

Dann zog sie ihm Stiefel und Strümpfe aus und drückte ihre Lippen auf seinen Fuß —

Am nächsten Morgen um neun lag die Sonnenglut auf der Straße wie ein böses weißes Tier, das mit seinen gläsernen Tatzen und seinem stickenden Atem jeden ansprang, der aus der nächtigen Kühle der Wohnungen trat; dann preßte es ihm die Lungen zurück, griff beißend und brennend in seine Augen und hängte sich ihm schwer wie Blei an die Füße. Und je höher die Sonne stieg, desto größer wurde das Tier und desto weißer seine gläserne Haut; desto höher kletterte es an den Häusermauern hoch und stieg durch die Fenster und wälzte sich in die Zimmer, faul und schwer und schwül. Am wohlsten aber fühlte es sich und blähte sich vor Vergnügen in dem Zimmer, in dem neben dem zerbeulten Ofenrohr und den geleerten Bierflaschen der schartige Säbel an der Erde lag. Da sog es in tiefen Zügen den Schweiß- und Bierdunst ein, erwärmte ihn glühend in seiner Brust und hauchte ihn mit einem teuflischen Grinsen über die beiden Schlafenden wieder aus.

Davon erwachte Madelon. Und da sie den hellen Tag und das weiße Sonnentier sah, wandte sie sich um und weckte ihren Geliebten und ließ über sein rotgedunsenes Gesicht, seinen halbgeöffneten Mund, aus dem der sauersüße Alkoholschwaden stieg, und seine verschleimten Augen die ihren in ihrer blauesten Zärtlichkeit streifen. Dann preßte sie sich an seinen warmfeuchten Leib und fühlte, wie plötzlich ein klebriger Schweiß aus allen seinen Poren quoll —

„Oh Liebling, nun bist du nicht mehr böse —,"

Da hallten ein, zwei, drei Salven durch den Morgen — —

„Nun haben sie ihn begraben" —

Aber sie schüttelte mit lächelndem Unwillen ihr Haar, ein Sturm süßer Zärtlichkeit flog über ihr feines Gesicht, und während sie den behaglich Grunzenden fiebernd umklammerte, flüsterte sie in seine roten Eselsohren: „Warum habe ich dich nur so lieb?"

WILHELM LEHMANN: *URAHNE*

Erstes Kapitel eines Romans.

Der süße Geist der Gestaltung und der grauenvolle Geist der Gestaltlosigkeit liegen immer miteinander im Kampf. Die Erde und die Menschen beschenken sich gegenseitig mit ihrem Sinn; zum Zustandekommen dieses Sinnes trägt bisweilen jene, tragen bisweilen diese mehr bei. Diejenigen Menschen, welche den meisten Sinn ausstrahlen, sind die heiligen Retter ihres zu jeder Zeit von der Gestaltlosigkeit bedrängten Geschlechtes.

Zur Stunde der Gestaltlosigkeit klemmt ein schwerer Nebel der Erde den Atem ab, jede Bewegung zerfällt zu Ohnmacht, und jeder Deutungsversuch scheitert. Es nützt nicht, daß der rundblättrige Ehrenpreis, des Lichtes nicht bedürftig, über die nadelbestreuten Waldwege läuft, er rennt nur in seinen Eigensinn hinein und gibt nichts ab, und es nützt nicht, daß die Dompfaffen ihrer rot triumphierenden Brust einen Gesang zu entlocken versuchen: zerbrochen, verworren fallen die Töne gleich Tannenzapfen zu Boden und versagen ihren Dienst. Menschen und Gegenden trifft dieser schreckensvolle Wirbel verschieden. Es gibt Menschen, die ihm ganz entgehen; einzelne ergreift er besonders und martert sie nach seinem Wohlgefallen. Es entscheidet ihr Schicksal, ob sie der Gestaltung wieder teilhaftig werden oder ob sie der Gier der Gestaltlosigkeit verfallen und, oft ganz früh, oft am Mittag ihres Lebens, ohne eines körperlichen Todes zu sterben, vermorschen.

Die Stunde der Gestaltlosigkeit begibt sich oft, wenn die Erde vom Winter ohnmächtig geschlagen ist und die Menschen versuchen, ihr wieder aufzuhelfen, indem sie Gräben

ziehen, das Wasser stauen, die Maulwurfshügel zerreiben und Dünger streuen. Die Lerchen stieben dann ängstlich über den Weg und ihre weißen Randfedern verschwinden im Nebel, und sie finden nicht den Mut zum Singen. Doch die Stunde kann eintreten, wann sie will: Erde und Menschen verlieren dann ihren Sinn und liegen leer, schwer atmend, da; nichts bleibt ihnen übrig, als zu warten auf das Gesicht der Gestaltung, ihre roten Wurzeln, ihre spielenden Augen. Es gibt die verschiedensten Grade der Unmacht und der Verzweiflung: ihre Gefährlichkeit hängt auch davon ab, wie tief ein Mensch um sich selber weiß; manche befällt sie nicht schwerer als das Pferd ein Hinstürzen, manche erfaßt sie ständig wieder, ganz wenige werden dieser Verzweiflung nie teilhaftig. Sie werden, wie auf Libellenflügeln, von untrüglicher, unbeirrbarer Wesenseinheit getragen.

Melitta Lawiehn gehörte zu diesen letzteren, zu den Gradflüglern. Jedenfalls hat sie sich, wenn er ihr jemals untreu werden wollte, nie vergebens um den Sinn ihres Lebens bemüht: sie brauchte nur ihren Arm auszustrecken, so war sie im Gleichgewicht. Karl Johannes Weingott hat schwer um ihn gerungen und dann den Kampf aufgegeben; Ludwig Weingott hat ihn um seines Lebens Preis besessen, und erst sein Sohn hat ihm so fest in den Armen gelegen, daß er, ein wahrer Tummelplatz der Gestaltung, der Welt ihn hat zuwinken und den Menschen davon abgeben können.

An einem heißen Julinachmittage ging Kaspar David Weingott, ein großer, schwerer Mann, der mit jungen Jahren in den Besitz des väterlichen Hofes gekommen war, über den Lehmfußboden seiner Scheune, während Knechte und Mägde auf der Oberdiele mit dem Feststopfen des eben eingefahrenen ersten Heues beschäftigt waren. Ein leises Krachen der losen Bretterdiele über ihm, dem ein heller Aufschrei folgte, riß seinen Kopf empor, und er starrte betroffen einen außerordentlich kleinen und weißen Fuß an, der bis zum Knöchel in einer Bretterspalte stak. Weingott liefen sekundenlang Ameisen über den Rücken. Der Fuß verschwand, und Kaspar David kletterte jetzt eilig die Holztreppe zur Oberdiele hinauf, wo, umgeben von Mäg-

den, in deren grobes Lachen sie ihr schwirrendes, zwitscherndes Gelächter immer neu schickte, auf den Rücken gebogen und den verunglückten Fuß geradeaus in das Heu streckend, eine dem Hausherren nur dem Gerüchte nach bekannte junge Weibesperson lag. Melitta Lawiehn, die irische Anverwandte eines der weit zerstreut liegenden Nachbarhöfe, hatte sich durch ihre Vorliebe für eine bei Weingott bedienstete Magd, ein rothaariges, schlankes Ding, zur Mitarbeit und zum Mitlachen beim Heueinfahren auf den Weingottschen Hof verlocken lassen. Kaspar David konnte seinen Unwillen über den Leichtsinn, mit bloßen Füßen ins Heu zu gehen, wo die Vipern, oft ihrer fünf auf einem Fleck, Mittagsschlaf hielten, nicht in Worte bilden. Denn das Mädchen, das sich jetzt mit dem Oberleib erhoben hatte und auf beide Hände zurücklehnte, und der vor ihr Stehende hatten einander kaum angesehen, so war schneller als der Zaunkönig in sein rundes Nest, ihre funkelnde Unruhe in seine schwelende Ruhe eingeschlüpft, und als wenn zweier gemähter Wiesenkräuter Duft sich begegnet, so schmolz ihrer beider Wesen ineinander. Gemäht hat die Sichel das schwelgende Mädesüß und den scharfen Rainfarn: des letzteren Duft durchdringt bald jenen, und wer fern steht, spürt nur ihn. Die Nähe aber zeichnet den zarten eindringlich in der Umarmung des andern. Hingefällt waren Weingotts und Melittas Naturen, und eins starb im andern hin, um mit großen Augen aus dem süßen Grabe wieder aufzustehen. Wie ein alarmrufender Soldat durch ein schlafendes Lager, lief es durch den Mann und durch das Mädchen, ein dumpfer Trommelwirbel erscholl, der sich in eine ätherische Musik verlor, durch jede Ader wispernd.

Kaspar David Weingott war ein an Leib und Seele wohl ausgerüsteter Mann, der sich vor keiner Mühe scheute, dem stets daran lag, seinen Hof in einem bestimmten Schwunge der Arbeit zu erhalten, und der dabei, mitten in der Arbeit, hoch auf der Heufuhre stehend, Momente des inneren Aufschreckens kannte, des verworren Stockens, wenn er die über den hellen Hof sausenden Schatten der Wolken bemerkte, über den Zusammenhang von roten Haaren und Sommersprossen nachsann und übersinnlich wurde im An-

schauen der Frauen. Seine Rede und sein Tageslauf waren dabei von einer schweren Gleichartig- und Gleichmäßigkeit, denn alle seine Tage füllte jenes Staunen wie ein Mark das Rückgrat. Er war wegen seines Weizens in der ganzen Gegend berühmt, dazu ein vortrefflicher Pferdezüchter; er kannte Tiere überhaupt unglaublich genau, so rühmte er sich, seine Tauben nach dem Schatten, den sie fliegend warfen, von denen anderer Höfe unterscheiden und erkennen zu können. So behutsam wie er einen Deutzienstrauch umschritt, an dessen Fuße eine Goldammer brütete, so behutsam umgab er sein Weib: daß sie ihm nicht davonflog mit quirlendem Schrei, daß sie mit Menschenhaut umkleidet war, daß er sie an die eigene Wange schmiegen konnte, war ihm nie verlöschendes Wunder. Ihr nur den Stiefel aufschnüren machte ihn zu einem froh betäubten Jungen, der zum ersten Male eines Weibes inne wird.

Für Melitta war er, was der Wald den Vögeln. Sie war körperlich so schön wie ihr Fuß, weiß und von blauen Adern durchlaufen, fest und klein, als er im graugrünen Heu strahlend sich gestreckt, dem Manne vorerzählt hatte. Ihr Kopf war mit dichten Haaren bewachsen, die stark waren wie die eines Rosses; ihr Mund glich einer abgewehten Azaleenblüte, und sie fuhr in das Haus des Weingott wie ein Windstoß aus anderen Breiten. Feurig und schnell und zierlich näherte sie sich Menschen und Dingen mit einer Lebhaftigkeit, die anderen für Aufgeregtheit galt, und wie sie beim Rübenpflanzen mit Sicherheit diejenigen Sämlinge verwarf, die „doch die Herzfäule kriegen würden", so faßte sie blitzschnell überall den springenden Punkt und wußte ihn mit Rede von überzeugendster Sinnlichkeit und hitziger Dinglichkeit, der die Erfahrungen einer ganzen Rasse zugrunde lagen, zu erhaschen. Es heißt von den irischen Bauern, daß sie geschlechtlich nicht sonderlich reizbar seien: Daher ist ihre Sinnlichkeit in ihre Worte gefallen, und ihre Rede huscht um die Welt wie das Wiesel um den Hühnerstall. Sie lag auch bei Melitta tief verborgen, und wie der Taubenkropf erst in der Dämmerung weiß auffunkelt, so brauchte es des schweren Atems Weingotts, um Melitta aufzubrechen und ihr Blut in Gesang zu wandeln. Die Welt als Ganzes entzündete sie, und der Tag war

ihr nicht lang genug, seinen Geheimnissen gehorsam zu sein. Sie war über dem Hauswesen, dem großen verzweigten Hof, den vielen Kammern, den Ställen, wie heiße Luft, wie Wind, der männliche und weibliche Blüte verbindet, stets in Zwiesprache mit den Gegenständen, ein beständiger erstaunter Ausruf. Sie geriet in Entzücken über ein Hühnerei mit doppelter Schale und eine Feder von weinhefefarbenem Gefieder des Hähers. Jedem Windhauch, jeder Wärme, jeder Kälte gefügig, trachtete sie, wenn sie sich wundgesprochen und wundgesungen gleich den Vögeln nach der Sonnenwende, einer Schwermut nach, welk und schwer oder noch zierlicher als sonst und blaß und kleiner von Gestalt. Dann glich sie der kindlichen Blüte der weißen Vogelorchis, die mitten aus den Sümpfen ratlos den Himmel fragt und wie ein unflügges Vogeljunges den zarten Schnabel weit aufsperrt. In Weingotts umfassender, manchmal melancholischer, manchmal froherer Ruhe verschwand sie wie eine Maus im Erdhügel, in seiner Umarmung nahm sie geheimnisvoll vergrößerte Dimensionen an wie ein Licht, das durch einen Herbstnebel scheint, und sie trug in seine Seele, die an ihrer eigenen Vollständigkeit nicht so leicht irre wurde, einen verwirrend, beängstigend zaubernden Luftdruck, Trunkenheit und Unwirklichkeit: doch banden gerade die Augenblicke der Fremdheit ihn am vertrautesten und unzerreißbar an sein Weib. Was ihr wirklich war, galt ihm oft für unwirklich und nahm nur deshalb und nur solange, als sie mit ihm hinsah, die Farbe der Wirklichkeit an.

Aus beider Vereinigung sprang märchenhafte Schicksalsbestimmung für eine Flut von Nachkommen. Dieses Geschöpf, in welchem Leichtes und Schweres, Süßes und Bitteres, jedes ganz rein und stark für sich, souverän umeinander tanzte und hüpfte wie spielende bunte Bälle, von eines Gauklers Hand geworfen, die Bewegungen selber zeugend und ihnen wieder untertan, hing, wenn seine Übersinnlichkeit sich zurückgetastet zu ihrem Fuße und ihrem Nacken, dem Manne im Arm mit der wilden Grazie des Wiesels, mit der wissenden Anmut einer Tänzerin und entlockte ihm die Macht zartester, insektengliedriger Kraft. Seinen blanken Samen streut aus gezähntem Munde der

Fruchtkapsel das wilde Stiefmütterchen: so streute das irische Mädchen aus seinem weißen Schoße Schicksal aus, das wild und mannigfaltig geblüht hat. Ihr Blut, mit demjenigen Kaspar David Weingotts vermischt, floß weiter in einer langen Reihe von Kindern und Kindeskindern, in mancherlei Verhüllungen bald stark, bald schwach, zuweilen übermäßig und sprengend deutlich. Es teilte sich dem ältesten Sohne mit, der zur See ging, in der Form eines seltsamen Humors; den Fahrtgenossen als tückische Spötterei unheimlich, die ihm und ihnen aber in gefährlichen Situationen, ins Gespenstische erhöht dadurch, daß er sie von der Höhe einer ungewöhnlichen Phantasiespannung erlebte und sie mitfühlen ließ, Besinnung, Nüchternheit und Rettung gab. Es verteilte sich auf Lust in die Ferne, auf Lust nach Wissen, es lebte sich in Bauern, Kapitänen, in Lehrern, in Geistlichen, Gutsbesitzern und Gelehrten aus, und wenn es nicht in der ganzen Lebensform des Nachkommen zutage trat, so war es noch erkennbar an eigentümlichen Bandornamenten aus Tierköpfen, wie sie ein Kunsttischler Julius Weingott an alltäglichen Hausgeräten anbrachte und als Weingott-Verzierung in seiner Gegend für lange Zeit berühmt machte; so war es noch erkennbar an Augen und Haaren der Mädchen, die größer und dichter als die anderer Häuser waren.

In schwellender Weibeskraft hat Melitta den Mann verlassen müssen. Mit zwei Töchtern ist sie an einem drückenden Augusttage zum Baden ans Meer gegangen, hat dem vorbeireitenden Weingott vom Strande aus noch in ihrer nackten, zierlichen und dabei vollen Schönheit zugewinkt. Von einer Sandbank aus sind alle drei an Land geschwommen; Melitta aber hat sich, durch einen plötzlich neben ihr auftauchenden Seehund erschreckt, abtreiben lassen und ist nicht wiedergekommen. Weingott hat ihren Verlust nicht verwunden. Solange sie lebte, hatte sie in Menschen, Tiere, Dinge, Gedanken den Hauch der Zeugung geblasen, der auch das Schwerste beweglich macht. Sie war ihm über sein dumpfes, nach dem Hellen zuckendes Dasein wie ein Eichhörnchen gehuscht, daß die Zweige bis zu den Sternen schwangen. Sie hatte gefördert, was von Narretei und Lust in ihm war. In beiden hatte sich immer wieder begegnet,

was von Anfang an in ihnen sich geliebt hatte, so daß in jedem aufbrach, was ohne den anderen vergebens sich abgemüht hätte. Nun fehlte die Aufforderung der Lebenden, gerade wenn sie blitzschnell emporgeklettert war und er an seiner schweren Sprechweise nicht gedeihen wollte, sich am Beschauen des Schwimmfußes der Ente und des Lockenkopfes des Wollgrases genügen zu lassen, und die Erinnerung an das Gewesene wandelte sich zu fressender Schwermut. In Zorn, daß nur *ein* Erdenmädchen seinen Wunsch erfüllen könne, hat sich Weingott in spätem Alter noch entschlossen, wieder zu heiraten. Sein Anwesen war groß und üppig geworden und lag da wie eine überreife Erdbeere, und er schrieb es wie ein Herrscher aus, daß an einem bestimmten Tage die heiratsfähigen Mädchen der Umgegend barfüßig an ihm vorüberschreiten sollten. Spöttische Bemerkungen vor sich hermurmelnd, hat er, ein umgekehrter König Drosselbart, den Fuß mit den blauen Adern nicht wieder gefunden.

Das Blut der Melitta Weingott ist ein Ichor gewesen. Es hat nicht immer Gestalt angenommen und nicht immer gewandelt. Oft hat es gleich einer den Winter verschlafenden Kreuzotter erstarrt gelegen. Es war Herr seiner Zeiten. Wenn es lange geruht, ist es hurtig aufgestanden und hat dem, dessen Leben gerade vorfiel, in die Ferse gestochen und ihm Flamme und Rauch bestimmt.

ERNST WEISS: *DIE VERDORRTEN*

I.

Edgar und Esther kannten einander viele Jahre, bevor sie einander liebten. Sie änderte sich in diesen Jahren nicht viel: groß, blond, die Haare schwer um den schmalen Kopf, schiefgestellt die blauen Augen, ihr Mund groß oder klein, weich oder hart, kindlich oder verbittert, wie sie eben lebte, an Regentagen war er anders als an starken, sonnigen.

Er liebte an ihr den spitzigen gotischen Bogen ihres Kinnes, ihr Gesicht konnte er dann zwischen zwei Finger nehmen, leise hin und her bewegen, und es strömte wie Licht ohne Grenzen. Für Augenblicke wurde sie, war sie: wovon er träumte: ein Wesen ohne Wissen, ein Etwas, umschwungen von e w i g e r S o m m e r z e i t, schwimmend in Duft wie in einer eigenen Welt! Ein Stern, allem Bekannten unbekannt, entfernt von Tier, von Pflanze, eine starke Gewalt, beide Hände triefend voll mit Wollust, etwas tiefes zum hineinversinken, dem Schlafe gleich und dem Tod, dem ersehnten, dem gefürchteten.

Das war sie nicht. Sie war ein Mensch aus bürgerlichen Kreisen, ein Herz, noch unberührt, in ihrer Blüte ein junges Mädchen. In ihrer Blöße eine zitternde Braut, das hatte Esther zu geben, das gab sie ihm.

II.

Er wollte sie besitzen, immer zu ihr zurückkehren können. Aber auf die Dauer konnte er mit ihr nicht leben. Er konnte überhaupt nicht dauernd mit Menschen Wand an Wand, Mund an Mund, Brust an Brust leben. Es beengte ihn bis zur Angst des Erstickens: er haßte, er verfluchte, stampfte in die Erde Vater, Mutter. Die Samtmöbel

im Zimmer, die Geliebte, den Hauch ihres Atems, den etwas vergilbten Einsatz ihres Hemdes, ihr Haar, das er am Tage nachher in seinem Kamm fand oder auf dem Grunde seines Waschbeckens, alles reizte ihn zum Erbrechen, als ziehe es sich durch seinen Hals die Kehle herab! Wie als Kind trieb er sich viel herum auf steinigen Bergen, sprach zu sich, sang stundenlang zu dem Takte seiner Schritte, zu dem Stampfen der Lokomotiven, zu dem Surren der Zentrifuge in seinem Laboratorium, während er umherging.

Er liebte die Freiheit über alle Worte, aber er liebte auch die Menschen, und zwischen beiden schwankte er. War die Geliebte verreist, dachte er an sie in allerinnigster Sehnsucht, schwoll an mit der schwersten Qual des gierigen Geschlechts. Wieder sah er, und die Wehmut jugendlicher Tage kam nie mehr, die rauschende Halle des Fernbahnhofes, Eisen und gebräuntes Glas, die überstickte Schwüle des Wartesaales, in Wehmut preßte sich der kleine Hügel ihrer unbewehrten Brust an seine Schulter beim Abschied des Abends, feucht und schwer machte der sich verdichtende Nebel ihr sanft fallendes Haar, rührend rauschte es an seinen Lippen vorbei, demütige Liebkosung! Wenn sie gerade entschwinden wollte, fühlte er sie ganz: die holden Brüste, die schräg gleitende Falte, von der Schulter abwärts, ihren kleinen Fuß, den er wie ein Stück warmes Elfenbein zwischen seinen Händen rollte, und ihr Duft, unvergeßlich war ihr Duft zu Anfang ihrer Liebeszeit, scharf und sommerlich zugleich, ein fremdes Gewürz, das sie mit ihrer Unschuld dahingab, das ihn dann nie mehr zu Tränen überwältigte. Aber wenn sie wiederkehrte, etwas blieb auf immer verloren.

So erlebte er, daß nicht nur das Sterbliche am Menschen verwesen konnte, sondern auch das Unsterbliche, die glühende Flamme, Duft von Seele zu Seele, die letzte, die einzige Wirklichkeit, wie ein Pfeilerbogen gespannt über zwei Säulen, unerschütterlich dem Blick, aber nicht der Zeit!

An manchen Tagen verblaßte auch das stärkste bei ihnen beiden, das letzte kam nicht, war nicht zu erreichen, mit den Spitzen der Zähne nicht zu erraffen.

Schon vorher hatte er sie nackt gesehen, in der schwan-

kenden Kühle ihrer Gestalt am weißen Porzellanofen, schon früher hatte er ihre Hände in den seinen gehalten, während sie langsam erkalteten in der beginnenden Glut ihrer Begierde. Wußte er nicht um ihr Zittern, wie ein Mond wuchs auf der lichte Stern ihrer Augen, etwas schräg in dem Dunkel des weißwolkigen Gesichts, und überall war Licht. Unendliche Vereinigung, zweier Sterngebilde gleichmelodisch schwebender Tanz, Ehe der Ehen, das ersehnte er. Esther aber war das verführte Kind, der geschlagene Feind, der bestochene Besitzer, ärmer jetzt als der Bettler, in dessen Hut er seinen Heller hatte fallen lassen.

Sie waren beide jung, das war ihr letzter Besitz, und er schien unerschöpflich. Gesundheit lebten sie wie Unsterblichkeit.

Der Sommer war schön, schön war es, auf der Terrasse des Kaffeehauses zu sitzen nachts, ohne Bewußtsein der Zeit, hinter den verstaubten Oleanderbüschen gedeckt, Nacht schwebte um sie, sie saßen noch, als das Licht verlöscht war, und im Dunkel, im Schweigen glaubte der Mann zu sehen, wie die starren Spitzen ihrer eisenschweren Brüste durch den weißen Batist ihres Kleides stachen, das, wie bei einem Kinde hoch geschlossen sich kräuselte um ihren wild pochenden Hals.

Das herrlichste war jetzt nicht mehr das allein mit ihr im dunklen Zimmer, im Widerschein des dunkelpurpurnen Seidenteppichs, sondern im Freien mit ihr zu leben, nie hatte er Tage, Nächte empfunden wie jetzt, der Mai, der Juni, immer wolkenlos, wolkenlos, weit ging er mit ihr, ohne zu reden, bis in die Nacht, in der Nacht schimmerte ihr weißes Kleid, ihr bloßer Nacken, wie zart stieg alles an ihr empor! Sie gingen schnell, sie liefen, die goldene Kette um ihren Hals klirrte, aus ihrer noch von der Nachmittagshitze erregten Brust schwamm Duft, bitter und süß, duftend ihr feuchter Mund nach Niewiederkehr, ganz war sie umwölkt von dem quellenden Safte vieler gepflückter Pflanzen.

Nie fühlte er Müdigkeit, alle Glut entzitterte ihm zu unbeschreiblichem Entzücken, er liebte sie wie ein hochgeschwungener Ton von der tiefsten Tiefe aufrührend ihr sommerfeuchtes Fleisch, und beide waren, wie ein unhör-

bar hohes, durchdringendes Schwingen am Ende ihrer Liebe am Ende der erreichbaren Welt. Sein Schweigen nachher eins mit dem Schweigen des Waldes, ihr Zittern, so mädchenhaft, eins mit dem Zittern der windgestreiften Birke. Immer neu, immer jungfräulich erwachte unter Bäumen der nächste Tag den Liebenden. Als sie nach der Reise wiederkehrte, war es nicht mehr die gleiche Luft, die gleiche Zeit. Sie fühlte tiefer, tiefer gruben sich ihre Frauenschritte in den Boden.

Ihn hatten diese Monate des Fernseins jünger gemacht um Jahre, er hatte Esther ersehnt, anders als sie ihn verlassen hatte, leidenschaftlicher, dunkler, mit krallenden Wünschen, entflammenden Gebärden, wild alles emporreißend zu dem Unsagbaren, nicht einen nackten Körper bloß, eine nackte Seele. Sie aber war verwandelt in das Mädchen von einst, geschlossen zurück zur Knospe, stark im Schweigen. Jungfrau war sie nicht mehr, sondern einer Mutter Seele, eine mütterliche Zärtlichkeit. Sie war nicht mehr Esther, er war Edgar nicht mehr, sie lebten hintereinander, stets auf der Flucht einer vor dem anderen, stets beisammen in unselig verzaubertem Kreis. Soviel sie zusammen waren, soviel sie einander sagten, sie wurden einander fremd und seine Treue zu Esther schien ihm Untreue zu sein gegen sich selbst.

Für kurze Zeit nur, dachte er, mußte er zu der alten Geliebten zurückkehren, dann erst begann eine neue Zeit, umsoviel herrlicher als das Jetzt, als Esther in ihren schönsten Sommertagen herrlicher gewesen war als die „alleinige Zeit“ vorher. Aber war es noch Esther? Nur eine Woche oder zwei hatte er sie gemieden, nun erkannte er sie kaum mehr wieder. Ganz grau wurde die alte Geliebte neben ihm. Jetzt war sie nichts als die Vernunft, der tägliche Tag, die kleine Entzauberung, die Wirklichkeit. Ihre Haare waren noch lastend und blond, aber Esther selbst, in ihrem innersten Wesen schien ihm furchtbar ergraut.

III.

Lange schon fühlten sie beide, daß sie einander nicht mehr mit Liebe von einst liebten, aber sie wußten zuviel voneinander, sie waren einander gewohnt.

Seine chemische Fabrik, die er in einem Vorort hatte, ging schlecht. Es kam eine gute Gelegenheit, sie teuer zu verkaufen, und in dem in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Unternehmen noch eine fast leitende Stellung zu erhalten. Aber war das ein glücklicher Zufall, so bewährte sich das Glück auf der Börse, wo er zu spielen begann, nicht so sehr. Er verlor die Hälfte seines Vermögens an drei aufeinanderfolgenden schrecklichen Tagen, das letzte ließ sich nur abwenden, weil er mit dem seine Geschäfte führenden Bankier seit Kindeszeiten befreundet war und der Bankier keine weitere Deckung verlangte, so daß das Engagement vielleicht bei einer Besserung der Konjunktur doch noch ohne großen Schaden abgewickelt werden konnte. Auf alle Fälle hatte er die fast leitende Stellung in der Fabrik, es war zwar sicheres, aber doch fremdes Brot und manchmal bitter für ihn. Es waren kleine Verhältnisse, in denen er lebte.

Die alte Geliebte war ihm auch jetzt treu. Sie hatte nie an besondere Glücksfälle geglaubt, sie war die Wirklichkeit, die Vernunft. Immer blieb die Sorge bei ihr, die Angst bewachte jede Umarmung. Das Keuscheste wurde schamlos, wenn sie, die Geliebte des Verarmten, daran dachte, daß sie ein Kind bekommen könnte.

Sie suchte und fand einen „Gelderwerb". Leicht war es ihr nicht, die an fremden Türen zu klopfen nicht gewohnt war, aber es war leichter, als Edgar „zur Last zu fallen". Das Böse der bösen Tage draußen, trieb ihn und sie zu ihr und ihm.

Verzweiflung kam nach Jahren, kam nach lange geduldig getragenen Enttäuschungen. Er verzweifelte an ihr, sie am Leben.

Aber nach erbitterten Faustkämpfen mit Worten, denn zur Gewalt liebte er sie nicht genug, nach Hieben mit alten Beschuldigungen, längst verjährten Sünden, gab es Umarmungen, es rauschten wortlose unbeschreibliche Nächte. Auch er erwachte aus ihrer Schwäche nicht mehr strahlend wie einst und herrlich verjüngt — beide entstiegen sie der Dunkelheit gealtert, verwüstet, entgöttert. Aus einer dieser Nächte wurde das Kind.

Sie dachten lange nicht daran, daß „es" möglich sein

könne, aber dann kam eine Zeit, da sie einstimmig lachten, wenn sie davon sprachen, aber allein gelassen Gelübde ablegten für den Fall, daß das „Unglück" nicht einträfe. Es war mehr als Unglück, es erschien ihm als völlige Vernichtung seines Lebens, Erstickung jeder besseren Zukunft. Esther aber hatte sich endlich daran gewöhnt, die Schwefelsäure in ihrem Zusammenleben mit ihm zu ertragen.

Sie war reifer geworden, denn sie fürchtete nichts mehr. Anderen Männern, wie dem Bankier, trat sie mit Sicherheit entgegen, es war ihr trauriger Triumph, daß niemand von ihrer Verbindung mit Edgar wußte. Sie spielte mit den anderen, und so tränenselig sie bei Edgar war, so konnte sie doch in großer Gesellschaft verführerisch lächelnd am Klavier stehen, leicht über die Tafel des Instrumentes gebeugt, sehr schlank in der zarten Linie ihrer an den Flügel geschmiegten Hüften. Oft sprach man von Liebe und Ehe und sie erzählte mit mädchenhafter Schwärmerei von einem edlen Jugendgeliebten, der nun in Afrika oder sonst an einem Ende der Welt als Elefantenjäger lebte.

Edgar konnte nicht jeden Tag mit der ungeliebten Geliebten zusammensein, aber auch Einsamkeit ertrug er nicht, sie machte ihn irr, wahnsinnig, jagte ihn in ewige Flucht durch die ewige Verfolgung des eigenen Ich, in Furcht vor dem Wahnsinn fieberte er, wie in der Zeit vor Esther. Er konnte nicht ohne Bücher, Zeitungen leben. Mußte er einmal eine Stunde allein sein, dann las er, rechnete, schrieb, blieb lange über die Arbeitszeit in dem ganz verlassenen Laboratorium, zündete die Gashähne der Bunsenbrenner an, stellte sie wieder klein, nutzloses Werk, Werk des nutzlosen, endlich warf er sich auf ein Sofa, zog den Rock über das Gesicht, tat sich Gewalt an, langsam zu atmen, irgendwie sich zu schützen vor der großen Angst, dem idiotischen Verhängnis, das an unrechter Stelle „Feuer gefangen hatte". Gebrochen, zermalmt kam er abends zu Esther, die in seiner Wohnung auf ihn gewartet hatte. Auch da war es unerträglich. Sie hatte, rührend und unerträglich sanft wie immer, mit dem Abendbrot auf ihn gewartet, nun trieb er sie hungrig zu einem Spaziergang, rannte sich müde, schleppte sie durch unbekannte Gassen, durch Fabrikhöfe, über Schutt- und Schlackenhaufen, endlose

Straßenbahngeleise entlang. Er sprach nun, redete hemmungslos ins Unmögliche, übertäubte alles, endlich war er müde genug, um sie zu küssen.

Endlich doch, und nachher, in einem befreiten Aufatmen gestanden sie einander ihre Sorgen ein, und als sie lange genug einander eingeredet hatten, daß „es“ unmöglich sei, begannen sie Pläne zu schmieden. Jetzt, da er neben ihr lag, und ihr mattes Haar schimmern sah im Licht der Laterne draußen, da seine Finger sich um ihre nackten, wie Pfirsiche zu tastenden Knie spannten, jetzt lebte sie in ihm, unverlierbar.

Er mußte fort, die Stadt beengte ihn, jetzt hatte er eine brutale Arbeitslust, er mußte eine neue Freiheit haben. Er sprach nicht für sich, sondern doch für beide? Es war das beste, das einzige für sie, es handelte sich nur um Monate, um wenige Jahre, um wenige tragende Ideen, die Ideen waren einfach, das Geld lag auf der Straße, der Bankier glaubte auch daran, aber hier konnte er sie nicht zuende bringen, da er sich zu sehr um seinen Liebling, um Esther sorgen müsse. Vor allem mußte doch für sie gesorgt werden, er wollte viel Geld verdienen, „Brüsseler Spitzen handbreit um das da“ flüsterte er, während er mit falscher Schmeichelei ihr nacktes Knie umfaßte.

Nach einem langen Schweigen sagte er leise, wenn sie beide alt geworden wären und müde, dann könnten sie einander heiraten.

Für alles war ein Ausweg, ein guter Trost, nur diese unheimliche Möglichkeit mußte fort, dieses Gespenst einer Familie, einer Kinderschar bei einem Einkommen von 2800 für alle. Dieses Gespenst erst mußte fort, alles stand ja gut, morgen konnte man in Sicherheit sein, auch sie, die vielumsorgte Esther, morgen oder spätestens in einer Woche.

Aber es kam nicht zum Aufatmen, von neuem gab es Kämpfe, hartnäckigen Widerstand gegen das ungeborene Kind. Die mathematische Wahrscheinlichkeit, die klare Vernunft, der höhere Sinn des Lebens wurden dagegen zu Hilfe gerufen. Sah die Geliebte gut aus, dann sprach ja ihr rosiger Teint dagegen, hatte sie ein verfallenes Gesicht, dann war sie eben krank, und diese Krankheit täuschte das Kind vor, das nicht da war, weil es nicht da sein durfte.

Aber es war doch da. Er schickte sie zum Arzt, nur zur Beruhigung, um seine Sorgen loszuwerden. Sie kam sehr bald zurück, setzte sich still und ruhig zu ihm, so ruhig, daß er aufatmete. Waren sie befreit? Nein. Es war da. Es gab keinen Zweifel mehr.

Und warum weinte sie nicht?

Sie weinte, er hatte ihre Tränen nicht bemerkt. Seitdem sich ihre Liebe so sonderbar geändert hatte, hatte Edgar verlernt, sie zu trösten. Nur er konnte es, sagte sie. Einmal war sie von einem Wagen beinahe überfahren worden, der Kutscher hatte sie in den Kot gestoßen und nachher noch gemein beschimpft. In zerrissenen, mit Straßenkot getränkten Kleidern war Esther zu ihm gekommen, ihr krampfhaftes Weinen war jammervoll. Er hatte sie wie ein Kind getröstet, in zehn Minuten hatte sie gelacht und in seinen Armen vor Lust sich gekrümmt, während die Kleider am Herd trockneten.

Auch jetzt tröstete er sie. Aber sie wollte nicht Lust. Sie war still, seit langem hatte sie „es" gefühlt, daß es kommen mußte, gewußt seit der ersten Nacht, vor so langer Zeit. Aber sie hatte sich nie mit Schmerzen an dieses „es" in Gedanken geklammert, vielleicht es immer gewollt, „es" allein. Aber sein Unglück war nicht zu ermessen? War es so schwer?

Sie liebte ihn jetzt mit einer so sublimen, außerirdischen Liebe, ganz ohne Grund, denn wenn Gründe gegolten hätten, wie hätten sich die Verstummten jetzt in die Augen sehen können?

Draußen regnete es im Gewitter. Es war ein später Apriltag und ungewöhnlich warm. Als sie auf die Straße kamen, hörte der Regen auf. Sie gingen in den Park. Langsam hoben sich die Blätter in der abendlichen Sonne, befreit von der Feuchtigkeit. Goldfarbene Regenwürmer schlängelten sich über ockerfarbigen Sand, die zart gestrichelten Glieder schienen sich neu aus dem Innern der Würmer zu gebären. Die Vögel sangen, am Abhang sah man einen Knaben einen weißen Reifen vor sich hertreiben, Liebespaare schwankten seitwärts in tiefen Schatten. Von überall kamen die Regenwürmer hervor, schwer war es, sie nicht zu zertreten. Während der Mann sein ganzes Wollen

hinzwang, zu schonen die goldenen Windungen der schädellosen Tiere, fühlte er mit Entsetzen, daß etwas ebenso wortloses, ebenso lebendiges im Schoße Esthers lebe und nicht zertreten sein dürfe. Er wollte „es“ also zertreten? Er wollte es, er wußte in seiner Seele, daß er dieses ungeborene Kind haßte. Er konnte nicht ertragen, dieses gegen seinen Willen Lebende lebend zu wissen. Es sprach nichts. Sie sah ihn von der Seite an, nicht anders als sonst, sie lehnte an seinem Arm, mit der gleichen unerträglich sanften Wärme wie sonst.

Er führte sie zur Vorortbahn; noch war es Zeit, hinauszukommen, bevor es dunkel wurde. In schwebendem Entzücken hatte er sonst die rußbeschwerte Luft der Lokomotive eingeatmet. Wie wundervoll waren die schwarzen Berge, an den Konturen leicht gezähnt, wie herrlich weiße Blütenbäume zur Nacht, Wirtshäuser mit Blechmusik am Sonntagnachmittag, Wege, wie Wurzeln sich krümmend, in die Täler gezielt, Waldgründe in Sommerfeuchtigkeit gewölkt, lichte Blumen, gestützt auf leichte Moose. In allem hatte er sich wiedergefunden. Daß anderes lebte, machte auch ihn aufs tiefste leben.

Alles war jung, blühend, glücklich um ihn, den Glücklichen. Bis auf den heutigen Tag. Nun war schon das Abteil wie ein Krankenzimmer. Alles war erfüllt von Berechnung, von Enge, von ewigem Absorgen. Endlich waren sie im Freien. Aber noch nicht frei genug. Er fragte sie, ob sie in ihrem Zustand gehen könne, ob ihr die Feuchtigkeit nicht schade, mußten sie langsam gehen, oder noch nicht?

Die Nacht war tief. Verborgen die Lichter des Ortes hinter schwankenden Zweigen. Ein Vogel schrie, pickte auf dem schon trocken gewordenen Waldboden hin und her, Bäume traten über einem kleinen Weg zusammen, die Kronen verschlangen sich, der Himmel verschwand, der Pfad war ein Tunnel. Weit vorne, jenseits der Lichtung, führte die Landstraße, ein Wagen knarrte, wie Honig schimmerte das Licht der Laterne.

Sie hatten von der Schweiz gesprochen, wenn er angesichts der sicheren Sorgen auf alle großen Pläne verzichtete, gab es ja eine Möglichkeit. Er machte sich klein, er war im Augenblick der Mitleidwürdige, er wollte ver-

zichten für sich, wenn es dann für Esther und das Kind reichte. Er stellte eine Bilanz auf, rechnete Ziffern zusammen auf seiner bloßen Hand, gut, ein ganzes Leben voll von Geldsorgen, eine elende Existenz auch für das Kind, aber es mußte ja sein? Kinder proletarischer Eltern, für die nicht vorgesorgt war, nicht einmal Wäsche war vorbereitet für Esthers Kind, hatten keine starken Lebensaussichten, aber ein Zufall konnte es doch am Leben erhalten? Sie ließ ihn reden, atmete schnell, sagte nichts.

Seit diesen drei Stunden sah ihr jeder die Schwangerschaft an. Zusammengeklumpt ihr sonst so zartes Gesicht, schwer ihr Gang, nichts mehr von dem Mädchen Esther, dem knabenschlanken.

Frühere Tage! Einst verlebte Herbststunden, so kühl, Wintertage, klar belebt, schwarz der Himmel in seiner tiefsten Bläue! Erwachendes Frühjahr, die Zweige geschwellt, warme Luft und warme Blätter, Esther voraus am Wege, rechts und links zugleich, von überallher ihr zwitscherndes Lachen, von überallher die Überraschung ihrer herrlichen Jugend, immer auf der Flucht, bis es plötzlich neben ihm aufrauschte, lautlos aufschwellend neben ihn sich drängte, scheu, wollüstig, Esther.

Heute, am siebenundzwanzigsten April, im vierten Jahre ihrer Gemeinschaft war Esther die unentrinnbare. Gegen seinen Willen zerrte ihn das unsinnigste Verhängnis zu der alten Geliebten, er mochte sich wie immer seine Zukunft vorstellen, irgendwo kroch doch dieses Kind umher. Er sah es immer im Alter von drei Jahren, ein halbes Tier, ohne Sprache, zudringlich, drohend, es zwang ihn, es zu hassen, wie es sich erzwungen hatte, auf der Welt zu sein. Aber die anderen, Esther und dieses Kind, wie fühlte er, daß diese anderen einander lieben würden ohne ihn! Er entschloß sich. Er zerstörte dieses Kind in seinen Gedanken, dann erst konnte es in Esthers Gedanken zerstört werden, und am Ende in Wirklichkeit.

IV.

Edgar ging schnell, er lief, Esther begriff ihn noch nicht, sie eilte ihm nach, er rannte dahin, sprang über Wurzeln, die hoch bogenförmig sich spannten über kaum sichtbare

Saumpfade. Winterlich schwere Gebüsche trat er herab, sie folgte ihm, schweigend, ihr Atem jagte, ihr Herz schlug.

Noch waren die Bäume feucht vom Regen, die Erde schwer am Fuße der hohen Bäume, wo kein Gras wuchs. Er lief weiter, beflügelte sie, verzweifelte Leidenschaft ließ sie jetzt dahinstürmen, Hand in Hand, er hielt die Zweige von ihren Augen ab, aber Esther riß er hoch, vor dem Abhang, der Dämmerung, der Tiefe.

Jetzt hatte sie wieder das alte Gesicht, wollüstig und scheu, Esther, aber war sie mit neuer Jungfräulichkeit geschwellt, „es" lebte noch, „es" würgte ihn wie ein Haar, in seiner Kehle tief. Aber Edgar und Esther, gemeinsam rasend in hingewölbtem Schwung, weiter Wiesen erstes Grün, unter den Füßen sinkender Hang, rollend in Geröll, fliehender Mond unter spiraligen Wolken, blasender Wind über der nächtlichen Waldblöße, der kalt versteinerten Ebene, von einem einzigen Trieb getrieben, schleuderten sie hin auf den Boden: Brust an Brust, Fleisch an Fleisch: in einer verzweifelten Umarmung umarmten sie ihre ganze Liebe noch einmal.

Tränen wurden. Überwältigung. Nun war Esther das Wesen ohne Wissen, die allem Bekannten unbekannte, ein nackter Schoß, eine Seele nackt, nicht der mütterlich schützende Leib, sondern nur des Geliebten Geliebte, Braut.

Sie schämte sich, ihn anzusehen nachher. Von dem Kinde sprach sie nicht mehr. Sie zitterte in Schmerzen, war elend, ohne Mitleid grub der Geliebte seinen Blick in ihr gemartertes Gesicht. In Esthers Gedanken war „es" zerstört. Sie kam an dem nächsten Tage in ein Privathaus. Sie gab einen fremden Namen an. Er durfte ihr nicht schreiben, aber sie durfte es. Sie sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen, das war Hohn und Zärtlichkeit zugleich. Er ließ sie dort, lange ging er unter den Fenstern hin und her. Hunde bellten, Kinder schrien, eine Maschine, vielleicht in einer Druckerei, bewegte sich stöhnend. Ein sehr schönes, sehr junges Mädchen ging vorbei, so leichte zarte Hüften, so feine Knöchel in glimmernden Seidenstrümpfen. Zum erstenmal ergriff Edgar Schmerz um die Geliebte, er wußte, über diesen Tag konnten sie weiterleben, aber nicht mehr

so wie jetzt, eine Esther war auf ewig verloren, wenn auch eine Esther wiederkam.

Am nächsten Tage hatte er nur Angst. Angst vor dem notwendigen „Eingriff", Angst, daß Esther im letzten Augenblick Angst vor dem Eingriff bekäme und „es" zu retten versuchte. Fremde Augen, fremde, robuste Hände, brutale Worte, ihre, der armen Esther kranke Nacktheit fühlte er als seine eigene Schande.

Am dritten Tage dachte er nur an ihren Tod. Tausendmal war solches geschehen, die blühendsten Menschen hatte „es" so hinweggerafft, warum sollte es nicht sie hinwegraffen, die er liebte? Er liebte sie? Alles, fühlte er tief erschüttert, tat sie seinetwegen, unauslöschlich war seine Schuld, ohne Grenzen ihre Liebe.

Was lag jetzt an der Freiheit, an dem ersehnten Alleinsein, an eines neuen Lebens Beginn? Er konnte sich nicht betäuben, Wein wirkte nicht gegen Wirklichkeit, die Welt war zu klein für Flucht. Sie sprechen, ihr schreiben? Esther lag vielleicht schon in dieser Minute auf dem schmutzigen Seziertisch eines Vorstadtspitals, sie krümmte sich nicht unter der knochigen Hand eines betrunkenen Sezierdieners, der ihren zerstörten Leib mit groben Bindfaden zusammennähte. Aber nicht erst der Tod, schon er, Edgar, hatte diesen Körper aufgerissen, ihn mit einem Atom Lust gefüllt und mit einem Berg von Schmerz und Tod. In ihren Fenstern war es dunkel.

Gebrochen von Ekel und Wut kam er nach Hause.

Schlaflos saß er die ganze Nacht, eingehüllt in graue Dumpfheit, mit der Hand ohne Aufhören ein Stück Kerze knetend, bis es, klebrig und grau geworden, an seinen Fingern hing. Am Morgen ging er zu ihr.

V.

Esther, in verdunkeltem Zimmer, riß ohne Worte seine Hand in eine eiserne Klammer zwischen ihre Schulter und den seitwärts gesenkten Kopf.

„Vorbei?"

„Nein, laß es mir, laß es!"

„Habe ich dich je zu etwas gezwungen?"

„Willst du es?"

„—"

„Ein Tier, eine wilde Bestie läßt man austragen, wer läßt die Mutter leben, das Muttertier, und vertilgt das Kind?"

„Habe ich dich hergebracht? Wer kann dich zwingen?"

„Nein, nicht so. Du willst mich nicht, das verstehe ich so gut. Du, was war ich als Geliebte? Als Mutter werde ich leben!"

„Leben, wovon? Du und dein Kind, und ich, der letzte, aber doch auch ein Mensch."

„Ich werde arbeiten."

„Du hast doch bis jetzt gearbeitet und doch muß ich es bezahlen, wenn du hier zu Bett liegst. Ist das gemein? Es ist so."

„Im Bett? Ich erwarte ihn."

„Wen?"

„Der es schlachten soll!"

„Schlachten! Worte! Kleide dich an, komm fort. Wie du willst."

„Nicht so. Nicht so! Ist es nicht von dir? Ich habe dich doch geliebt, kannst du es nicht fassen, ich bin nicht mehr, was du bis jetzt bei dir gehabt hast, in mir ist jetzt etwas anderes, ja, da, da," sie nahm seine Hand und führte sie an ihre eisenschwere Brust, die von Feuchtigkeit triefte, wie ein Baum im Mittagsgewitter August, „das fließt aus mir, seit der Hetzjagd im Wald, seit diesem Abend."

„Meine Brust ist Mutter, ich soll es nicht sein?"

„Wer besteht darauf, ich bin der letzte . . ."

„Der letzte! Der letzte!" Sie drückte auf einen Klingelknopf, ein stämmiges, dickes, kleines Weib, wie ein Insekt lackartig glänzend in spiegelnder Wachstischschürze bis zu den Fersen, erschien: „Gnädige Frau?"

„Kann der Arzt kommen? Kann er augenblicklich kommen?"

„Wir werden telephonieren", sie verschwand, entglitzerte.

„Ich gehe", sagte Edgar.

„Nein! Soll ‚es' vertilgt werden, dann unter deinen Augen!"

„Esther!"

„Nun?"
„Wie soll ich dir danken?"
Knirschend hervorgerollt, „Edgar!"
Das Weib: „Der Herr wird sofort kommen, zur Untersuchung."
Edgar: „Untersuchung?"
„O, keine Angst. Dein Wille geschieht, es ist ernst, Liebling!" Zu dem Weib: „Kann ich meine Kleider anbehalten, muß ich nackt sein?"
„Aber Gnädigste, wie Sie wollen! Es ist höchstens, daß etwas schmutzig wird."
„Dann kleide ich mich an."
„Aber, Gnädigste, der Herr . . ."
„Mein Bruder."
Der Arzt: „Wir wollen also gleich uns umsehen. Aber hier, der Herr?"
„Der Bruder der Dame."
„So, also der Bruder der Dame. Sie können, verehrte Gnädige, das Tuch ohne Besorgnis vom Gesicht nehmen. Ich bin Arzt, sollten wir uns in Gesellschaft treffen, sind Sie mir fremd, ich Ihnen . . . selbstverständlich . . . unser Eid, übrigens, welche Bagatelle, eine Untersuchung, sonst nichts! Schmerzlos."
Esther, ein Tuch um den Kopf, ihr Gesicht zu verbergen, wankte an Edgars Hand aus dem dunklen Zimmer, von Ihrer Brust rann Mütterlichkeit, Nässe fast schwarz auf leicht vergilbten Spitzen. Halbblind erturnte sie den hohen Operationstisch. Sie sagte nichts, seufzte nicht. Ihre Hose, handbreite Stickerei um die Knie, so mädchenhaft, ihrer Schenkel edel geschwungenes Fleisch, alles goldgelb, elektrisch umgleißt vom blendenden Scheinwerfer. Sie stieß Edgars Hand von sich, er schlich in den Winkel, Metall klirrte, Wasser rauschte.
„Also? Es ist vorbei, meine Dame! Die Untersuchung hat nichts — bedrohliches ergeben. Sollte aber doch, was nicht vorauszusehen, und nicht beabsichtigt, gewisse Blutungen einsetzen, so bitte mich zu verständigen, auch zur Nacht! Sie! Sie," er stieß Edgar an, „helfen Sie, machen Sie mit, tragen Sie mit mir Ihre Schwester in ihr Zimmer zurück!"

„Lassen Sie ihn!“ Unter einem Schwall von Tränen schleuderte sie das Tuch, das ihr Gesicht verbarg, zur Erde, gebückt wie ein Tier, schwer schleifte sie durch das helle Zimmer in ihren Raum, wo im Dunkel Hitze brütete.

VI.

Am nächsten Tage rief Edgar seine Geliebte an, es meldete sich die Wirtin, sagte, alles gehe gut, nach zwei Tagen hieß es, die Dame sei bereits auf dem Wege der Besserung, immer wurde Esther an den Apparat gerufen, sie kam nie. Er schrieb ihr. Seine Vermögensverhältnisse hatten sich gebessert, er konnte Esther eine unvergleichlich schönere Existenz verschaffen, sie sollte in den Beruf nicht mehr zurück. Er war erschüttert, besänftigt durch ihre Tat, daß „es“ nicht mehr lebte, gab ihm ein neues Dasein, eine neue Gewalt, da sein Wille sich durchgesetzt hatte, Esthers Liebe zu ihm die Natur überwunden hatte. Aber sehr lange erfuhr er nichts von ihr, als daß sie lebte, dann schrieb sie auf einer bunten Karte mit unleserlichem Poststempel: „Bitte, mir jetzt nicht zu schreiben.“ Drei Tage nachher las er in der Zeitung, daß sie sich mit dem Bankier Anschütz, seinem Freund, verlobt hatte, sechs Wochen nachher fand die Trauung statt ohne Fest, nur in Gegenwart der Zeugen.

Edgar verreiste, seine Aktien waren inzwischen von 700 auf 825 gestiegen. Kaum war er zurück, wurde er telephonisch angerufen, der Bankier meldete sich: Edgar sprach seine Glückwünsche aus, aber nicht darum handelte es sich, die Papiere wankten, sehr sicher war nichts, sollte man verkaufen? Der Bankier antwortete nicht, die Verbindung wurde wie durch Zufall unterbrochen. Edgar, der seine Ruhe und sein Kapital für eine Erfindung, einen neuen Farbstoff, brauchte, rief nochmals an, Anschütz antwortete etwas ungeduldig, er könne seinen Rat nicht mehr wie bisher „unter Freunden“ geben, die Verantwortung sei zu groß. Schließlich riet er Edgar, entweder augenblicklich, wenn auch mit Verlust loszuschlagen, oder zu warten, er selbst scheide aus, Edgar fühlte erst beim letzten Wort am Telephon, daß er einen Freund verloren hatte.

Nun lebte er, ganz wieder, wie in der Zeit vor Esther, in seine Arbeit hineingezwungen in seinem Laboratorium. Er

hatte mit der Unterstützung eines jüngeren Kollegen eine Erfindung gemacht, ein nie dagewesenes Rot, eine wundervolle Farbe, säureecht, unzerstörbar.

Nach Wochen meldete sich der Bankier wieder, er rief nachts an. Am Telephon hörte man Summen, Musik, wie auf einen Gummifaden gespannt. Es sei Gesellschaft bei ihm, sagte er, dennoch riefe er an. Die Papiere zeigten Tendenz nach abwärts, sollte man abstoßen? Er entschuldigte sich mit keinem Worte, das er den früheren Freund nicht zu sich einlade, ihn nur so im Vorübergehen am Telephon seine Entschlüsse abzwinge. Verantwortung übernehme er nicht, riete aber doch dazu zuzuwarten, die Deckung, für die er seit zehn Jahren aus eigenem gebürgt, müsse freilich erhöht werden. Wie? Vielleicht einen Vorschuß auf den Gehalt Edgars als Chemiker, denn auch die Fabrik, in der Edgar arbeitete, gehörte der Bank Anschütz.

Drei Tage nachher war alles verloren, die Aktien standen so tief, daß Edgar dem Bankier einen Betrag schuldete, der nie abzuzahlen war. Aber Esther, zum erstenmal Esthers Stimme am Telephon, sagte, er solle sich keine Sorgen machen, Edgars Stellung in der Fabrik, fast leitend, blieb. Edgars Stellung in der Fabrik, fast leitend, war unhaltbar, denn sein Mitarbeiter, der um acht Jahre jüngere Mitarbeiter, wurde Chefchemiker, stand über Edgar. Die Erfindung, bei dem verpfändeten Gehalt die einzige Rettung, war beiden Chemikern bekannt. Trat Edgar aus, blieb dem Jüngeren alles, mit ihm zusammenzuarbeiten war trotz der Demütigung, die der alternde Edgar auf sich nehmen wollte, unmöglich. Der Direktor der Fabrik war machtlos. Anschütz war der Herr, Anschütz hatte es so verfügt. Aber die Erfindung, das neue Rot, wurde von Anschütz dem Assistenten zuerkannt. Edgar hätte doch nichts dabei getan, als die schmutzigen Probiergläser auszuwaschen, und sich unaufhörlich die farbigen Hände mit Bimsstein zu reinigen. Das war Lüge? Dann sollte doch Edgar persönlich zu Anschütz, und freundschaftlich alles aufklären. Edgar ging. Anschütz war stets unerreichbar. Man ließ ihn warten, niedersitzen in einem ungeheizten Zimmer, nebenan war Anschütz zu hören, wie er lachte, mit Esther sich lange unterhielt, seine Schritte schienen oft nahe der Tür, seine

Hände drückten schon an der Klinke, Edgar erhob sich, aber niemand kam, es wurde still. Edgar nahm sich zusammen, er trat ein, fand Esther allein. Sie war sehr elegant, mit Schmuck behängt, sehr verjüngt, ein junges Mädchen, ein glücklicher Mensch.

„Was willst du? Deine Stelle ist vergeben, nicht einem besseren, einem anderen einfach. Warum hast du so lange gewartet? Die Stadt ist zu klein für Edgar und Esther. Die Welt ist groß. Man wird dich entschädigen. Du erhältst Nachricht. Kommen? Nein, man schreibt dir."

Nach kurzer Zeit kam ein Angebot. Edgar reiste in den Ort, der frühere Chemiker war an Lungenblutungen erkrankt, er lag in elendem Zustande in einem verlotterten Hotelzimmer. Die Tätigkeit, unaufhörlich in feuchten Salzsäuredämpfen, verätzte jede Lunge, auch sein Vorgänger sei erkrankt, erzählte er und warnte.

Edgar kehrte zu Esther zurück. „So, das ist schade," immer lächelnd, „wozu es leugnen, ich will dich nicht hier."

„Man wird mich nicht sehen."

„Aber, Edgar, wozu die Demütigung, vor ihm, meinem Mann. Du!"

„Denke doch, du zwingst mich zum Selbstmord, erinnere dich . . ."

„Erinnern? Liebe ich dich nicht? Aber wir sprechen von Geschäften. Warum hast du deine Papiere nicht behalten, du wärest Millionär. Wozu es leugnen, es machte mir Spaß, und für ihn, meinen Mann, war es ein gutes Geschäft. Mein Rat ist: Gehe ruhig in die Fabrik, die neue Farbe gelingt dir, dann bist du dein eigener Herr. Das war doch stets dein Wunsch. Aber beeile dich, auch die Stelle dort könnte besetzt sein."

Edgar reiste hin, arbeitete den ganzen Winter dort, schlief in dem Bett des erkrankten Vorgängers in dem verlotterten Hotel. Die Zeit war fürchterlich, er hatte alle Mühe für die Fabrik, dazu reichte kaum der Tag, die Nacht brauchte er für sein R o t.

In einer Märznacht schlief er bleiernen Schlaf, auf die Glasplatte des Tisches gesunken. Er träumte, er schwämme durch das Meer, im Munde alle salzige Bitternis des Meer-

wassers, und Esther, über den Bord eines Schiffes gelehnt, schütte neue Bitternis in seinen Schlund. Er erwachte. Es war Blut.

Er reiste zurück, zu dem einzigen Menschen, den er kannte, Esther: „Blut? Einfache Lungenblutungen, Tuberkulose ist es nicht."

„Du bist gut unterrichtet."

„Ich denke viel an dich, weil ich dich liebe. Du bist grau geworden. Mußt du das?"

Sie fuhr mit ihrer Hand in den Schlitz seines Hemdes, befühlte wie ein Liebender Edgars Brust, sein hart pochendes Herz, seine Haut, die schwamm in bitterer Feuchtigkeit.

„Ich will dir etwas sagen, aber nicht hier. Ich will dir etwas vorschlagen, nur ein Geschäft, aber nicht hier, willst du?"

„Komm zu mir?"

„Kommen? Wohin?"

„Hast du vergessen, wo ich wohnte? Esther, hast du vergessen? . . ."

„Habe ich vergessen?" sagte sie und ein fürchterliches Lächeln ging um ihren Mund.

VII.

Am nächsten Abend, Esther zu Edgar: „Was ich von dir will? Ein nacktes Geschäft. Ich bin zwei Jahre verheiratet, mein Mann ist jung, ist stark, jünger, stärker als du. Aber ich bin nicht mehr fruchtbar.

Meine Brust hat zu fließen nicht mehr aufgehört, in mir ist es Mutter, wie kann ich weiterleben? Steh jetzt nicht auf, rühre dich nicht, du wirst deine Kräfte noch brauchen, heute Nacht, das ist mein Geschäft.

Du bist in Geldsorgen, so kann dir nur durch Geld geholfen werden. Dieses Geld erhältst du, wenn du mir meinen Willen tust und dann verschwindest, das wird auch deine Absicht sein, denn zu sagen haben wir uns sonst heute nichts. Nimm mich, aber nimm mich nicht als die Esther, die du gehabt hast. Jetzt will ich nur eins: fruchtbar sein. Ich bin ohne Kleider vor dir gelegen, nackt bin ich jetzt vor ihm, nachts wälze ich mich über ihn, meinen Mann,

aber er ist eine unfruchtbare Quelle, wer konnte das vorher wissen? Aber jetzt genug Worte, ist es dir heute recht? Kann ich angezogen bleiben, soll ich nackt sein, mir ist es gleich. Wie alles, nur das eine nicht, ‚es'."

Er tat es aus Not. Ohne Worte, wie sie es verlangte, umwand er die verwandelte Geliebte in eine kalte Umarmung.

„Liebe ich dich noch?" sagte sie, „zürne ich dir, du hast mich zum Menschen gemacht, du hast mich zum Tier gemacht. Und du, und du," sie strich mit steinernem Finger eine tiefe Linie von der Halsgrube über das Brustbein den Leib hinab den schmerzlich aufatmendem Geliebten, „jetzt, wo du leidest, bist du Mann. Deine Lunge wund? Daß deine Wunde nicht außen liegt, Esther würde dich heilen." Sie überbreitete sich ihm, Feuchtigkeit, lauwarme, streifte, wie einer Weide regengetränkte Zweige, seine hingestreckte Gestalt, ihre langen Augenwimpern, tränenumflossen, liebkosten sein vereistes Herz mit Liebkosungen, ungeahnt.

Er fühlte: Hätte ich doch einen Stachel, eisern, rostig, mit Widerhaken, damit ich ihn in sie bohren könnte!

Er sagte: Mein Geld, wann?

„Morgen, erwarte mich etwas früher."

Am nächsten Tage war sie schon um fünf Uhr da, sie verdunkelte das Zimmer, entkleidete sich, erwartete ihn. War er roh, sie freute sich. Geld brachte sie nicht.

Am dritten Tage: „Es ist genug, ich will nicht mehr."

„Was habe ich dir getan? Edgar?"

„Was noch? Du weißt alles. Mein Vermögen . . ."

„Mein Kind . . ."

„Meine Stellung, meine Zukunft, die Erfindung . . ."

„Mein Kind . . ."

Er riß Furchen in sein verstörtes Gesicht, er grub mit seinen von der Färberarbeit farbig gebeizten Fingern Gruben zwischen Stirn und Mund: „Meine Gesundheit, mein Leben, mein Mund voll Blut?" Sie schwieg. „Bist das alles nicht du?"

„Es ist heute zum letztenmal, der Abschiedstag. Wobei soll ich schwören?" Auch am nächsten Tage brachte sie nur Zärtlichkeiten, Geld aber nicht. Er ergriff die im Zimmer lüstern Umhertaumelnde an den Fußknöcheln,

stürzte sie von untenher krachend auf den Erdboden. „Hast du kein Erbarmen, was bin ich dir?"

„Liebling" flötete Esther.

„Noch bin ich nicht wehrlos. Für mich habe ich nichts mehr zu hoffen, endlich sehe ich das Muß, aber du sollst nicht reine Freude haben." Er fuhr mit beiden Händen unter ihr Beinkleid, mit den Händen es ausweitend, zerfetzte er es zischend, mit den Nägeln riß er Stücke heraus und ballte sie in einen Knäuel in seiner Faust. Sie hielt ihm ihr weißes Gesicht entgegen, voll Hohn: „Wie willst du mir drohen?"

„Ein Wort an deinen Mann..."

„Und wenn er es weiß? Wenn er mich herschickt zu dir? Aber gleich. Es ist genug. Ich bin zu versöhnen. Ich bin es nicht, es ist meine Natur. Meine Natur will Befriedigung, ein Kind, lebendigen Samen. Was ist Esther als Geliebte? Du hast mich gehaßt, in dem, was aus mir kommen sollte. Was bin ich als Gattin?" Sie breitete die zerrissenen Stücke Spitze auf ihren Fingern aus und blies mit lauem Atem hindurch. „Als Mutter werde ich leben."

Nach einer Woche kam sie, aber sie verdunkelte das Zimmer nicht, warf sich ihm nicht hin.

„Es wächst in mir."

„Und..."

„Hast du es nur des Geldes wegen getan? Ist das noch Edgar? Einerlei, morgen bringe ich dir das Geld. Um vier Uhr erwarte mich."

Edgar verbrachte die Nacht schlaflos aus Haß.

Um vier Uhr übergab sie ihm einen Scheck, um viertel fünf erschien Anschütz, von Edgar durch ein anonymes Telegramm bestellt. „Bin ich zugrunde gegangen," sagte er zu Esther, während der Mann an der Tür pochte, „dann wenigstens nicht allein."

„Warte ab", sagte Esther, sie trat Anschütz mit Unbefangenheit entgegen. „Mein Jugendfreund", sagte sie, wie sie vor Jahren zu dem dienenden Weib gesagt hatte. „Mein Bruder." Anschütz ging scheinbar beruhigt mit Esther fort, Edgar wurde seiner Infamie nicht froh, das Geld wurde ihm nicht ausgezahlt, Esther hatte es gesperrt.

Edgar konnte ohne Geld die verhaßte Stadt nicht ver-

lassen. Er bekam nach langem Suchen eine Stelle als Hilfschemiker in einer Anstalt, wo man Kot, Urin, Auswurf chemisch untersuchte, aber auch zu dieser Arbeit ließ man ihn nur widerwillig zu, da ältere Kräfte wie er als schwer behandelbar galten. Und dann, was konnte ein Mensch leisten, der es in Edgars Alter zu keiner Position gebracht hatte und sich in den Zeitungen anbot?

In der Mitte des Sommers traf Edgar Esther. „Du bist immer noch hier? Konntest nicht fort. Ich bin unschuldig. Anschütz hatte Verdacht, es durfte kein größerer Betrag auf geheimnisvolle Art ausgegeben werden, du verstehst."

„Aber du hast doch den Scheck schon vorher gesperrt."

„War es nicht gut für mich? Ich kannte dich."

„Willst du mich jetzt gehen lassen?"

„Hast du keine Zeit für mich? Ich könnte dir manches erzählen, komm mit mir ins Freie, in den Wald, wo wir damals waren, erinnerst du dich?"

Während der Fahrt: „Wie lebst du? Du siehst nicht gut aus, bist du denn wirklich krank? Deine Erfindung? Dein tägliches Brot?"

„Ich untersuche, was die Menschen auswerfen, sie bringen Kot in kleinen Töpfen von Liebigs Fleischextrakt, eitrigen Speichel in Wassergläsern, die mit einem Taschentuch oben zugebunden sind, und anderes —, aber genug, auch so kann man leben."

Sie stiegen an der gleichen Station aus, wie an dem späten Abend im April, nach dem Gewitter, sie suchten die Gegend des stürmenden Laufes, die Waldblöße, den Winkel, wo sie sich endlich, einer hinstürzend über den andern in verzweifelter Umarmung berauscht hatten, aber sie fanden die Gegend nicht mehr.

„Wie sollten wir den Eingang zur Hölle finden, da wir doch mitten in ihr leben? Ich habe ‚es' noch nicht, bin noch nicht gerettet, Anschütz hat Verdacht, er berührt mich seit dem Abend bei dir nicht mehr, er lauert mir auf, spioniert mir nach, sieh her", sie streifte den Ärmel ihrer spitzenumflossenen Bluse von der Schulter, eine leicht verharschte Wunde wies sich. „Verstehst du das? Diese Wunde gibt alle vier Wochen Blut. Dieses Blut soll Anschütz täuschen, mein Kind vor ihm schützen, inzwischen," sie rauschte

auf der Erde zusammen und schwere Wolken starken Parfüms erhoben sich zu Edgar, „inzwischen locke ich ihn Nacht für Nacht, mit was man Menschen seiner Art lockt, bis es gelingt. ‚Es' wird leben, ich lebe in zweifacher Welt, wachend hier, schlafend dort, ich fühle, wie es in mir aufgeht, ich habe etwas, das du nie gekannt hast, auch in meiner ersten Nacht nie, ich höre immer, wie es lebt in mir."

Sie standen zwischen harzstrotzenden jungen Bäumen, in wehenden Wänden ohne Dach, in hoch flirrendem Mittag.

Alles an ihr starrte wie heißes Erz ihm entgegen, ihre gewaltige Brust mit blauschwarzem Hof in der Mitte, glühte. „Bist das nicht du, Edgar, jetzt erst du?" Adern in verknäuelten Strängen zogen von allen Seiten dieser Brust zu, vor seinen Augen sah Edgar diese Brust sich wie Wolken senken, die Brustwarzen sich abwärts, herzwärts neigen, einem Kinde entgegen, das geahnt war in diesem Augenblick aufzusteigen aus dem geschwellten Leibe zu der glühenden Quelle dieser mütterlichen Brust.

„Ich werde dich nicht vergessen, bald muß es sich entscheiden, wird das Kind gerettet, ich schwöre es dir, dann bist du es auch!" So kehrten sie in die Stadt zurück.

VIII.

Nach vier Wochen war abends Esther vor der Schwelle von Edgars Tür, dort hatte sie den ganzen Nachmittag gewartet. Auf das Fensterbrett des nächsten Stockwerks gehockt, da sie in ihrem Zustand nicht lange stehen konnte. Statt der Worte zeigte Esther, die sonst so knabenschlanke ihre wie Säulen angeschwollenen Beine. Stumm spielte sie mit dem Geliebten von einst, griff ihm in die Hosentasche, holte loses Geld heraus, ließ es klingeln, „ist das alles?" machte einen Zug in seine Brusttasche, entfaltete die gefundenen Banknoten wie Spielkarten zu einem Fächer in ihrer Hand, legte schließlich ihre Ohrgehänge hinzu, Ringe, eine kleine Uhr. „Das ist unser Geld, ich kehre zu meinem Mann nicht mehr zurück. Für ihn spiele ich umsonst Komödie. Für mich, sagt er, die Wunde an der Schulter, wer könnte derartiges glauben, wenn dein Bauch den Leuten zum Gelächter dient, wenn deine Elefantenbeine jeden

Strumpf zerreißen. Ich habe Liebe nie verlangt, sagt er, bloß Aufrichtigkeit, du warst nicht schön, bist mittellos, Edgars abgelegte Geliebte, ich liebte dich trotzdem, sagt er, aber das da, und er faßt an meinen Leib, wessen Frucht? Mein Kind ist das nicht. Du bist um zwanzig Jahre jünger als ich, dein Kind ist um dreißig Jahre jünger als du, ihr werdet mich beerben. Würdet, sagt er. Mord könnte ich verstehen, Diebstahl nicht, dein Kind bestiehlt mich und meine Nachkommen, an denen du nicht hättest verzweifeln müssen. Dienstboten traten ein. Schweige jetzt, sagte ich. Nein, sagt er, es mögen alle davon wissen, nur so entgeht man dem Gespött, ich lege keinen Wert mehr darauf, dich als Hausfrau hier zu sehen. Ich ging. Zu wem zurückkehren?

Nun sind wir eins, nicht mehr zwei, ich habe mich zugrunde gerichtet mit dir und mein Kind. Hätte ich dir deinen Sündenlohn gegeben, dann hätten alle drei Brot. Ist es vorbei? Was bist du, was hast du? Und vor allem eins: läßt du „es" am Leben?"

Edgar ließ „es" leben. Er selbst kündigte, weil Esther es so riet, die Stellung am Untersuchungslaboratorium, sein früherer Assistent hatte die Erfindung jener Farbe nicht vollendet, es bestand noch die Möglichkeit für ihn, die Sache zum Gelingen zu bringen. Esther verkaufte alles, was sie an Schmuck hatte, man schaffte dafür eine chemische Wage, einen Arbeitstisch, Platintiegel an, eine große Anzahl von Flaschen kam, da schon die Ausdünstung von ganz unschuldigen Lösungen Edgars kranke Kehle reizte, in den Raum zwischen den Fenstern. Esther diente ihm wie eine Magd, so retteten sie durch die Sommermonate ein erbärmliches Dasein, die Arbeit ging ohne Glück vor sich.

Eines Nachts erwachte Edgar, Blut auf die von Esther frisch gewaschenen Kissen speiend. Esther, hochschwanger, flackernd im Kerzenlicht, riß ihm den Kopf aus dem Bereich der Kissen, tauchte ein Handtuch in Wasser, hielt es ihm unter den Mund. „Blut!" stammelte er.

„Nun, Blut! Mußt du die Kissen beschmutzen, wir müssen darauf liegen, wer wird sie waschen?" Schluchzend: „Nun erst ist ‚es' verloren, wo es gebären, für wen zuerst sorgen, wohin es legen? wenn er schon da liegt!" Sie faßte

das Handtuch und preßte es aus, blutige Flüssigkeit tröpfelte zur Erde, mit ihren Tränen vereint; so verbrachte sie stöhnend die Nacht und ließ die Hand nicht von Edgars Stirn.

Am nächsten Morgen ging sie zu dem Weib, das sie in funkelnder Wachsschürze, glänzend wie ein Insekt, empfing, als wäre sie gestern eben von dort fortgegangen. Der Arzt, höflich, gemein, alltäglich zugewandt dem unerhörtesten Mord der Mutter an ihrer Mütterlichkeit, tat, was man von ihm erwartete, wofür sie ihn mit dem letzen Gelde bezahlte. Das Kind wurde vertilgt. Sie kehrte zu Edgar zurück, pflegte ihn, bis er sich wieder erheben konnte, um in das Untersuchungslaboratorium zurückzukehren, wo man ihn aus Mitleid wieder einstellte. Auch Esther verdiente ihr tägliches Brot.

Edgar und Esther lebten miteinander viele Jahre, nachdem sie einander geliebt hatten. Sie wehrten sich nicht gegen Kindersegen, als sich ihre Einkünfte gehoben hatten, aber es kam nichts mehr.

Sie wohnten am äußersten Ende der Stadt, liebten sich nicht und haßten sich nicht, der Spiegel in dem Glase Wasser zwischen ihnen bei den grauen Mahlzeiten trübte sich nicht; rührt sich nie, sie lebten ihre alternde Zeit, als wäre es Unsterblichkeit, sie erwarteten weder Gutes noch Böses. Er, der Irrsinn und menschenleere Einsamkeit gefürchtet hatte, war verflucht zu endlosem Alter, nie von Esther verlassen, sie, die Mutter ohne Samen, verdorrt, ein Strauch am Gestein.

FRANZ WERFEL: *DER DSCHIN*

Ein Märchen

Prinz Ghazanfar, Nachkomme des großen Khalifen und ruhmreicher Seefahrer, erlitt auf einer Reise, die er nach den nordischen Meeren unternahm, mit seiner wohlgerüsteten Gallione Schiffbruch.

Er konnte sich mit drei seiner Gefährten an die Küste eines Nebellandes retten, in dessen schmalen unzähligen und zerklüfteten Buchten Sturm und Meer sich beruhigten.

Die Schiffbrüchigen kannten den Namen des Landes nicht, noch auch wußten sie, ob das Fatum sie an einen Kontinent oder auf eine Insel verschlagen hatte; sie konnten auch nicht feststellen, in welcher Breite, unter welchen Gestirnen sie geborgen waren.

Der Abend brach an. Sie froren in ihren nassen Kleidern, die der neblige Wind fest um die Leiber preßte. Ghazanfar, der Prinz, sprach: „Lasset uns sehen, ob dies ein bewohntes Gebiet ist! Wir wollen hier über die Felsen klettern, um auf die Höhe zu gelangen."

Die drei anderen gehorchten schweigend und müde, und als sie nach mancher Mühe die Hochfläche erreicht hatten, war es gänzlich Nacht geworden.

Sie irrten eine geraume Weile umher, um die Richtung zu finden, die ins Innere des Landes führen mochte. Plötzlich entdeckte der Prinz, daß sie auf einen gar nicht sehr ausgetretenen Fußpfad geraten waren — und glücklich erleichtert verfolgten sie den, besorgt, daß er ihnen unter den Füßen nicht entwische.

So wanderten sie in sternloser Nacht dahin — und nur ein weißlicher Schein, wie von Nebel, gab ihnen soviel

Licht, daß sie die Sicherheit der Füße nachprüfen konnten, die wie Pferde im Schnee mit großer Wachsamkeit den Weg weiterfühlten.

Sie glaubten, sie würden immer tiefer ins Land gelangen, und es könnte lange nicht mehr währen, so müßten sich die ersten Wohnstätten von Menschen zeigen.

Wie freuten sie sich, als in der Ferne ein Lichtflecken auftauchte, ein zackig bewegter Schein. Da kümmerten sie sich nicht weiter um den Weg und eilten auf diesen Schein zu.

Bald aber merkten sie, daß sie entlang der Küste gewandert waren, und daß dieser Schein von einem großen Feuer kam, das auf der Spitze eines dicken uralten Turmes brannte. Sie waren doppelt froh, der gefährlichen Reise in götzendienerisches Land ledig zu sein und ein Quartier dicht am offenen Strand gefunden zu haben. — Schon morgen vielleicht würde ein Schiff in Sicht kommen.

Ghazanfar schlug mit einem Stein gegen das niedrige eisenrostige Tor des Turms. Bald hörten die Männer auch langsam knarrenden Schritt eine krachende Treppe hinab — das widerwillige Schloß kreischte und die Türe wurde aufgetan.

Es stand in der Türe ein kleiner bartloser Greis mit einem geschützten Licht in der Hand. Er trug hohe Wasserstiefel, sein Mantel, der mit zwei Riemen um die Brust befestigt war, wurde vom einstürmenden Wind ins Dunkel zurückgeweht. Bis über die Hüfte des Alten schmiegte sich ein großer Hund, auf dessen Kopf die rissige, dickadrige Hand lag, deutlich beleuchtet.

Auch der Hund schien sehr alt zu sein. Er knurrte, und wenn er dabei den Rachen aufsperrte, sah man, daß der fast zahnlos war. Die Schnauze rissig, die Augen von einer eiternden Krankheit entstellt — und überall aus dem einstmals schönen Fell dichte Büschel und Zotteln gerissen, glich dieses Tier einer vom Herbste verwüsteten Heide.

Ghazanfar erzählte sein und seiner Gefährten Mißgeschick — und bat den Alten um Speise und Nachtlager.

Gott, gepriesen sei der Glorreiche und Große, wird es ihm lohnen.

Der Greis gluckste und zeigte auf den Mund. Er war

stumm. Doch während der Hund in aufgeregten Stößen bellte, winkte der Alte den Fremdlingen, ihm zu folgen.

Voran stieg er jetzt mit seinem Licht die enge Treppe empor, hinter ihm der Prinz und seine Begleiter. Ihre Schritte donnerten gewaltig. Der Hund huschte an allen vorbei. Bald war er seinem Herrn voraus, bald beschnupperte er die Füße des letzten Mannes, der keuchend, eine Hand aufs Knie gestützt, die andre gegen die Mauer stemmend, die Treppe erklomm.

Eine unbändige Freude schien den alten Köter erfaßt zu haben. Es mochte die Verwirrung sein, die in diese Einöde die Schritte der Schiffbrüchigen gebracht hatten, Ahnung eines besseren Bissens, vielleicht auch ein geheimnisvollerer Grund, der ihn so erregte; denn wer erkennt den verschlossenen Ausdruck der Tiere?

Die Treppe mündete endlich in ein großes Gemach, in welches die Männer durch eine Falltüre stiegen. Drei Fensterscharten im gewaltigen Gemäuer zeigten gegen das Meer. In einem offenen Herde brannte ein Feuer von Lärchenholz, magisch rauchend und duftend. Über diesem Feuer hing ein Suppenkessel, der schon dampfte.

An den Wänden standen einige Pritschen. In der Mitte des Saales ein riesiger Pritschentisch, der viele Schläfer beherbergen konnte. — Es hatte den Anschein, als würde hier täglich für Gestrandete Speise und Lager bereitet. —

Auch war es klar, daß das große Feuer auf der Spitze des Turmes ein Wacht- und Leuchtfeuer war. — Immer wieder kletterte der Stumme eine Leiter empor, hob eine Klappe in der Decke des Gewölbes auf und verschwand, während ein wilder roter Widerschein den Raum erfüllte, mächtig aufatmend, denn der Türmer warf riesige Holzbündel in die Glut.

Ghazanfar und seine Gefährten streckten sich auf den Pritschen in glücklicher Erschöpfung aus, doch vergaß keiner, vorher sein Gebet zu verrichten. Allah hatte sie vor Abenteuern bewahrt.

Inzwischen war die Suppe fertig geworden. Sie erquickten sich an der warmen Speise, schlürften, und brachen das Brot, von dem der Alte jedem einen Laib gereicht hatte.

Der Hund lag die ganze Zeit am Herde und starrte aus seinen regungslosen kranken Augen die Männer an.

Das Herdfeuer wurde schütterer. Die Männer waren satt. Der Turmwächter ergriff sein Windlicht, verbeugte sich, stieß einen glucksenden Laut aus, der seinem Tiere galt. Er verschwand durch die Falltüre, der Hund, nachschleichend, mit ihm.

Ehe noch das Getappe des Alten auf der Treppe verhallte, waren die drei Edelleute eingeschlafen. Ghazanfar allein wachte noch und überdachte mit Unmut seine Fahrt, die solch ein böses Ende genommen hatte. Fast war es ihm leid, daß Gott ihn vor Gefahren bewahrt, daß er, kaum aus grimmigem Meere gerettet, so bald eine barmherzige Stätte hatte finden dürfen.

Kraft und Heldensinn rührten sich in ihm. Doch war die Müdigkeit groß, und während sein Gefolge schon stöhnte und schnarchte, sank er selbst in Schlaf.

Es schien ihm, daß er nicht lange geschlummert habe, als er auf einmal erwacht war.

Noch immer glühten die Scheite am Herd.

Welcher Schrecken, als er kurze üble Atemstöße über seiner Stirne fühlte. Wild setzte er sich auf. Dicht am Kopfende der Pritsche stand des Türmers Hund und wandte sein Starren nicht ab. Nur manchmal kniff er die gelben eitrigen Augen ein, dann wieder ließ er die Zunge lang aus dem Maul hängen und leckte die Schnauze ab.

Dem Prinzen und Moslem graute vor dem unreinen Tier. Doch auch er konnte die Augen nicht abwenden; ihm waren die Glieder wie gelähmt. Der Hund brummte und heulte leise; seiner Räude entströmte ein schlechter Geruch, der Ghazanfar mit Ekel erfüllte.

Immer deutlicher heulte der Hund — und nicht im mindesten wunderte sich der Prinz, als er nach und nach Worte und Sätze unterscheiden konnte, die das Tier ungelenk und gedämpft hervorbellte.

„Gelobt sei, vor dem keine Macht ist, Gott der Glorreiche und Große! Bist du Ghazanfar, der Prinz, der mir verheißen wurde?"

„Ich bin Ghazanfar, der Prinz, Seefahrer auf allen Meeren, schiffbrüchig am nordischen Strand."

„So bist du's?"

„Ich bin's."

Da begann der Hund wild mit dem Schwanze zu wedeln und bellte fast unverständlich vor Erregung:

„Du bist's, du bist's! Mir verheißen als Erlöser! Denn was bin ich denn anderes als auch ein Prinz, verzaubert in diesen alten gebrechlichen Hundsleib, verschlagen auf diese langweilige Insel, verdammt zum Sklaven des stummen Mannes? In Hundsfell verzauberter Prinz bin ich! Wisse es, Ghazanfar, mein Erlöser, wisse es!"

„Hund" — sagte Ghazanfar — „wenn du ein Prinz und Edler meines Standes bist, was mußt du in diesem eklen unreinen Leibe leiden? Was mußt du am Gestank deines Haars und deines Hauchs leiden, ewig fremd in dir selbst? Wenn du dein Maul auftust, öffnest du einen Rachen und keinen Mund mit schönen edlen Zahnreihen. Überall bist du behaart und räudig — und den biegsamen Körper, den haarlosen Leib des Königsohns, in dem du zu Hause bist, hast du verloren! Heimatloser ist kein Geschöpf als du in Hundsleib Verzauberter!"

„Wohlverstanden hast du meinen Schmerz, gut mitgegelitten hast du meinen Schmerz, o Prinz — und du wirst nicht zögern, mich zu dem zu erlösen, der ich bin."

Ghazanfar aber gab zur Antwort:

„Nichts Höheres kenne ich auf der Welt, als Unschönes in Schönes zu wandeln, Unreines in Reines. Dafür kämpfe ich und befahre die Meere. Hund, auch dir will ich helfen, wenn du ein Prinz bist, und wenn ich es vermag."

„Wohl vermagst du es, wenn du standhältst, o Prinz!"

Ghazanfar sprang von seinem Lager auf.

„Wem soll ich standhalten? O wären es zehn, wären es hundert. Wieder sehnt sich Ghazanfar nach Kampf und raschem Atem."

„Einem allein sollst du standhalten."

„Und wer ist das?"

„Der Dschin dieser Insel."

„Ist er zu fassen?"

„Nein! Er kommt nicht in die Nähe. Er spricht nur mit uns."

„Gleichviel, ich will ihm standhalten!"

„Das wirst du, das wirst du, mein Befreier, wenn du der bist, der du bist!"

Der Hund sprang wild an Ghazanfar empor und wedelte gewaltig. Dann bellte er:

„Komm, komm! Es ist jetzt die gute Stunde! Da kann es geschehn!"

Ghazanfar wußte nicht recht, wie er ins Freie gekommen war. Wind warf sich wider ihn.

Unbedeckt das Haupt, ohne Mantel, fühlt er doch voll Vertrauens an seiner Seite das Schwert.

Der Hund lief vor ihm her und wandte von Zeit zu Zeit sich nach ihm um.

Jetzt klang sein Bellen ohne Wort und Bedeutung, denn das Doppelgeheul von Meer und Sturm war so groß, daß es jeden Laut zerriß.

Doch wie mächtig der Orkan auch stampfte, Ghazanfar erschien es, als flöge er durch die besiegte Luft, als stieße sein Fuß gegen die Felsen nicht, die sich ihm widersetzten.

Ein gleichmäßig ungeheures Kraft- und Freudengefühl erschütterte seine Brust.

Der Weg führte hinab zum steinigen Strand, über riesige Klippen nieder, die der Prinz übersprang, als wären sie Traum. Er hielt die Augen geschlossen. Denn es leitete ihn der winselnde Atem des Hundes, sein Keuchen, sein Bellen und gealtertes Schnaufen.

Plötzlich fühlte er, daß die Zunge des Tiers seine Hand leckte. Er öffnete die Augen und sah in dem schwachen Schein, der über dem Wasser lag, daß sie auf einem felsigen Vorsprung des Strandes standen.

Das Meer mit festen unmutigen Wellen wälzte sich ewig heran und zurück.

Etwas Großes, Schwarzes tauchte immer in den Wellen auf und ab.

Zuerst schien es eine Klippe zu sein, die das Wasser im Wechsel verschluckte und ausspie — aber als Ghazanfar schärfer hinblickte, war es ein Wrack mit gekapptem Mast, das immer wieder emporschaukelte und versank. Das Wrack hatte ganz die Form einer chinesischen Dschunke. Der Kiel war hochgebaut und lief in eine Gallionfigur aus, die den Rumpf eines zweiköpfigen Götzen darstellte. Die

beiden Köpfe waren im Verhältnis zum Schiffsleib riesengroß, und schrecklich war der Anblick, sie immer in einem wilden Takt aus den Wogen schnellen und in ihnen verschwinden zu sehn.

Plötzlich hielt die Figur in ihrem rasenden Auf- und Untertauchen inne, das Wrack schlingerte, drehte sich im Kreise und wankte. Um die beiden Baalsköpfe stiegen Lichter, kleine Sterne auf und nieder, und eine große Stimme, die zwei Stimmen in einen Mißklang, wie von schlechtgestimmten Hörnern vereinigte, scholl übers Wasser.

Der Hund war von dem Augenblick an, da das Wrack im Kreise zu tanzen begann, in ein rasendes Gebell ausgebrochen, als müßte er überschwenglichen Gruß entbieten. Jetzt verstummte er.

Die Stimme aber schwoll immer mehr an und Ghazanfar vernahm Worte:

„Was willst du?" fragte der Dschin.

„Den Hund zu dem erlösen, was er ist —", rief Ghazanfar ins Wasser hinaus.

„Und was ist der Hund?"

„Ein Prinz ist der Hund!"

„Und was bist du selbst?"

„Ich bin Ghazanfar der Prinz, ein Seefahrer und durch Gottes Gnade, gepriesen sei der Glorreiche Mächtige, dem Tode der Seeleute entronnen."

„Weißt du's bestimmt?"

„Ich weiß es bestimmt."

„Warum willst du den Hund erlösen?"

„Er ist nur in Hundsleib verzaubert, drum will ich ihn erlösen."

„Kannst du standhalten?"

„Ich kann es!" —

Ghazanfar zog bei diesen Worten sein Schwert und zerschnitt die Luft über seinem Haupt. — „Ich kann es! Willst du den Kampf wagen, Dschin, so komm, komm an, komm an!"

Ein langes Gelächter durchbrach den Wind.

„Steck dein Schwert ein. Ich schlage mit dem Sinn und nicht mit Stahl! Steck dein Schwert ein und flieh!"

„Womit du auch schlägst, ich fliehe nicht, ehe die Tat vollbracht ist!“

„Kannst du standhalten?“

„Ich kann standhalten!“

„So sprich, bist du, der du bist?“

„Ich bin, der ich bin, Ghazanfar!“

„Und bist nicht verzaubert?“

„Ich bin nicht verzaubert!“

„In keinen fremden Leib verwunschen, du?“

„In keinen fremden Leib verwunschen, ich!“

„Der Hund ist verzaubert, du aber nicht?“

„Der Hund ist verzaubert, ich nicht!“

„Kannst du standhalten?“

„Ich kann's! So komm doch! Komm endlich an! Komm an!“

„Ich schlage mit der Wahrheit, nicht mit Zerbrechlichkeit.“

„So schlag zu!“

Ein neuer Sturm erfaßte das Wrack der Dschunke. Es begann gewaltig zu tanzen. Wie rasend tauchte wieder die Gallionfigur auf und ab. Dann setzte plötzlich Windstille ein. Das Götzenbild stieg hoch über die Flut. Die Sterne, die um die beiden Köpfe kreisten, vermehrten sich, ballten sich zu einer Lichtkugel zusammen, die über dem Unhold schweben blieb.

Ghazanfar hielt das Schwert wagrecht vor sein Antlitz. Noch immer harrte er leiblichen Angriffs.

Wieder röhrte die Doppelstimme über das Wasser:

„Bist du, der du bist?“

„Ich bin, der ich bin, Ghazanfar!“

„Läßt du kein Jota nach?“

„Ich lasse kein Jota nach!“

„Ist dir der Hund, der sich für einen Prinzen ausgibt, widerlich?“

„Widerlich ist mir der Hund!“

„Und du selbst bist dir nicht widerlich?“

„Ich bin mir nicht widerlich. Angenehm bin ich mir!“

„Warum?“

„Weil ich schön und wohlerzeugt bin.“

„So bist du in keinen fremden Leib gezaubert?“

„Ich bin in keinen fremden Leib gezaubert!“
„Ich weiß es besser!“
„Was weißt du?“
„Kannst du standhalten?“
„Schweig du endlich! Schwatz-Gespenst! Und stell dich, daß ich mit dir kämpfe!“
„Wogegen willst du kämpfen?“
„Gegen den Tod und gegen den Schaitan!“
„Gegen die Wahrheit aber nützt dein Schwert nichts.“
„So sprich, du Alleswisser, du Besserwisser!“
„Auch du bist verzaubert!“
„Ich? Ich bin Ghazanfar ...“
„Auch Ghazanfar ist in einen fremden Leib gefahren! Nur weiß er es nicht. Er will es nicht wissen, um glücklich zu sein.“
„Was sprichst du, was sprichst du?“
„Hund ist ein in Hund verwunschener Prinz. Mag sein! Aber, wer ist denn Ghazanfar? Auch Ghazanfar ist nur ein in Ghazanfar Verzauberter! Ghazanfar sieht den Hund und sagt: Er ist widerlich und stinkt. Aber für einen anderen stinkt Ghazanfar ebenso, wie für ihn der Hund stinkt. Nur weiß es der Hund, aber Ghazanfar weiß es nicht.“
„Für wen stinke ich, für wen stinke ich, du Ungeheuer?“
„In Ghazanfar Verwunschener, für dich selber, wenn du zum Riechen erwachst.“
„O ich Unseliger, der ich glücklich gelebt habe, einig mit mir, mich selbst erfreuend in Glanz und Nöten! Wer ist es, der in den Leib des Ghazanfar verwunschen ist, daß ich ihm so stinke und fletsche und abscheulich bin, wie mir dieses räudige Vieh? Wer ist es, wer ist es?“
„Der Dingsda ist es! Trage die Wahrheit.“

Diese letzten Worte hatte die zwiefache Stimme des Dschin mit solcher Gewalt gesprochen, daß der Mond über dem Doppelkopf zerbarst und das Wrack in tausend Splitter sprang. Nur der gebogene Kiel mit der Gallionfigur hielt sich noch über den immer tolleren Wellen.

Auf den beiden Köpfen aber, auf seinen Vorderpfoten ruhend, lag der Hund mit lodernden Augen und bellte das Gebelle des Orkans an. Dann verschwand auch er mit den letzten Trümmern in der Meernacht.

„Betrogen," schrie Ghazanfar, „betrogen, von schlechtem Hund betrogen, dem Bauernfänger und Zubringer des Dschin? Stell dich, stell dich, daß ich sterbe!"

Ghazanfar sprengte wie ein unbändiges Pferd den Strand entlang von Fels zu Fels und hieb mit seinem Schwert nach allen Seiten.

„Stell dich, Dschin, stell dich!"

Der Aufruhr der Brandungen gab keine Antwort. Nur ein Schwarm riesiger Nacht- und Meervögel klatschte lachend dicht über sein Haupt dahin.

Er aber lief und lief, bis er atemlos zusammensank.

Auf eine Klippe ließ er sich nieder und redete zum Meer und zur Nacht mit solchen Worten:

„Ghazanfar war ich! Geboren im großen Palaste! Jubel begrüßte der Mutter Niederkunft. Dienerinnen wuschen mich des morgens, mittags und abends und pflegten die Lieblichkeit meiner Glieder. Den kleinen Knaben rieben sie singend mit guten dicken Tüchern und salbten ihn mit dem süßen Harz der Staude.

Es duftete das Kissen von der Weichheit meines Haars. Wenn ich die große Treppe niederstieg, erfüllte mit Lust mich das Spiel meiner Ellenbogen, der Gelenke, des Knies.

Mannbar ward ich! — Straffen Leibes ritt, schwamm, focht ich — und war wohl, so wohl zuhause in meinen Gliedern. Frauen streichelten sie, küßten mir die Fußsohlen und die verborgensten Höhlungen meiner Gestalt, denn dies war ihnen lieblich, und ich war einverstanden mit ihnen und einverstanden mit mir!

Das war Ghazanfar, einig in sich, eines in seinem Sein. Aber was ist Ghazanfar jetzt? Wenn ich rede, rede ich mit der zwiefachen Stimme des Dschin. Und ein Hund bellt dazu. Ein verwunschener Hund, der mich betrog. Nicht habe ich standgehalten. Meine Seele ist Zunder dem bösen Wort, das glimmt und zehrt, das zehrt und glimmt.

Wer blickt mir über die Schulter? Der andere Ghazanfar ist es! Was sagt er? Pfui — sagt er! In welche Gestalt bin ich verzaubert, in welche aussätzig törichte Gestalt? — So spricht er. — Man kann sie ja nicht anrühren. Und das dünkt sich mehr als ein Hund, reinlicher, vollkommener wähnt es sich! Hat auch Augen, hat auch Haare!

Wo ist denn der Unterschied zwischen Mund und Maul? Stinkt beides nach dem Fraß. Gestank ist das Ende. Und der will Ich sein, und der will Ich sein!!

So spricht der andere Ghazanfar, der Überprinz, der Dingsda, dem ich nur ein verwunschener Hund bin.

Ja, ich bin ein verwunschener Hund, weil nun auch ich erlöst werden will!

Ewig auf dieser Insel werde ich des stummen Türmers Hund sein müssen, voll Heimweh nach meiner wahren Gestalt. O Dschin, ich habe deiner Wahrheit nicht standgehalten. Doppelte Stimme schallt in mir. Ekel — heißt die eine, Heimweh — die andre! Nun werde ich keinem mehr standhalten, nimmermehr siegen! Darum, mein Schwert, zerbreche ich dich!!"

Am nächsten Morgen, als die drei Gefährten Ghazanfar den Prinzen suchten, fanden sie auf dem äußersten Vorsprung der Küste einen gänzlich nackten Mann vor einem zerbrochenen Schwerte hocken, der seine Arme weitab vom Körper gespreizt hielt, um sich nicht berühren zu müssen.

Hier aber steht das Lied, das dieser Mann vor sich hinsang:

Ich bin nicht, der ich war und bin.
Wohin wohin
Ist, der ich war und bin?
Ich habe sein vergessen,
Ich habe ich nie besessen.
Dies lehrte mich im Sturm der Feind, der Dschin.

Ein Heimweh ist entflammt.
Woher es stammt,
Ich weiß es nicht. Doch bin auch ich verdammt
Wie Hund im fremden Leib zu wohnen.
Das zeigen uns zweiköpfige Dämonen:
Verzaubert sind wir alle — allesamt!

Ich hinterlasse Tod.
Das heilge Brot
Genossen wird's zu Kot

Wir selber sind einst ausgespiene Brocken
Mit unsern Brüsten, Fingern, Füßen, Locken —
So will's des Zaubers Banngebot.

Wo ist er, der ich war und bin?
Wo ist er hin?
Es zeigt ihn mir im Sturm kein Dschin.
Ach, mich verwunschenen Hund erlöst kein Löser.
Und ungeboren flieht die Welt der Äser
Mein reiner Leib, mein wahrer Sinn!

KASIMIR EDSCHMID: *KERSTIN*

(Aus der Novelle „Frauen")

Am Abend kam Kerstin in mein Haus. Musik ging vor ihr her, und die Berge schimmerten näher von ihrer Blässe. Die Sarabande des Sturzbachs formte über ihrer Schulter etwas wie undurchsichtigen silbernen Regen.

Sie nahm einen Stuhl in zwei Finger.

Ich dachte:

Man solle vor wilde Tiere sie führen und in Versammlungen, wo der alte Fanatismus der Menschheit ins Böse bricht, damit das Gleichmaß vom Ineinanderfließen der Beine und des Bauches und die rührende Schönheit des erschütternd schlanken Gesichts die Stille auslöse. Brüllende würden lächeln, Tobende demütig werden an diesem Körper. Keine der Frauen, deren Hüfte mein Frühling, deren Brust mein Weglager waren, die ich Jahre hindurch schmerzlich durchwandert, hatten soviel Macht als dies ledigliche Dastehn.

Sie hatte, wenn sie lächelte, etwas, was schon zerfloß, und das orchideenhafte Rosa der Bluse schien aufgelöst über der alabasternen Höhe der Brust. Sie nickte, als sie aufstand. Und entzog mich mit dieser Bewegung jedem Gedanken und Koffern, die den Abschied erdrängten, und mit einer märchenhaften Hebung der Achseln beweist sie, daß ich ihr Haus sehen soll, nicht allein das ihre mehr, und die Luft behält diese Rundung der Schulter wie einen Abdruck.

O Sommer, den wir glücklich waren, die Hindin und jener, der mit ihr über den Rasen lief.

Als jener See nichts war als ein Spiegel für ihre Schlank-

heit, der manchmal selbst in seiner blausten Verjüngung zu schwer schien, soviel Anmut zu tragen, aber mit schwingenden Uferfazetten sie von neuem faßte in einer Demut und Geduld, die uns überraschte.

Als Lella neben ihr ging, die ägyptische Königstochter, und von der braunen Vierzehnjährigkeit ihrer Knie und der Hängelocken über den Ohren die Reiter hingezogen hielten, und deren Beine so hoch und überlegen standen wie das schwarzseidene Trikot um ihre engen Hüften — — und als ein Rascheln deines Kleides uns mehr schien als Lellas ganzer Leib, um den zu sehen selbst die fünfzigjährigen Landräte und Rennstallbesitzer Löcher in das Damenbad bohrten, und deren Besitz uns doch die tragische Unerreichbarkeit ihrer Jugend erhöhte.

Als sie im Stern von Pai-ho saß, und wie eine Weiberbrust unser Segel im Mondschein flauschte und sie plötzlich das Wasser küßte mit einer jähen Bewegung über Lee und ich tagelang dachte: sie hat den See geküßt, meine Freundin, was soll nun das Leben, es ist so silbern geworden. Wir ertragen die Dämmerung nicht mehr.

Als durch die Dorfstraße auf dem geschmückten Narzissenmotor die Hochzeit kam mit vielen Offizieren und Orden, und in der Dorfkirche der Sänger im Requiem stecken blieb, wie er sie an der Säule sah .... und plötzlich alle von dem Priester sich umwandten, sie anzustarren, als sei sie aus der Säule gehauen und flöge mit ihr auf abgesenkten Flügeln in die Höhe, nachdem eine Sekunde ihnen unwiederbringlich die Hüften des Paradieses gezeigt.

..... und als nach einer Woche alle Skiläufer, Dirigenten, Spieler, Arbeiter, Segler, Fischer, Bauern, Bankiers nichts wollten, als daß ihr Blick auf kurze Zeit auf ihnen ruhe — — und wir den Berg in der Frühe erstiegen, die Alpen ausgebreitet lagen tief wie die Kolonnen der Engel... und sie gegen die siebenfache blaue Staffel des Horizonts vorging, die Hand hob und nun kein Blut, kein Fleck der Haut es anders wußte, als daß ihr Lächeln nur, ihre Hand allein sie weich und schwebend erst formte, Amaranth hingab und seidige Härte — — und als sie bei mir war unter dem Kreuz und sie aufschrie, und am Morgen im Pijama sie durch den Taugarten ging, und die vier Nachtigallen

wie ein Gewitter rasten zu einer Stunde, wo bedingungslos sie sonst schwiegen .....

aber das Trommeln und Steigen ihres Gesangs so zerschmetternd war, so sehr nahe der Höhe der Lust, daß ich den Scheitel des Sommers erbebend unter mir fühlte und wußte, nach so ungeheurem Erfüllen käme nur ein hinab .....

Was ist geworden in den Jahren, die ich im Norden ein Hund war und Suchender und Wüstling und nicht gedachte an deine große Schönheit — und zwischen Segelfahrt und lappischem Frühling nichts die Zeit überbrückte zwischen mir und unseren zartesten Sekunden — — und was hat dich in anderen Armen verwandelt und hinter welchen Mannes Gefühl ist dein Gesicht verborgen, daß nicht einmal der irrsinnige Hochmut deiner Mädchenhaftigkeit mir vertraut und nah ist, mit dem dein Blick mich ans Kreuz schlug, als ich am Ufer dich ansprach mit dem Wort zu scharf und leicht für deine frauenhafte Bedeutung ..... und daß nun, wenn du fremd in deinen Kleidern hinausgingst, die Sehnsucht nach deiner Entferntheit und die weite Kühle deines Lächelns mich tot machen, meine Freundin.

* * *

Zwei Tage lief ich mit der Midussi.

Wenn sie die Locken schüttelt und feig vor der Schußfahrt in die Knie geht, und die prinzessinhaft im Nacken geschnittenen Haare ihr in die Zähne flattern, hören selbst die erregtesten Weiber auf, sie mit Steinen zu werfen und zu begeifern, ihrer engen Skihosen halber, sie selbst aber ist nie abgeneigt, mit dem Schrei loszufahren, zu kratzen und die angesammelte Meute sechs- und achtjähriger Knaben Eiszapfen schwingend zu sprengen. Zehn Männer, die den Kranz ihrer Rücklauf-Rohr-Millionen anzubeten lediglich nicht müde zu werden hofften, fiebern nachts nur noch von ihren spielerischen, lesbischen Beinen.

Sie hat eine Locke zwischen den kleinen Brüsten, und das achtzehnjährige sizilische Gesicht ist krank, bös, schön gespannt in der aufregenden, von ihren Blicken verdorbenen

Luft um sie. Sie quält, lächelt und ist kühn genug, im verruchtesten Loch mit der großen weißen Perlenkette dem Schwarm der Bauernmasken sich zu mischen, die durch ihre Holzmasken wie Hunde heulend im Kilometerradius einen Zirkus von Tanz um die Zugspitze schlagen, und aus deren Weiberröcken und wilden Fäusten sie heiser lachend entgleitet, den Saal hinter sich zurückläßt, aufgepeitscht bis ans Geheul.

Ich weiß nicht, ob sie mich haßt, aber es mag sein, daß dies ihre Liebe ist. Ihr Popo ist süß und klein. Man kann ihn in die Hand nehmen. So kamen wir aus dem Schlitten nach Elmau, wo in dem Gasthof die durch Kohlensperre vertriebenen Jünger Johannes Müllers, wo Johannes Müller mit dreihundert zahnwackelnden hysterischen alten Weibern mit weltabgewandten verlogenen Blicken auf Stühlen sitzend über die Ewigkeit und seine grünen Hefte diskutieren, und mit in Filzpantoffeln schwebenden dämonischen Schwüngen auf vollen Messern Kohl schlingen, saure Gurken, Essigfleisch.

Ihr Entsetzen und der Wirt und der Syrakuserin Gelächter zwingen uns, den Raum zu verlassen. Sie läßt den Schlitten vorausfahren, Schellen klirren sacht, hell. Dann war es auf Müllers Seelenpfad, wo nach Anmeldung im Sekretariat Frauenbusen mit forschem Zuspruch gefüllt werden, wo die Midussi, die Zähne im verbrauchten Gesicht, sagt, daß Picard zum drittenmal ihr an den Hals gedroht, führe sie nicht nach München — — fürchtet sich, schaut schräg auf. Wir lachen. Da es auf diesem Weg ist, erfüllt sich unser Gelächter zu einer Schleife, die am Karwendel sich hinaufsingt, oben fast donnert.

* *
*

Samstag kam ein Brief von der großen Diva.

Marga Ritterstad.

Lil Pax, die kranke Frau, las ihn. Gespenstische Schaukel schwingt der Wachsensteinobelisk sich aus Geschleier und zurück. Unsere Augen treffen sich dazwischen. Die ihren meinen: auch der metallene und schmale Stolz der Spaniolin könne soviel Blondes liebend anerkennen, denn es sei gut

und von gewisser Bedeutung, und, wenn man vieles leide, sei manchmal auch das Zweckloseste sehr viel.

Ich sage:

Hat man je den Mut gehabt, das Spiel auf das Strenge zu richten. Man verzeiht. Man lächelt. Niemand klagt an. O, wenn ich die Kinos alle hätt in meiner Hand!

Als ich jene drei Tage mit ihr durch alle Cafés und Theater und einen unvergeßlich perlmuttenen Frühlingstag geglitten, und aus einer Loge sie durch plötzliches Schneegestöber in die Bahn gebracht, blieb etwas wie Verzauberung über dem Stachus hängen ... denn soviel Liebe sie empfängt, strahlt sie zurück. Man kann ihrer Spur folgen durch die Wüste. Morgens kam ich nach Nürnberg, lag im Bett, telephonierte dazwischen, durchschlief den leeren Tag. Am Abend wogte mein Auto über die Brücken und Hügel der Stadt, ich fuhr von Kino zu Kino in der von der Dämmerung entzündeten Sehnsucht, die Blonde zu suchen, und ich erregte am Egidienplatz einen Auflauf des Volkes, das dort noch nie einen Wagen gesehen, wo ich in der Baracke sie fand.

Wie lieben die Menschen die Kostbarkeit ihrer Haut und die erlesene Haltung ihrer Augen. Pikkolos zittern knabenhaft und ohne Frechheit, denn ihre Träume haben nie geglaubt, daß so Herrliches wahrhaft an Restaurationstischen atme und speise. Kellner verbeugen sich gleich vor selbstgeschaffener Königin ihrer Liebe. Köche, vom Gerücht im Betrieb elektrisch erreicht, garnieren nur ihren Fisch mit hingebender Kunst, Portiers eilen, Chauffeure, von anderen gemietet, unbestechbar, brechen auf unter dem Schlag ihres Namens, rasen und schmeicheln sich, mit großer Bewegung sie grüßend, keinen Lohn zu empfangen. Nie hätte ich gewagt, zu glauben, daß dies Volk der Sklaven, das vor verrunzelten Wittelsbachern und leberleidenden Hohenzollernfrauen erbleichte, so viel Größe habe, sich eine Fürstin ihrer Liebe zu schaffen.

Sie ist die weiße Göttin der Masse.

Sie lieben diese Frau um ihres Auges, ihrer Hand, ihres Lächelns willen. Nichts weiter. Man neigt sich vor der Wahrheit einer Legende.

Überall, wo ein W. C., eine Kirche, eine Kaserne sich

findet, flimmern die Lichtspiele, durchdringen die Rinde des Erdballs, stehn auf Schiffen, in Klostern, auf Inseln, in Lazaretten, Bordells, Villegiaturen, Steinbrüchen, Sanatorien, Irrenhäusern, Auswärtigen Ämtern, Polizeibureaus, Landwirtschaftskammern, Redaktionen, Expeditionen, Luftschiffen und Völkerkriegen. Seht ihr nicht, was ihr in der Hand wiegt, das Korn taub laßt, Verblödete des Nichtstuns. Ihr, die ihr wach seid, die Freiheit fordert, Gerechtigkeit liebt und gegen den pfaffenhaften Schwindel eurer Volksbildung lächelnd und, moderne Berserker, anrückt und feuert, die ihr den Erdball aus infamen Achseln klappt und nicht vergeßt, dabei die Marseillaise eurer schönen Herzen zu singen, euch, die ihr euch hingebt, duldet und tapfer seid im Blut, schreie ich hinaus: Nehmt die Waffe. Laßt die Theater, die Intellektuellen nur spielen und bourgoisem Geist, der verfettet ist wie ein Alkoholikerherz, treibt diesen Kreisel durch alle Niveaus, Kreise und Staffeln. Schiebt die Erschütterungen auf die Leinwand, von ihr genietet in die Adern, füllt durch sie den Pulsschlag, schafft einen Riesenkreis der Wirkung. Treibt die Besitzer der Sauställe aus, baut Kinohallen. Enteignet diese Gesellschaft. Vertreibt das Gesindel aus den Tempeln, denen diese Frau nichts darstellt als ein Kapital von hundert Millionen, eine Tantieme, und sehr zu pflegendes Tier.

Dann wird die weiße Blonde in der Stille kommen. Der Moment der Erfüllung wird ein Blitz sein.

Auf daß sie nicht mehr der weiße Vampyr sei, die goldene Schlange, das helle Marderspiel, sondern daß sie eine gewisse Demut ertrage und, von zehntausend Leinwänden in der gleichen Sekunde herunterwandelnd, von Rosenheim bis Chicago, Djursholm und Kapstadt, als unsere gute Frau von den sieben Schwertern und blutroten Rosen die Armen und Geschlagenen in Wahrheit heraufführe bis zu der sanften Höhe ihres Lächelns aus dem Rausch der romantikverstunkenen Löcher, in denen selbst die Verwüstetsten, um ihren Glanz anzubeten, nie erlahmen werden, ihre kargen Abende und die Dämmerungen des Frühlings hinzugeben.

Und, die heute täglich suhlt à la boche in den Lachen der von Kocherls und Ladnerinnen umjauchzten Ge-

schwätze, wird vor ihnen hergehen, wahrhaftig, Instrument der Gesinnung, Jungfrau von Orleans mit der blonden Krone und dem liebenden Beispiel, Entfacherin echter Tränen, guter Handlung. — — —

Lil Pax hat die Hand gesenkt, die mit den Haaren eines Mädchens spielt, die diesen Augenblick mit vor innerer Spannung erfrorenen Augen empfindet, und sagt: „Silberner Vampyr". Die Wolke ihrer Augenlider hat einen sehr entfernten Glanz. — — —

Am vierten Tage kommen Kerstins Pferde, schellen im Garten, treten, stampfen, werfen auf eine Säule Dampf. Ich trete ans Fenster, fasse den Laden fest. Nehme die Skier. Staune nicht.

*

Es scheint, als gebe das Klavier Kerstin eine bewundernswürdige Maske von Kraft und Zorn, und die Vollendung ihrer Hände erreiche in der Berührung der Tasten eine Erhöhung der Töne, die sich dichter immer zwischen sie und mein Hören stellte ... und die langsame Verdunklung der riesigen Diele sammle aus der florentinischen Seide der Wände und den aus Feuer gefärbten Bildern Marées eine Stärke, die sie mir wehmütiger und ferner entzog.

Sie sprang zu Chopin.

Ihr Rücken bog sich wie ein Coli im Sprung, und jene Süßigkeit der Weidengerten war dazugegeben, die den März zum schmiegsamsten und verführerischsten dieser Monate macht. Ich verstand die Musik nicht, die sie davontrug, und ich fand, man vermöge wenig Sinn zu finden für dieses, wo die Natur uns täglich säugt und wir verliebt sind in sie mit unsterblichen Säften.

Ich sage:

„Weißt du, wie Lia von Florenz sprach und jener Sonne Eures Ateliers und Speyer und Lucius und jener Sinfonie, die mit Gold und Musik Ihr morgens über die Hügel stürztet — und ich, schwarz, zerschlagen, gepeinigt vom Bild jener Stadt, in der ich die Zeit verbrachte (Stadt bestürzender Enge, niederen Behagens, wohlgenährt, aber ohne Wollust, Stadt Georg Büchners, der ein Schicksal

Prüfungen nie gab, feist, faul und bürgerlich und selbst zu feig zur Sünde) — — daß ich gepeinigt nicht sagte: Dulden ist mein Los — — sondern ins Gewitterblau der Pflaumenbäume hinausging, am Bach Gott bat, mich hochzureißen an den Rändern des Gefühls, mit Zorn mich anzuschwellen, zu tränken und zu stärken, daß ich, unser dichterisches Schicksal erfüllend, blutigen Mundes den Haß der Vaterstädte ausrufe ...

und daß ich, weißt du noch, am gleichen Abend, als der Berg rot flammte, Vollmond aufsprang zwischen den Ufern, Berge violett und lebend sich malten auf die sie kaum ertragende himmlischjapanische Seide, daß ich in Eurem Boot dennoch nichts anderes tat, als dein Gesicht zu preisen. Es war mir nah wie mein Herz, und wie es heraufstieg aus der illustren Kette der großen Revolutionäre und Helden und das Unvereinbare trug der Hingebung und des grenzenlosen Hochmuts (über den schweren schwarzen Brauen und unter dem rauhen Helm der hellen Haare), traf es mich in einer unbeschreiblichen Erlösung; nie habe gemischtes Blut von Franzosen, Juden, Aristokraten, Dichtern und Deutschen soviel wilde Schlankheit der Hüften und schmerzliche Verhaltenheit der schönen Nase in eine lückenlosere Harmonie des guten Weltbildes getragen ... und der See hielt deinen Leib wie ein Schild mit inbrünstiger Entsagung gegen den von Schwärmen übersternten Himmel.

Weißt du ... als an dem Tage, wo draußen an der Notbucht einer umschlug, und die Kreuzbö uns überfiel, zu dritt wir uns über Backbord warfen, es drückten, den Gesandten Teherans von zwei Meter Länge im Lee durch das schwarze Wasser zogen, und Maria, als es ums Sterben ging, das Focktau in die letzte Messingpumpe sog ... wie dein Gesicht allein mir lohte.

... wie von dem Turm, wo nach dem Wasser einer wie ein Croupier, einer zum Land wie ein Rabe malte, jener Reiter, von Entzückung Illuminierter, dir die ganze Nacht Feuer über die Seezunge brannte.

.... wie wir durch die Sturmnacht auf den Rädern um die Seebögen heimwärts rannten, und das Aleppogeträum des Prinzen

und Bagdad und Peru unsere Herzen verband, als lägen wir Gesicht an Gesicht in deinem Haus zu Fiesole.

.... wie der große Geländeläufer, in Davos und Edinburg gefeiert, dich schlafend morgens im Boot entführte und abends abreiste mit eingesunkener Schläfe... wie der Ritter von Harty, dem die hohen kriegerischen Medaillen die Brust überschwammen, die Regatta unter deinen Augen verlor, am Strand saß und heulte... und wie der Arm der Diseuse, die nach dem Gewitter gedeutet, magnetisch angezogen dem Blitz nachjagte und auf ihn noch wies nach zwei Stunden auf deinem Balkon und dich ein wenig verwirrte.

.... weißt du, wie ich die flachen Hechtsprünge machte, um dir zu gefallen, obwohl die Narbe mich feurig schmerzte, und deine Hände, die gemacht sind, daß, wenn man dich liebt, man sie spüren muß oder krepieren, sie sänftigten und meine Eitelkeit linder tadelten als dein Wort.

.... weißt du, wie, als wir am Bach lagen, und die Idylle des Himmels und der Häuser uns verzauberte im gläsernen Mittagssturz, jene fremde augenmalayische Frau mit dem schönen Mund und den vielen Steinen, die wir als große Freundin von der Freundschaft später so sehr noch lieben sollten, das Auto anhalten ließ und ausstieg und zu dir einfach sagte: „Wie schön sind Sie", als seiest du eine Wiese.

Aber eins, weißt du, kann ich nicht ertragen:

Du hast zwischen Tau, Flieder und Vögeln mit deinem Körper getanzt in unserem Park am Morgen, und nichts blieb uns fremd von deinem Bein und deinem Bauch und den Brüsten — — und ich habe jeden Teil, die Nacht vorausnehmend, durch die Luft mit den Lippen genossen und besessen und geliebkost wie ein Irrer...

und kein Teil deines Körpers, Kerstin, vergaß mich (wenn ich anders sprach, log ich) und jeder hielt an sich, blieb bei mir und besaß mich toll in den Jahren, die sich, während ich uneingedenk deines Schicksals durch viele Leben dahintrieb, geheimnisvoll zwischen dein Leben damals und dein heut Verhülltes spannen, meine Freundin."

Sie stand auf.

Die zwei dänischen Doggen gehen vor ihr her.

*

Ich folge. Ihrem Rücken nach.

Ein Fischer, Kerstin, hat mich einer Frau mit weißen Beinen aufgebrummt, hielt mit der einen Hand ihren Hals, mit der andern die Knie. Ich wurde in einem Boot gemacht. Flog mit Störchen, blies Frösche auf, vergaß nie, daß der schlagende Horizont einziger Freund. Kam, als das Geheimnis der aufgebauten Körper mir noch Erlebnis schien, wert nachzuspüren dem göttlichen Zusammenhang von Eileiter, Sonne, Hoden, Niere und Leidenschaft, mit der Syphilisexpedition, mit Reagenzen, Spiritusblasen, Zeichnungen, Wassermann, Abnormitäten, nach Sumatra. Äthiopinnen liebten mich, wenn wir auf den Schilfbarken fuhren. Tja — ka . . . i lärmten die Papageitaucher hinter Trontje. Mein blondes Haar band die schmale Luxemburgerin im September vor ihrer großen Heirat um ihre Zehen. Habe an Häfen gelungert, war Photomodell, Araber im Sketsch des Odéon, verkaufte Zeitungen vor Opéra und quer über die Boulevards. Wie groß war der Sandwind selbst der Passy-Kloaken. Wie stählern flog der Himmel auffeuernd hinter dem Rußschwanz der Seineschlepper. Ich habe Tierschmalz in den Knochen. Wohne in einem Bauernhaus, Kerstin, das in der Sonne schaukelt auf einem Bergpfeil. Mit dem Pfiff auf zwei Fingern hole ich den Himmel runter wie einen Hund.

Was soll mir der Plunder?

Sag, Antilope, blaugelber Ara, Perlreiher, kleinpupilliger Puma, zahmer Südleopard . . . was soll mein Blut mit dem Angehäuften, Verfaulten, hinfälligem Zauber, der dich verkapselt, und den, eh die fremden Hände deines Mannes ihn um dich zogen wie einen Keuschheitsgürtel um deine Schenkel und Augen, Jahrhunderte nur blutlos häuften, verehrten, bewunderten, um allein dich abzuschnüren von mir, von dir. Niemand kann lachen in dieser Feierlichkeit hier. Doggen erfrieren und gähnen. Mir ist im Hals, als äße ich Waldkirschen, Galläpfel, Holzbirnen. Der Römer aus Bronze glänzt ab auf deinem Rücken. Die sieben Knaben Dona-

tellos schmeißen den Marmor auf dich und verkühlen dich zu Ferne. Die frechen, schmalen Stiele der Orchideen überwuchern dich mit solcher Geilheit, daß sie der Köstlichkeit des Halses noch verzaubertere Linien hinzufügen. Und die Luft der Gobelins, gebogener Kassetten, der geschlechtlosen Figuren des impotenten Klassizisten Hildebrandt... saugen dich auf in ein Maß der Entzogenheit, daß selbst der weiche Staub des Wassernebels vor dir zurückfällt. Was geschieht, bezaubert, besitzt dich so stark, daß selbst die sechs Sekunden, die ich dir über die Veranda langsam folge, dich, um die unsere Statuetten gierig glühten am See, Schmetterlinge und Tücher brannten, Sträuche wie Wind wehten, dich verhüllen und vermoosen und hineintauchen in das deinem Wesen Un-Nahe, Verhaßte, langsam in Dunkel Reißende? — — —

Die Brust des Schlosses stürzt mit einer Glaswelle über den Abgrund.

Da steigt und bäumt das Gebirge auf hinter dem Glassturz, flammt im Saublut des Mittag, steigt und brüllt und saust und sinkt hinter die glitzernde Scheibe wie eine geblasene Spiegelung.

Eine Sekunde schwebt auf den Wagbalken. Welches ist die Welt, die eigentlich mich explodierende, aufschwingende: draußen das? Hier? Ist das ein Phantom, was ich liebe zum Verrücktsein, die Brust der Alpen, an denen selbst die Schweine gut wurden, das Hochkar, das gleich machte, das Menschliche aufschälte wie eine Orange, Lawinen, dressierte Sturmflocken, die Mutterbrüste der Schneehimmel, an denen wir hingen, an ihrem fahlen Zinnglanz schmatzend, saufend, mit vollen Mäulern. Ist das nichts, nicht ein Winterinhalt, ein Leben? Verzuckt es hinter dem Glas? Hält nicht stand dem wilden Geruch aus dem Jahrhundert, der Gebärde schrankenlos aufsteigenden Lebens, verwirrenden Gobelinsprüchen, Waffen, dem Bauch des Michelangelos Tritonen. Wird es schon Blase. Zerplatzt, abgenutzt, blaß, ein Nichts? Blähung, die mir ins Gesicht fährt? Sau, die mein Blut betrog. War mein Leben umsonst?

Da dreht Kerstin ihre Hüfte in die bebende Sekunde mit einer Bewegung der Achsel, wie, Christianiaschwung

brausend, sie gestern bremste, als neben mir, in Hosen die schönste Statue, sie in den flamingonen Abend mit mir vom Gletscher schoß. Die Scheibe fällt. Die Wage schwankt, geht hoch. Ich sehe ihr Gesicht, ihr Gesicht.

Mit leidenschaftlicher Durchdringung durchsüßen die Bogen der Schneefelder wie herübergeschienen ihre Haare, die Brauen. Sie spiegeln sich ineinander in einem Hingegebensein, bis sie, sich vertauschend, vergehen. Es war, als mische in einer unlösbaren Sekunde die Landschaft und das Weib sich, die wir beide nur durcheinander ganz vergewaltigen, unendlich lieben und erfassen können bis zum Tode, auf ihrem Gesicht zu einer Vollendung, in der die Glut keines Sommers, das Zucken keiner Umarmung, nicht die Ausschweifung der Mondnacht, keine Gefahr, Demut und Riskieren, und die blutige Wut keines Eistages fehlte.

Wie strudeln die Weidenbäume märzlich herein. Suchen Schneeflammen sich an dir zu zerstören. Tost der Kessel vom Signal des Bobs und erschüttert der Himmel sich mit Süße. Die Wagschale saust in die Höhe. Dein Kopf kommt herauf. Ich sprenge die Zeit von deinem Mund, deinem Auge. Breche es auf bis ins Blut. Dein Gesicht kommt herauf. Ist da. Ist da. Ich sehe jede jede Spur deines Körpers wie an dem Tag, da du tanztest.

*

Zwei Tage werde ich dein von innen mir zugewandtes Gesicht sehen wie den segelnden Mond. Ich will dir den Abgesang bereiten, meine Freundin.

Du wirst die schönste sein auf dem Wege von der Geliebten zu der Kameradin, und das Geheimnis wird sich in dir bestätigen von der späten Freundschaft mit den Frauen, an deren Brust wir von der Pilgerfahrt wie an der Mondflamme uns golden ausgeruht. Dein Schritt wird als ein Echo irgendwo lauschend stehen. Aus jedem Spiegel vor unserem eigenen dein tragischer Stolz entgegenschnellen und verschwimmen. In großer Brandung wird ein Gedanke dich treffen. Selbst unsere seltene Ruhe wird durch dich schwebender und gleich einer Ballonfahrtschleife, deren Klarheit die Geräusche des Bodens in der Ahnung nur steigert, auf-

glänzt, hebt. Jedermann weiß, was das Summen einer Goldfliege an Ungeheurem ist in einer Sommerkuppel. So warst du.

Als du kamst, sangen die Hunde dir zu in ihren Träumen. Die Sarabande der Sturzbäche machte eine silberne Wolke hinter dir, und dein jungfräuliches Herz verlangte nichts andres, als guten Saft deines Leibes meinem Eindringen entgegenzutreiben.

Und siehe:

Dennoch ... bringst du Unheil über mich und alles, was ich tue.

Schon im Sommer barst der Riemen, verlor ich die Wette, kenterten wir beim Halsen, mißlang eine Arbeit von drei Jahren. Heute Nacht sprang meine Uhr, raste ein Wecker, kam ein Todtelegramm. So vieles schon treiben die wenigen Stunden herauf, seit ich deinen Geruch wieder spüre. Wird morgen der Sprung vom Gudiberg meine Knochen zerknacken, wird mein Schlaf mir entzogen, erkrankt meine Niere, wird der Geliebte der Midussi, weil sie noch bleibt, der Locke zwischen ihren Brüsten halber, am Bahnhof mit dem Revolver mir auflauern, mich erschießen?

Dann bist du entfernt, und die Schicksale knallen aus den Federn.

Aber ich lache.

Ziehe den Sinn herauf der Kraft und weiche nicht eine Minute. Dennoch hielte ich verzaubert von solchem Gegner, die Hand in deinem schönen Fleisch, entzückte Parade, und mein trommelndes Herz wäre jede Sekunde bereit, durch die Tranches, die Fahnen, Tanks und die Marne des Schicksals hindurch sich zu schlagen. Denn siehe: ich kann nicht leben, wenn nicht mein Ehrgeiz Flamme speit gegen Widerstände, Schicksale abdonnert, sich riskiert — und der Condottieri meiner Adern aufbricht, heult, steigt, strömt vor Stolz.

Aber du. Du hast deine Schönheit in wechselndem Spiele ausgeliehen an die Dinge, die um dich sind. Es liebt dich jeder Baum, jede Wiese und jeder Himmel. Tod ist zu festes Halten den großen Liebenden. Deine blumenhafte Zartheit abzulenken vom sanften Gleiten deiner fatalen glückhaften Bewegung in die anderen Zustände deines Verweilens zer-

störte deine kostbare Form. Es heißt zurückgeben dich an das Viele, dem du gehörst, Entzogene den Lederblumen, dem Kiesweg, der Klamm, den Matten des Forellentals und Weidentroddeln der Bäche, den Dörfern, Gehöften. Sie lieben dich alle, warten in Sehnsucht. Ich kann sie nicht ersetzen, nicht immer um dich sein, dich nicht mit tausend Vertauschungen sehnsüchtig halten. Wie sollte ich leben?

Nur auf der Höhe der weit und wie Pfauenräder verwirrend geschwungener Gefühle uns begegnen, durchdringen und kulminierend besitzen — — wie schön unser Schicksal.

Du wirst nicht weinen.

Der Abendgesang der Berge ist wie Glas. Regenbogen des Mondes spielen darauf. Die Schweife der Pferde sirren dir nach: Geliebtes.

Selbst Lil Pax wird in den guten Stunden ihrer Krankheit beten, daß du sanft durch den Abschied entgleitest und gut es hast, bis idiotische Schaffner den Morgen aufgellen: Fiume . . . Buccari . . . Czirqueniza . . . und milde See dein florentinisches Lächeln spiegelnd tragen.

*

ALBERT EHRENSTEIN:
DAS MARTYRIUM HOMERS

Ich protestiere feierlich gegen die unerhört kurzfristige Prophezeiung des genialen Dandy Ovid: „Vivet Maeonides, Tenedos dum stabit et Ida, dum rapidas Simois in mare volvet aquas.“ Als ob Homer diese lausigen, durch das nächstfällige Erdbeben gehandikapten Örtlichkeiten nicht um Äonen überleben würde!

Ich protestiere ferner gegen die tolle Verdrehung meines zynischen Freundes Lukian, Homer sei während des Trojanischen Krieges (1193—1184 v. Chr.) Dromedar in Baktrien gewesen. Wahr ist vielmehr das Trottelwort archaischer Pädagogen: „Sieben Städte stritten sich um die Ehre, Homer geboren zu haben: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Skyros, Athenai.“

Warum sich aber die diversen Stadtväter so hartnäckig stritten, erfährt die leichtgläubig betrogene Nachwelt allerdings erst durch diesen Film.

1. BILD

Homer dichtet die Ilias und die Odyssee; der alte Mann geht vor seinem Zelte skandierend und die Leier schlagend auf und nieder.

2. BILD

Landgut des Odysseus: Homer trägt seinem König einiges vor. Odysseus läßt dem Sänger durch Sklaven einen Becher Wein reichen und ein Ehrengeschenk übergeben: eine milchstrotzende Kuh. Homer dankt freudig für die wandelnde Gabe, läßt sie durch einen Sklaven heimführen,

trinkt und erklärt stolz, weinbesessen, kein Wesen hätte die Gabe mehr verdient als er. Und auf eine Statue des Phoibos Apollon deutend, versichert er, selbst dieser Gott hätte nicht besser, höchstens ebensogut dichten können wie er. Denn Apollon sei nur ein Stämmling des amusischen Zeus, er aber habe die Dichtkunst geerbt, ihn hätten Sänger, Phemios mit Demodokos, gezeugt.

3. BILD

Auf dem Olymp, von ca. neun Musen umtanzt, hört Phoibos Apollon diese frevle Selbstanzeige des Dichters und stürmt durch den weißen Bergnebel nach Ithaka: über die Schultern den Bogen gelegt und den Köcher voll tosender Pfeile.

4. BILD

Drohende Gebärden. Es kommt zum Wettkampf. Odysseus soll zwischen den Dichtern Apollon und Homer entscheiden. Apoll greift nach der Leier Homers. (Was der junge Gott singt, zeigt das)

5. BILD

Achilleus lehnt seinen leuchtenden Schild gegen die Mauer und versucht, mit seinem ungeheuren Eschenspeer anrennend, die Tore Trojas zu durchbrechen. Der Speer zersplittert. Der rasende Achill will die Tore mit seinen Händen aus den Angeln heben. Vergebens warnt, von der Mauer her dräuend, Apollon; der Pelide läßt nicht ab, und wie er des alten Troja wanke Tore auf seine Simsonschultern lädt, benützt ein Pfeil des Gottes die Achillesferse. Griechen und Troer kämpfen in den bekannten malerischen Posen um den Leichnam Achills. Während der dicke Aias die kühnsten Troer tötet, trägt Odysseus, schwer bedrängt, den Leichnam hinab zu den Schiffen . . . Dankbar verleiht Achills Mutter Thetis dem Odysseus die Waffen des Achill.

6. BILD

Odysseus vernimmt diesen bestechenden Lobgesang mit Rührung, doch Homer bleibt unbewegt, sein Lied

7. BILD

schildert die Liebe Apolls zu Daphne. Wie der verliebte Gott die sich über einer Quelle kämmende Nymphe beschleicht, belauscht, waldein, waldaus verfolgt — die fast Erhaschte im letzten Augenblick zu ihrer Mutter, der Erde, bittend die Hände erhebt und abwärts neigt und von ihr in dürren Strauch verwandelt wird. So daß der Gott statt des süßen Mädchens den bitteren Lorbeer (daphne laurus) umfängt.

8. BILD

Als Homer geendet, wird in Apollon der Schmerz um die geliebte Daphne neu, er verhüllt sein Haupt, gleichgültig gibt der weinende Gott zu, daß ihn Odysseus für besiegt erklärt, drückt mitleidsvoll die Hand Homers, fährt ihm bedauernd über Augen, Wangen und Schultern und erklärt, da er besiegt sei, habe er nicht die Macht, von Homers Haupt das Schicksal eines Dichters abzuhalten.

9. BILD

Odysseus, ein Ruder auf den Schultern, verabschiedet sich von Homer. Poseidon, dem er den Sohn Polyphemos geblendet hatte, zu versöhnen, muß Odysseus eine Wallfahrt unternehmen, die so lange dauern soll, bis er ein Binnenvolk erreicht, das sein Ruder für eine Schaufel hält. Odysseus empfiehlt den Dichter der Fürsorge Telemachs und Penelopeias.

10. BILD

Aber Telemach ist immer auf der Wildziegenjagd. Und Penelope gibt dem Dichter, da er sich im Hauswesen nicht sehr nützlich macht (ihrer schwersten, blaumaschigen, zahmen Lieblingsstopfgans einen Fuß zertritt), stets kleinere Portionen, bis er endlich schweren Herzens, halb und halb verdrängt durch einen Konkurrenten, den Hausbettler Iros, den Entschluß faßt, den Palast zu verlassen. Penelope schmiert ihm zwei Käsestullen, und Homer geht auf die Wanderschaft.

11. BILD

Da er in frühester Kindheit die Eltern verlor und seine Vaterstadt, die ihn im Greisenalter zu ernähren hätte, nicht

kennt, begibt er sich zunächst nach Reich-Asien. Phöniker, denen er dafür die von Odysseus geschenkte Kuh gibt, nehmen ihn mit auf ihrem Schiff.

Die acht Leidensstationen

12. BILD

1. Smyrna. Bevor der von langer Seefahrt und Entbehrungen geschwächte Dichter die Stadt betritt, färbt er sein ergrautes Haupthaar und den Bart. Singt auf den Plätzen ums liebe Brot. Aber das Volk verlacht ihn — die Haarfarbe war schlecht gewesen, hatte ihm grüne Haar- und Bartlocken geliefert. Erschöpft setzt sich der arme, von höhnenden Kindern verfolgte Bettelmusikant im Stadtpark von Smyrna auf eine Bank und schläft ein, an die niedrige Stadtmauer gelehnt. Nicht gerührt durch die Tafel „Diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen", langt ein Kamel über die Mauer und frißt, durch die grüne Farbe verlockt, Homers Schädel rattenkahl. Seitdem trägt er eine Perücke.

13. BILD

2. Kolophon. Infolge zu starken Kolophoniumgebrauchs und unausgesetzten Harfenschlagens beginnen Homers Finger zu eitern. Er fürchtet, die Hand werde ihm abfaulen, sehnt sich nach Ruhe, Pflege. Geht halb verzweifelt, halb sehnsüchtig einem schönen Weibe nach in den Tempel des Apollon Kourotrophos. Beugt sich und fleht den Gott an, das Weib möge wilde Liebesnächte und frische Jünglinge verschmähen und sich seiner erbarmen. Aber sie neigt sich einem Tempeldiener, und Homer bleibt nichts anderes übrig, als auch weiterhin die Ilias sowie die Odyssee zu verfassen.

14. BILD

3. Rhodos. Enttäuscht verläßt Homer Asien. Auf Rhodos wird ihm anfangs guter Empfang bereitet. Aber dann wird er in die Königsburg geführt und, auf einen sanft verblödenden Greis deutend, versichert man ihm, dies sei der Heraklide Tlepolemos, den er in der Ilias von Sarpedons Hand habe fallen lassen. Hierauf erklärt ein Sohn

des idiotischen Greises, ein Tlepolemiker, wütend, Homer habe einen Schlüsselroman geschrieben, und dem Dichter wird der fernerweitige Aufenthalt auf der Insel behördlich untersagt.

15. BILD

4. Chios. Der gute Wein dieser Insel hebt wieder Homers Stimmung. Er singt seine Lieder vor sich hin. Da nähert sich dem Vertrauensseligen ein Jüngling phönikischen Aussehens: Phron. Bittet den Homer, ihm noch einiges vorzudeklamieren. Der Dichter tut es. Phron lobt ihn, bietet ihm an, selbst auch Homers Gesänge vorzutragen, und zwar allenthalben. Aber Homers Name sei noch jung und unbekannt, an Propaganda werde zwar alles Erdenkliche geschehen, doch dergleichen sei sehr kostspielig, kurz er nast ihm als „Entschädigung und Kostenbeitrag" den pramnischen Käse ab, den ein Bauer dem Dichter geschenkt, mäkelt dann noch an dem Käse und verschwindet auf Nimmerwiedersehen. Phron war — der erste Verleger.

16. BILD

5. Skyros. Die Skyrioten feiern die Hochzeit des Peliden Neoptolemos mit Helenas und Menelaus' Tochter Hermione. Der Sänger Achills wird vom nichtbesungenen trunkenen rauhen Pyrrhus mit Hunden fortgehetzt.

17. BILD

6. Salamis. Homer kommt hier gerade zurecht, um einer zu Ehren des dicken Aias und des HEILIGEN Teukros abgehaltenen Prozession als Zuschauer beiwohnen zu können. Da der Kurzsichtige vor den Priestern die Perücke nicht abnimmt, wird er unter Pöbelgeheul von der Insel verjagt.

18. BILD

7. Athen. Als Homer vom Prytaneion ausgespeist zu werden verlangt, beantragt Platon, der Sohn des Kassner, den Rhapsoden, da er in seinen übrigens hypermodernen Gesängen Athen zu wenig genannt und auch sonst zu sehr der Unzucht gefrönt, unsittliche Vereinigungen des Zeus

mit der Hera, des Ares mit der Aphrodite geschildert habe, durch das Scherbengericht aus Athen zu verbannen. Geschieht.

19. BILD

8. Jos. Halb erblindet und auf Vieren wankend, hier und da von mitleidigen Schiffern aufgenommen, irrt Homer von Stadt zu Stadt, von Insel zu Insel. Keine Bürgerschaft will ihn ernähren, er wird immer wieder als lästiger Ausländer abgeschoben, die Stadtväter jeglicher Gemeinde verwahren sich energisch dagegen, daß dieser schnorrende Krüppel ihrer Polis entsprossen sei. Am Strande von Jos ruht er endlich erschöpft aus. Fischerknaben, leere Netze auf den Schultern, steigen aus Booten und necken ihn. Geben ihm ein Rätsel auf: „Was wir gefangen haben, ließen wir zurück. Was wir nicht gefangen haben, tragen wir bei uns.“ Homer sinnt verzweifelt, kann die Lösung nicht finden. Ein Phron ähnlicher Knabe: der Sohn des Phron klärt ihn auf; da sie keine Fische zu fangen vermocht, hätten sie sich am Strande die Läuse gesucht, die gefangenen getötet, die nicht gefangenen unfreiwillig nach Hause mitgenommen ... Die Lausbuben ziehen ab. Homer schüttelt klagend das Haupt; vor Gram, nun auch geistig gealtert über das einfache Rätsel der Jungen gestrauchelt zu sein, stürzt er sich von den Klippen ins Meer.

20. BILD

Das arme Grab Homers auf Jos. Inschrift: „Hier deckt die Erde das heilige Haupt Homers, der in seinen Liedern die Helden sang.“

21. BILD

Zeigt den Bauch des Regierungsrats Professor Methusalem Leichenstil, der, um schneller zu avancieren, sich allen bildlichen Schmuck des achilleischen Schilds auf den Bauch tätowieren ließ.

22. BILD

Unterrichtsstunde bei Professor Leichenstil. Neben dem Katheder steht, Phron und dessen das Rätsel erklärendem

Sohne sehr ähnlich sehend, der Primus Eugen Pelideles. Schnattert: Sieben Städte stritten um die Ehre, Homer geboren zu haben: „Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Skyros, Athenai."

Meer wogt gegen das Kathederpodium, auf den Wellen daher treibt ein Leichnam: Homer. Wie der Tränen-Blick seiner toten Augen auf Pelideles fällt, beginnen seine Wunden zu bluten . . . und rauschend über alles und alle stürzt das Wasser der Zeit.

Diese für Albert Ehrenstein seiner Ansicht nach nicht repräsentative Arbeit wird in der nächsten Auflage durch „Wudandermeer" ersetzt.

FRANZ JUNG: *ACHAB*

Achab ging von der Seite Jesabels und zog mit dem Volke von Samaria gegen die Aramäer.

Durch das Tacken der Schwerter, sausende Pfeile, heulende Propheten schrie der Sohn des Omri seinen Gott. Eine Faust krallte — der Atem von Tausenden stand still — riß, drückte nieder. Die Wogen der Kämpfer brachen, duckten sich, schlugen zurück, und hoben einen Weg. Durch die Gasse schnellte Benhadad an der Spitze seiner Fürsten, schlug gegen das Tor und drang in die Stadt der Könige von Israel.

Aber der Aramäer blieb gebannt stehen und seine Fürsten um ihn, stand vor dem Palast von Elfenbein, und die goldenen Zinnen leuchteten.

Achab schloß seine Reihen, drängte nach.

Benhadad erzitterte, als er die Augen wandte, wehrlos und demütig. Er warf die Waffen zu Boden, zerriß seine Kleider und fiel auf die Knie.

Und während rings um ihn die Edlen seines Stammes blutend niedersanken, schrie Achab durch das Gemetzel: Wo ist mein Bruder Benhadad. Seine Stimme schwoll an und zwang jedes Schwert nieder.

Achab hob den Knieenden vom Boden, umarmte ihn und lud ihn zu sich.

Durch das Geheul der siegfrohen Menge schritten die Propheten, durch die Tore von Samaria und hinauf auf den Berg Carmel, zu dessen Füßen die heiligen Haine der Astarte sich dehnten und ringsum fruchtbares gesegnetes Land, aus denen die Opferfeuer zu Ehren des Baal züngelten.

Sie streuten Asche auf ihr Haupt und Micha, der ihnen

Führer und Berater war, rief: Achab ist hoffärtiger als alle Könige vor ihm. Der Herr war mit ihm und hat den Feind in seine Hand gegeben. Achab hat das Geschenk des Herrn verschmäht. Der Herr möge uns gnädig sein.

Benhadad trank an der Tafel Achabs den süßen Wein. Ihn schmeichelten Rosendüfte — Jesabel trug die Spange der Priesterin der Astarte — glitzernde Metalle und dunkel trunkene Opale.

Leuchtender als Rubine klang ihre Stimme: Bruder, sei willkommen in diesem Haus.

Benhadad richtete sich auf. Seine Augen wurden weit. Sein Atem ging schwer und zitternd.

Jesabel sprach zu Achab: Unser Bruder ist schön und stark. Ihr Blick wurde strahlend und füllte den Saal.

Achab umarmte Benhadad. Jesabel stand auf und hieß ihn ihr folgen.

Benhadad folgte mit schweren Füßen, demütig, zögernd, jäher.

Benhadad legte sich zu ihr.

Es wurde, als ob er einen Traum von sich stieß. Er verzerrte das Gesicht.

Er ballte die Faust.

Jesabel sah auf. Ihr glückhaftes Lächeln irrte an ihm vorüber und wurde starr.

Draußen war Gesang und Flötenspiel.

Achab stand an die Brüstung gelehnt, sein Blick hing an den Sternen. Er fühlte in sich das Volk, das der Herr gesetzt hat über alle Völker, ehern in glühender Sehnsucht, aufbauen Stein auf Stein. Er fühlte, wie es mit ihm wuchs, ihn emportrug, höher und höher . . .

Da blitzten Stimmen.

Willst du nicht mit mir fliehen — so werde ich Dich — niedertreten.

Und eine Stimme kam zitternd, weich und streichelnd: Benhadad, unser Bruder Benhadad . . .

Aber Benhadad schrie: Oh, du aus Sidon. Hast du nicht gelogen, hast du nicht gelogen wider Achab —?

Da sah Jesabel zu ihm hinab: Du vergißt, daß Du zur Königin sprichst.

Achab riß die Tür zur Kammer auf, zückte das Schwert und stand.

Benhadad brach zusammen. Duckte sich. Keuchte. Schlich hinaus.

Achab machte eine Handbewegung. Sein Zorn schwand. Seine Waffen brachten Benhadad bis an die Grenze des Landes.

Den Zwang der Jahre, in denen die Königsburg schimmernd über dem blühenden Land ruhte, zerriß einen Tag.

Die Straßen flüsterten den Namen des Königs und trugen ihn über Israel.

Das Volk drängte sich in den Hainen. Manche saßen mit verzerrten Gesichtern an der Schwelle des Palastes, gebückt und stumm.

Die Priester riefen: Herr, sieh deinen Diener Achab einsam liegen in der Kammer und weinen.

Achab lag den dritten Tag, das Gesicht gegen die Wand gekehrt und wies Speis und Trank von sich.

Jesabel war inmitten ihrer Kinder — stand bebend.

Ihre Blicke tasteten die Wände entlang, klopften an die Kammer, wo Achab lag, kehrten polternd zurück, krallten sich ein und stachen.

Sehnten sich: Achab — sprich wieder zu mir, flackerten: Achab — töte mich, schrien: Achab — Achab, hallten durch die Gänge, ballten sich zusammen, drängten — und zerrissen zerflatternd.

Achab aber suchte sein Volk.

Er sprach zu sich: Was hab ich getan, daß sie wie Hunde gegen mich kläffen.

Die Grenzen meines Landes sind sicher wie nie zuvor. Aus den Geschenken der Fürsten aller Länder ist der Tempel errichtet. Das Volk von Israel ist der Herr über die Völker ringsum. Warm haßt mich mein Volk — die Propheten sind wieder in Samaria und die Priester des Baal neben ihnen, und jede tun ihren Teil, demütig und friedfertig. Aber das Volk, aus dem ich emporsteige, zu dessen Macht und Schönheit ich bete, ist gegen mich.

Achab lag regungslos und weinte.

Die Tür tat sich auf, Jesabel trat scheu in die Kammer und kniete sich zu ihm.

Achab — willst du, daß ich nach Sidon zurückkehre. Mich haßt dein Volk.

Aber Achab schüttelte den Kopf und streichelte sie.

Achab — was hab ich getan, daß du allein bist — und durch ihre Tränen drohte eine Angst, die ihn traf und erwachen ließ.

Achab — Elias hat Regen und Tau über Israel erfleht. Willst du, daß ich mich unterwerfe.

Er richtete sich auf und sah Jesabel lange in ihr zuckendes Gesicht.

Sein Blick nahm der Tochter Ethbaals jeden Zweifel.

Sie schaute beglückt zu ihm empor und wartete.

Da wies Achab auf den Garten des Naboth, der an die Gärten des Palastes grenzte und erzählte stockend und unter vielem Erröten, wie Naboth für diesen Garten Ehren und Reichtümer ausschlug, und ließ alle Schönheit und Pracht vor seinen und Jesabels Augen wieder erstehen, und seine Miene verdüsterte sich.

Da verließ Jesabel eiligst die Kammer.

Sie fertigte Siegel, berief die Edelsten von Samaria und sprach zu ihnen:

Wo ist Naboth? Steinigt ihn. Er hat Gott gelästert.

Die Edlen des Volkes liebten ihren König. Sie ergriffen den Naboth, führten ihn vor die Stadt und steinigten ihn.

Jesabel aber lief zu Achab, hieß ihn fröhlich sein und führte ihn in den Garten des Naboth.

Wieder floß an der Tafel Achabs der süße Wein. Denn Josaphat, der König von Juda, war in Samaria, und vor den Toren lagerten seine Krieger.

Benhadad stand vor Ramoth in Gilead.

Josaphat sah über das Lächeln der Königin und stotterte: Benhadad hat Juda und Israel vereint. Der Herr hat die Jahre seiner Erstarkung geschehen lassen.

Achab aber schwieg.

Unter den Blicken Jesabels sank Josaphat zusammen. Seine Worte schwanden im Flötenspiel.

Josaphat schrie: Vor dem Tempel in Jerusalem drängt sich das flüchtige Volk.

Er wird keinen Stein lassen in Juda und Israel.

Achab richtete sich auf und lächelte.

Achab, seine Boten verkünden die Rache an dir und deinem Haus.

Benhadad hat keine Macht über mich.

Da rief Josaphat die Propheten.

Micha trat zu Achab und sprach: Ziehe nach Raboth in Gilead. Der Herr wird den Sieg in deine Hand geben.

Achab schüttelte verächtlich das Haupt.

Benhadad hat keine Macht über mich.

Obadja trat zu Achab und sprach: Ziehe mit deinem Volk und dem Volke von Juda gegen Benhadad. Der Herr wird ihn schlagen.

Achab schaute hinaus über das drängende Volk und die Zelte Josaphats und über alles blühende Land und schüttelte das Haupt.

Da schrien die Propheten: Der Herr wird Achab schlagen und sein Haus.

Achab verzog keine Miene.

Das Volk rief: Heil Josaphat, König von Juda. Hilf uns gegen den Aramäer.

Achab zuckte zusammen.

Draußen lärmte das Volk.

Josaphat saß gebückt und demütig.

Achab rief keuchend: Führt Micha und die Seinen hinaus. Kerkert sie ein und labt sie mit dem Wasser der Trübsal, bis ich zurückkehre und den Sieg verkünde.

Seine Stimme klang hart, daß das Volk still wurde und zerstob.

Elias machte sich auf und fand Achab im Garten des Naboth.

Der König rief ihm entgegen: Mein Bruder Elias, der mir Böses prophezeit.

Elias sprach: Achab, du hast mich von dir gewiesen, als ich die Priester des Baal schlug. Jetzt spricht der Herr: Gehe hin zu meinem Diener Achab, er soll König sein über Juda und Israel. —

Ich habe manches gegen dich gefehlt, Elias, aber für dich blieb immer ein Platz neben mir frei.

Denn, spricht der Herr, Achab ist größer als alle Könige vor ihm und sein Arm ist stark gegen die Feinde seines Volkes.

Aber mein Volk ist nicht mit mir.

Achab — noch immer sind die Priester des Baal in Samaria, und an Jesabels Tisch sitzen die Priester der Astarte!

Da ereiferte sich Achab: Aber auch Jesabel ist ihr Bruder Elias willkommen.

Elias schrie: Der Herr hat die Weisheit deiner Propheten getrübt, und er spricht zu mir: Gehe hin zu Achab, denn ich will nicht, daß er verderbe.

Achab schwieg.

Von den Toren kam Waffenlärm. Das Volk drängte zum Aufbruch.

Achab sprach leise und stockend: Elias, der du mir nahe warst, blick auf zu mir. Alle Schönheit wollt ich dem Volke geben und hinaufwachsen mit ihm bis zum Herrn — zu deinem Herrn.

Elias blieb stumm.

Achab sprach drängender: Und alle sollen frei sein und hinaufgreifen in die Gärten der Zeit, daß sie ein Strahl alles Lichtes wärme.

Elias blieb stumm.

Da schrie Achab: Elias — laß mich nicht zweifeln an meinem Volk — und zerriß seine Kleider.

Elias richtete sich auf.

Das Blut des Naboth kommt über dich. Die Hunde werden dein Blut lecken.

Aus seiner Stimme schlug der Zorn gegen den König.

Aber Achab blieb unbeweglich.

Sein Antlitz war ehern und kalt.

Er fühlte, wie Elias langsam von ihm ging.

Seine Blicke folgten und gingen weit hinaus und zwangen der müden Sonne ihren Purpur und es war, daß Elias auf feurigem Wagen ihm entschwand.

In Jesabels Kammer flackerten Kerzen.

Achab trat ein. Seine Blicke wurden weich. Er trat zu Jesabel und legte sich zu ihr.

Achab, hast du bedacht, was die Boten sagen, daß Benhadad seine Streiter nur gegen den Wagen des Königs schickt. —

Achab lächelte.

Achab, hast du bedacht die unermeßlichen Schätze in Sidon und zahllose Streiter, neunmal soviel als die Aramäer. —

Achab lächelte.

Achab — wird einmal jeder dein Bruder sein — Achab — sie stockte.

Die Kerzen flackerten. Die Tore sprangen auf. Die Pfeiler wuchsen. Die Haine sangen. Die Nacht zerriß. Feuer loderte und trug ein lächelndes Glück zu den Sternen, zart und zitternd und todeswund.

Gegen das Getümmel des Kampfes stritt ein Schrei.

Um den Wagen Josaphats, drängten sich die Streiter, eine Mauer schob sich vor, daß Josaphat auf die Knie sank und schrie.

Benhadad rief: Laßt ab. Der ist es nicht. Alle ließen von Josaphat ab.

Achab aber kämpfte ohne Mantel und Zeichen. Sein Wagen drang vor und riß die Seinen mit sich.

Achab sah keinen Widerstand, blickte auf und ringsum.

Da traf ein Pfeil zwischen Panzer und Wehrgehänge, daß das Blut rann.

Joas, der Wagenführer, rief: Mein Herr und König, verlasse die Reihen, daß ich die Wunde verbinde.

Achab stand hoch aufgerichtet, starr. Trieb vorwärts. Das Blut rann.

Joas warf sich vor ihm nieder: Achab, erbarme dich deines Volkes.

Achab hörte nicht. Trieb vorwärts. Das Blut rann.

Da schrie Joas: Wehe über Israel — und stieß sich das Schwert in die Brust.

Achab trieb vorwärts und erschlug zehntausend Feinde. Das Blut rann.

Der erste Schatten der Nacht warf Achab entseelt zu Boden.

Ein Aufzucken ging durch die Reihen.

Die Flucht.

Stürmte feldein, durch brennende Haine, durch die Tore von Samaria, hinauf die Stufen zum Palast, ergriff Jesabel und warf sie hinunter auf die Speere — die Kinder — und schlug sie um die Ecksteine des Palastes — — —

Und alles Volk befiel eine dumpfe Schwere. Eine Stille ließ jeden von dannen schleichen — — —

Schrien die Propheten: Der Herr ist gekommen über Achab und sein Haus — — —

Das armselige Pack!

GOTTFRIED BENN: *QUERSCHNITT*

Ein Wald war es gewesen. Aus dem Grunde schossen weithin die Blüten zart, um aufzufliegen oder zu verwehn. Drosseln und Grün — gewiß auch dies, doch über den Fuß hatten die Anemonen geschienen, zwischen ihnen war der Gang erfolgt. Aber es war nur ein Wald geblieben, zwischen den Stämmen feines kleines Kraut; anderes würde kommen in das Unendliche hinein: Anemonenwälder und über sie hinaus Narzissenwiesen, aller Kelche Rauch und Qualm, im Ölbaum blühte der Wind, und über Marmorstufen stieg, verschlungen, in eine Weite die Erfüllung. Heute aber wußte er, dies war der Anemonenwald gewesen, um ihn gebreitet, am Saum den Hauch. — Er lag und ruhte. Unter ihm war eine Sängerin, die sang und trieb: An fernen Meeren stand das Haus. Eine Frau, die harrte, zwischen Pinien, die vergingen, immer über das Wasser, das stumm zerschlug. Aller Wellen Schauer, aller Möwen Schrei — —

Oder sich erheben, an das Fenster etwa würde eine Wärme schlagen, nichts Strahlendes, doch etwas, in dem Blüte stand, und dann sich neigen und hinnehmen dies: der Zweige Hauch, das blasseste Entschleiern — kurz: das U n u m g ä n g l i c h e, würde es in dem Garten sein? —

Ein schmales Bett, eine dünne Decke, aber dazwischen: wie genannt? Wenn es sich begab, wer konnte es zwingen? Sich entäußernd, wer auf ihm bestehen? Wenn in sein Auge die Woge trat, wer ihn fordern — mit andern Worten: was war es denn, das in das Horn stieß, rauh durch eine schlafende Nacht, daß das Lager sich erhob und, was lag, erstand, aus den Mulden anzuströmen?

Aber da war ein Laut: an die Tür und dröhnend: der Wärter klopfte, und es war vier Uhr. Hier war Gebot,

und der Arzt erhob sich: auf der Station lag zwischen weißen Tüchern schon ein Glied und schlug.

Jod und Zange umwob der Sinn; aber vor allem wichtig war die Hohlsonde, ja auf ihr basierte das Gelingen, mehr: Entscheidendes kam ihr zu. Spannte sie die Haut nicht straff in der Mitte, konnte das kosmetische Ergebnis ein befriedigendes nicht sein, der Ausgang in einen wünschenswerten Heilerfolg mußte als in Frage gestellt gelten, und naturgemäß darüber hinaus das Problem des Dauerresultats als unentschieden offen gelassen werden, ja nur allzuleicht verschob gerade sie die Grenze zum Unerfreulichen vom Angestrebten.

Nun handelte es sich freilich nicht um einen bedeutenden Eingriff, eine wesentliche Höhle kam nicht in Betracht; leicht reizbare Häute, diesen und jenen schädigenden Einflüssen nur allzu offen preisgegeben, lagen außerhalb des Wundbereichs, aber immerhin: auch um die Vorhaut kreiste das All, sie galt es einzustellen in die Fülle des sich stündlich neu erschaffenden Kosmos, sie zu umkleiden mit dem Feuchten, dem Trächtigen, der ewigen unaufhörlichen Schwangerschaft, die runde Dinge warf, Blut und Sterne, doch dann sie auftrank in Sturz und Schauer.

Also, die gerade Schere! Nicht die gebogene, die oft von der gewollten Richtung wich! Hier mußte der Schnitt enden — auf nach dort!

Doch dies war keine reine Frage der Ausführung, Zielsetzung war unausweichlich, Lehrbücher, Hilfskurse, Fundamentalbegriffe: über ihn!

Hautschnitt! Er versammle sich um Hautschnitt! Rückhaltlose Umgruppierung der Gesamtnatur um Hautschnitt!

Schärfste Pupille: jahrzehntelange chirurgische Erfahrung: Quintessenz: letzte Formulierung: dorsaler Querschnitt!

Die Lokalanästhesie ist völlig ausreichend. Die Quaddel an der Wurzel des Organs einwandfrei. Die Lösung tut absolut ihre Schuldigkeit. Es handelt sich nur um: Querschnitt.

Der Patient fühlt gar nichts. Der Puls ist vollkommen. Die Desinfektion des Operationsfeldes mustergültig. Den letzten veröffentlichen Ergebnissen des Spezialfaches Rechnung getragen . . .: Scherenschlag!!

Zu viel Bejahung!! Der Arzt steht regungslos. Ihn schauert vor dem Fragwürdigen, das er vor sich sieht. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg, aus Höhlen und Grotten stürzt und blüht etwas, die Fackel in der Hand.

Schwester, Pinzette!: Hautfalte!! Alle Wucht auf Hautfalte! Letzte Rettung! Absturzfröste! Doch da wiederum: tief rötlich, und über die Schulter wie ein Fell: der Weidende.

Er sieht auf. Er sieht deutlich vor sich: es geht ein Herr über den Kasernenhof, er trägt eine Aktenmappe, dies ist drin: Schon die Steinaxt sich Rückschluß und Aussonderung dankend, die Baumhütte bereits sehr zweckmäßig erdacht. Der Nagel schabt schlecht, Quarz dringt tiefer. Organverstärkung mittels Stein und Gräte: anerkannt! Aber Vergleich liegt vor! Doch so scharf er auch blickt, nicht darin sind die Ausflüge tibetanischer Studenten, sie leben in Felsenzellen und kleinen Zelten, sie gehen aus mit Hacke, Stock und ledernen Beuteln, Ende des Sommers, und mit Mehlproviant. Nicht darin ist der Urin der Lamaärzte, sie schlagen ihn mit einem Spachtel, dann horcht man am Gefäß nach dem Grad des Brausens; nicht darin Oleander, nicht Wesen, die stündlich mit ihrem Absturz rechnen.

Der Herr trägt eine Brille, schärfer zu erfassen das Umweltliche. Doch da ein Schauer: Sankt Anna Blumen: Klosterhof: Beginengarten: doch dies ist Nebensache, aber: die Blüte, die rote — bunte — scharf umrissen: Blüte: gestoßen von der Farbe, unter der Peitsche des Gefleckten, unmöglich: zwischen Buchs, unmöglich: Abgestecktes —: nein: Randüber — Stürmisches —: Entfesselungen: Die Sommerblüte: da ist nichts zu eräugen. — Der Herr tost Oberingenieur. Aber da: weißer Garten: Matter Wulst, die Hecke; Licht, gekeltert in der Blüte; Strauch bei Strauch, eine Herde im Traum.

Der Arzt sieht auf die Hautfalte. Es fließt etwas Blut. Nadel, Klemme, allerhand: kurz: er sticht sich in die Fingerkuppe, jetzt hat er die Krankheit in der Hand, die sie hier alle haben, gut.

Die Vernähung der eingerissenen Hautfalte gehört nicht zu dem geplanten Eingriff. Dieser steht noch bevor. Er muß von vorne anfangen. Also endlich: Querschnitt!

Nein, das verpflichtet ihn zu folgendem:

Sonntagnachmittag: Häuser des Vertrauens bieten Haschees zur Schau. Konfirmandinnen erhalten Lakritze. Stelzfüße. Beinverlust. Sattelnase. Grammophone. Kurz: Gemütswert —

Ferner: Begängnis: Der Geistliche zerrt an der Auferstehung des Fleisches.

Vertreter der weltlichen Obrigkeit ist durchaus fein empfindend, doch das Männliche obwaltet. Die übrigen Herren: das dem Unausbleiblichen Unterstellte, doch im Vordergrund steht das Fassungwahrende —

Desgleichen: Kolonialvortrag: nein, die Botokuden!! Brotbäume! Schlingpflanzen! Kurz: Gesichtsfelderweiterung mittels Länderstrich — —.

Alles in allem: Weltbild, nirgends Neugeburt.

Ausgeschlossen.

Der Wärter räuspert sich. Er hat sich nicht zu räuspern. Aber schließlich: Seele und Leib, Körper und Geist, Sarx und Pneuma, logisch, ethisch, empirisch, griechisch, paulinisch, elektrisch: stürzt, schreit, brandet, Düne, Düne, Thalatta, Thalatta, Geliebtester, Hügel der Errettung: Einheit!

Er soll sich räuspern. Die Schwester soll ihn anstarren. Wie ist er einsam. Wie sieht er in die Ferne. Durch Gebüsch, feuchtrankig, kaum erspähbar ist die Stätte: da lehnt an Kelche sich der Tag, da rauscht die Dolde, im Park strömt über seinen Traum der Pan.

Verwunderungen. Doch hier Erblassen. Hinbruch auf Felle. Gelähmtes. Süße malmt sich das Fleisch, Widder und Adoniden.

Finale. Kasernenhof: vergangen. Aktenmappe: Überschattung. Zwischen die Stadt an des Nebels Borden rankt und bricht es: Schlangen, Rosen, funkelnde Brut — Zersprengungen.

Er wendet sich:

Röte: ein Südlicht: Marmor und Haine, großes, fernes, verlorenes Blut.

Er unendlich; hinter ihm die Wärter.

Er lacht. Ein Beet ist da, heller Kelch. Narzisse, in die der Jüngling ging, der Vermischte, sich Mann, sich Weib.

Er fühlt etwas in seinen Gliedern rinnen: es schabt. In der Hand schlägt es: die Kuppe.

Da: blaue Güsse: der Himmel funkelt in die Narbe des Kelchs.

Um seine Füße flattert der Grund: hell und matt: der Anemonenwald. —

Menschheit, wand er sich, gleich danach, auf dem Gange und allein; es eitert in der Kuppe, nichts Entscheidendes trat ein, so muß ich mich denn entscheiden.

Menschheit, in den Dünsten der Empordringlinge, auch Vermittlung ist Gewerbe —; Menschheit in der Säure des Ysop, Menschheit im Lebergeruch des Gefesselten, laß alle Geier schreien, — Ververtikalte!

Es ist Schmutz: die Schulter stemmen, es ist Schmutz: der Niobide. Schmutz: Ilioneus: aus dem Fleische an die Sterne, empor und Qual und in das Knie gestürzt —: eine Erde schon ihm hingelebt, die Blüte vorgestreut, die Polle in das Meer geschüttet, alle Ranken ihm geschleift — o, sieh den Jüngling endlich, der sich salbt, und die Alte, die den Weinkrug schwenkt!

Wohin stäubst du? Welch ein dürrer Gang? Das Lasso: um die Rose, alle Nacken, das Lasso! — Würgemale! Doch ich will über dich, dich grasen, fressen, noch einmal will ich heim, Mondhengst, Somnambule, die Schere in die Faust!

Rasch trat er ein. Es war alles noch beim alten. Der Kranke wollte Rettung, Geräte fixierten Absichten, Pinzetten legten Maßnahmen des Vorgehens fest — da: groß und unterworfen schob er die Sonde in das Fleisch.

Welch ein Opfer, fühlte er. Wie milde stimmt mich Arbeit mit der Sonde. Wie freiwillig trete ich in die Demut des Fixierten. Das Jod wie hären!

Doch: Menschen-Umgang! Doch: Bruder-Umgang! Wohin aber blicke ich denn immer? Immer stehe ich, ein Maure, vertrieben, das Gesicht nach Granada. Immer fühle ich den Golfstrom, einen blauen Fluß in der dunklen See; er kommt vom Kap her, er schwingt um die Küste, dann geht er den Äquator entlang, er grüßt die Insel, umarmt die Bai, er wärmt, er schattet die Frucht ins Land. — Doch was ist Granada?

Ich will mir einen Leuchturm errichten. Ich will mir eine Einfahrt schaffen, einen Hafen Arzt und Operateur. Querschnitt, ich will landen! Äußerster Fels, letzter Stein des Dammes! In Gürteln und Ginsterschuhen, die das Ausgleiten verhüten, was die Rettungsgesellschaft liefert!

Und sieh! ha! schon die Quaddel ist gerötet? An der Wurzel des Organs ist Abnormes schon im Gang? Wirklich: Röte? Entzündungsröte? Auch kein Fliederschimmer aus den Gärten? Keine abendliche Reflexion des Weltgestirns? Wirklich: die halbe Spritze, der Normalwert, nicht vertragen? Wirklich: Abart?

Letzte Fragen! Abgrund über Abgrund! Denn hat die Tulpe das? Mitnichten! Oder der Iltis? Das sei ferne! Doch hier enthüllt sich das Variable. Auf mich stürzt sich die Nuance. Hier schwankt Organ zwischen Normalwert und Idiosynkrasie; mehr: es sprüht, es schillert: mit einem Wort, und ich sage wohl nicht zu viel: hier enthüllt sich das Persönliche, ja vielleicht bereits ein Fall: schlechthin.

Wie es rankt! Fast eine Wildnis! Fast: Liane von Baum zu Baum, über Flußarm, Steig der Dolde! Fast erglüht schon Selbstbestimmung. —

Ihren Kiefer, holder Jüngling! Kaum bedarf es noch des Querschnitts! Denn es will sich schon entspitzen, sich behaaren, jetzt verbreitern. (Soldat, Sie weisen Großes vor: so Regressives!)

Eis-Zertauer! Gletscher-Sprenger! O, wir Menschenunterkiefer, an unserer Innenseite ist ein Dorn, da fraß ein Strang sich fest, der klappert uns! Hundert Neandertalmenschen: jeder nur eine kleine Unebenheit: da tastete der Klumpen sich heran, jetzt: Dorn: bereits lateinisch untergebracht, und bürgerlicher Muskel!

Doch Sie, zur Selbstbesinnung unterwegs, Ihre Quaddel glüht so still! Still über Sündenfälle, Flüche, Paradiesäpfel — alles alte Backobst, und daß wir in Hauptworten denken mußten — welch Blut, welch Grauen! Sie erst mußten es neu fordern: Strömendes und Modulation, vielleicht: Verbales, — Sie erst sehen klarer: Dinger an sich? Nein, verkommene Jahrmilliarde —: flach — blühen und erfüllt!

O, Bruder! Als wir noch auf Wurzelstrünken lange vor

dem Einbaum die großen Ströme hinuntertrieben hinter dem Bären, braun und von der Traube berauscht! Als Taube da war, Spechthain, Amberbaum, als der Büffel durchschritt, hochbetagt, die Flut, mit den Hörnern an den Augen und dem grauen, schlammbedeckten Bart! Als es noch rauher Laut war, Brunst, Auer-Fleisch!

O, welch Weg! Welch ein kleiner Winkel nur —: abwärts —! Endlich: Sie! Später! Früher! Kreuze, Minaretts, Kupferkuppeln, Jenseits-Dächer und Vertikalgebäude — zwölf Jahrtausende lang, und wo man hinsieht: Gram und schweres Herz! Wenn man aber lehrte, den Reigen sehen und das Leben formend überwinden, würde da der Tod nicht sein der Schatten, blau, in dem die Glücke stehen?

Blau: Sie: in ihrer Wiege aus Moos, zwischen den Ästen einer Palme, Blau: ich: auf meinem Lagunenriff und weidend die Koralle, blau, wir: gekeltert aus fernen Festen, und blau die Hand, die Sie jetzt schneidet: aus eines tieferen Auges Traum? — —

So etwa, mit dürren Worten, begann die Operation. Organisches und Anorganisches vereinigte sich zu einem Vorgang, der schließlich anschwoll in den Donner der Synthese, was aber — fragte sich der Arzt, die Hände in Sublimat tauchend — soll aus mir werden, wenn jede meiner Handlungen so schwer wird von allem Überwundenen?

Man kann nicht mehr denken. Das ist alt. Der Geist in jener Form, die den Menschen hoch gebracht hat, ist erschöpft. Selbst der Stein der Weisen ist gefunden, das kleine Elixier, die weiße Tinktur: der Übergang der Elemente ist erwiesen, die Atome werden abgelöst durch Gase oder Elektronen. Dies ist der wahre Stein. Später kommt der unumstößliche. Das wäre belächelnswert.

Auch die Sprache wäre einschränkbar. Hier vielleicht ein Dutzend Instrumente, im Kasino die drei männlichen Grundbegriffe und des Nachts manchmal etwas Unartikuliertes. Aber meine Bewegungen werden so morsch. Es gälte eine Pädagogik zu propagieren, die nur in der dritten Form erzieht, und zwar als: man. Denn das Leben ist nicht unseres, sondern das Laster eines Gottes, der verborgen bleibt.

Nach Einführen der Sonde —, sprach er dem protokollführenden Wärter zu: — aber: könnte ich den Verlauf dieser Operation nicht Sternheimsch diktieren: mit Worten pflastern, einen fabelhaften Zement? Oder Schickele: etwas Blühendes und einen tiefen Schwung? Wie aber müßte ich es beschreiben als i.., ich meine als der Arzt, der operiert hat, über den sich doch nicht viel aussagen läßt, ja eigentlich sozusagen gar nichts, es fehlt ihm, um mich so auszudrücken, jedes Spezifische, denn was ist es, das mit ihm geboren ist?

Kaum erwähnenswert ist, daß Worte Gemeingut sind. Der Hafenarbeiter verfügt über hundertachtzig, Shakespeare besaß fünftausend; das ist nachgeprüft. Verbreitet ist das Wandbrett mit dem Lexikon. Selbst das Grimmsche Wörterbuch ist erreichbar gegen Leihgebühr. Kurz, wie ist es eigentlich erklärbar, daß ich nicht bekannt bin als der vermögendste Stilist?

Zum Beispiel das Rhododendronbeet, an das eben die Flut der Blüte pocht, oder das Haus, um das die Trauben der Glyzinie klingen — —

Wo wäre etwas, das sich nicht zersplittern ließe in Regenbogen und Fontänen und in den Rausch der Zusammenhangsentfernung.

Weil alles stirbt, weil alles kürzer ist als das Wort und die Lippe, die es will sagen, weil alles über seinen Rand zerbricht, zu tief geschwellt von der Vermischung. Weil ich kein Ich mehr bin, sind meine Arme schwer geworden. —

Da hüpfte Herr Stabsarzt Mahn herein, der immer und überall das Gefühl für das Rechte sich bewahrt hatte. Gewiß, ging man des Sonntags mit dem Chefarzt und dessen Frau durch die eindrucksvolle, sozusagen lebendurchwogte Stadt und machte aufmerksam auf dies und das, so kam es natürlich auch wohl vor, daß man gegen etwas auftrat, denn schließlich war man Mensch und Mann und hatte sich gewissermaßen eine eigene Meinung über diese oder jene Frage gebildet. Aber immer erwies sich doch, daß sich das scheinbar Verschiedenartige auf ein größeres Allgemeines zurückbezog, und nie war jener biologische Wert ernstlich in Frage gestellt, der als harmonische Lösung

und Beruhigung letzten Endes das Ziel jedes sprachlichen Gegenübertretens darstellte. Denn natürlich darüber ließ sich ganz verschiedener Meinung sein, ob an den Schluß eines kräftigen, also geradezu vielleicht eines etwas robusten Essens ein Abschluß vielleicht in Gestalt eines Plätzchens oder wenn man will auch Muses zu setzen als der Verdaulichkeit am zukömmlichsten im allgemeinen bezeichnet werden müsse, oder ob nicht vielmehr gerade der Nachgeschmack dieser gleichsam etwas hausmännischen Kost das Wünschenswertere sei, aber wem käme es denn gleich bei, darüber die vielen verbindenden Fäden, das Gemeinsame, um es nochmals zu betonen, aus einem immerhin doch unbedeutenden Anlaß heraus aus dem Auge zu verlieren?

Ganz abgesehen davon, daß es sich hierbei doch um ein Gebiet handelt, an dem von vornherein die persönliche Besonderheit, die kleinen, kaum analysierbaren Momente des Gefühlslebens ganz hervorragend beteiligt waren, ein Gebiet, dessen sich doch bereits das Sprichwort, also doch der Volksmund sozusagen, in dem Sinne bemächtigt hatte, daß er ein Gegenstand des Streites nicht sein könne?

Ja, aber und ganz im Gegenteil war nicht vielleicht gerade diese Art — selbstverständlich in bescheidenster Form hervorgebrachter — persönlicher Heraushebung, also beispielsweise des Plätzchens gegenüber der Hausmannskost, geeignet, die Teilnahme an dem Antwortstehenden wachzurufen, das Verständnis für den Mitmenschen und Mitlebenden zu vertiefen, mit einem Wort die Achtung vor dem Nächsten zu erwecken, die doch die Grundlage aller menschlichen Kultur wenigstens bis zum heutigen Tage gebildet hatte? Und nun vollends — denn zu welcher Vielseitigkeit erwuchs nicht jegliches Problem unter den nachdenklichen Blicken des forschenden Geistes — enthüllte nicht vielleicht gerade dieser Vorgang in hohem Maße jenes reizvolle Spiel der Spaltung der Persönlichkeit gegenüber der Umwelt, und kam damit nicht auch noch ein sozusagen ästhetisches Moment zu allem übrigen hinzu?

Erwuchs nicht vielleicht in der nur auf Besuch hier weilenden Frau des Chefarztes die Vorstellung, daß es hier auch Menschen gab, Vollpersönlichkeiten, auf der Höhe

ihrer Zeitströme — —, nahm sie nicht vielleicht mit nach Osterode den Eindruck von etwas Abgeschlossenem und doch Lebendigem, etwas Nachgiebigem und doch voll über den Wert seines Wesens Wachendem? Nicht umsonst hatte der griechische Weise jene dunklen Worte geraunt, nicht vergeblich war das schlichte Kreuz von einer bestimmten Kuppel gestürzt und der Halbmond aufgepflanzt; voller Triumph ihr, der sauberen, geordneten Denkungsart, die die Vollendung gebracht hatte — alles dies würde es nicht mit nach Osterode gehen, verschlungen in ihm, sozusagen einem Repräsentanten, einer Art Abschluß, der nun dahin schritt frisch und doch besinnlich?

In dieser Gestalt trat er ein, parallel konstruiert, Logik und Gefühl reziprok und jedem das Seine, lobte den prächtigen Schnitt, die Methodik und verbreitete um sich jenen Samengeruch, daß alles dies von jeher schön gewesen sei.

Da erkannte der Operateur zu seinem Erstaunen, daß dies der Herr gewesen war, den er über den Kasernenhof hatte schreiten sehen. Zum erstenmal in jener Stunde, als die schlichte Zellteilung der Amöbe verblieb und aus dem Organischen das Muttertier hervorgetreten war. Dann etwas rastlos und erhitzt, auch die Mauer streifend, aber alles in allem befangen von Glück.

Versunken nähte er weiter. Fragend aber hob er dann den Blick, vorbei an dem Stabsarzt, durch das Fenster in das Freie, suchend sah er sich um: in alle Runde, über alle Horizonte, vom Eis durch die Wüste bis ans Meer: nirgends trat ein anderer auf.

Einmal hatte einer gelebt, der war lange tot. Jetzt, fühlte er, war er das beziehungsloseste Gebilde und von überall, wo irgendwo zusammengeballt tellurischer Staub eine Erde täuschte, die geschlechtsentfernteste Synthese.

Da teilte ihm Stabsarzt Mahn mit, daß er nur gekommen sei, den Chefarzt anzumelden, der sogleich folgen würde, die Instrumente zu revidieren. Und kaum hatte der Arzt Zeit, die Wunde zuzudecken, da trat der Vorgesetzte auch schon ein.

Zentraleuropäisch durchschritt er den Saal, hell meckerte sein kleiner Spitzbart in den Raum, gebräunt war das unentstellte Antlitz von dem Ausgang unzähliger Jahrhunderte.

Denn längst war das seine Rundungen umschwebende Luftmeer durch das Barometer entlarvt als ein in stetig wechselndem Auf und Ab Begriffenes, von dem im wesentlichen das Wetter abhing. In regelrechter Männeratmung hob und senkte sich seine Brust, völlig im Gegensatz zur Frau, die mit dem Leibe sog. Ein assyrischer Streitwagen — gewiß, sozusagen ein Räderfuhrwerk, ein Vehikel für Bogenschützen, alles in Stein gehauen — aber heutzutage Queenstown-Sandy Hook in vier Tagen zwanzig Stunden.

Also, nun der Gummischlauch zum Beispiel! Fürwahr! Welch Gebilde! Achtlos geht man im allgemeinen vorbei an Gummischläuchen, aber dies Zweckmäßige in der Gestaltung derselben: zum Stauen, Dehnen, Stillen, Saugen — kurz: welche Fülle von Eindrücken und Maßnahmen, von Menschenschweiß, Polarzonen und Wissenschaftserweiterungen sozusagen schlicht verkörperlicht in diesem einfachen Riemen mit Kautschukgeruch!

Noch stand die Umgebung tief unter dem Eindruck des Gummis und Fürwahrs, als der rastlos um das Wohl seines Krankenhauses besorgte Chefarzt bereits eine Spritze ergriff und der nimmer ruhende Menschengeist sich voll in ihm auswirkte.

Denn abgesehen von dem Gummistempel, der ihm auch hier wieder entgegentrat — die gesamte Glasindustrie Böhmens drängte sich ihm sozusagen doch in verantwortlicher Stellung auf. Das wunderbare Walten der Zeit, das neue Leben, das immer wieder aus den Ruinen aufblüht, des Tages Arbeit und des Abends Gäste zogen gebieterisch an ihm vorüber.

Denn ohne uns zu überheben — führte Stabsarzt Mahn den Gedanken aus — wie stehen wir heutzutage da? Allein zum Beispiel der Regenschirm Ihrer Frau Gemahlin, den ich kürzlich zu tragen den Vorzug hatte: der Stock in der bekannten Stockfabrik von Meyer und Schulze in Osterode angefertigt, aber aus einem Holz, das in Venezuela gewachsen und sogar mit einem Lack aus Japan bezogen worden war. Der Elfenbeingriff, denn um einen solchen handelte es sich, aus dem Zahn eines Elefanten, eingebettet in das Eis des fernen Sibiriens, angelegt, von einer Stiftfabrik Südschwedens der Vollendung zugeführt. Ich

will gar nicht erst von den Anilinfarben anfangen, von den Steinkohlenteeren, vom Saargebiet, vom Meßbildverfahren. — Denn werfen Sie doch nur einen Blick — strömte der Chefarzt unterbrechend hin — in die führenden Journale: zarten, taufrischen Teint, jugendliche Schönheit und eine samtweiche Haut gewährleistet das Toilettenwasser in den Preislagen des Mittelstands; Holzzement, sofort lieferbar, Korkspunde, beschlagnahmefrei — ein Leben und Weben, ein reges Hin und Her! Doch auf zu Geistigem, empor den Blick an den Firnenschnee, in die erhebende Rundschau über das großartigste Hochgebirgspanorama, früher nur äußerst rüstigen Bergsteigern nach den Anstrengungen mühevollen Emporklimmens zugänglich, jetzt eine Stunde Fahrt für Mutter und Kind und selbst der Greisin mittels Zahnrad zuführbar.

Und über dem allen wir: die Instrumententräger, schlicht und sauber, hütend die Flamme des Lebens, die heilige Glut sozusagen des Urstroms, die hehrsten Güter des einzelnen wie der Gesamtheit — Mahn! Umschlungen! Dithyrambe! Albrecht der Bär — Ulrich von Hutten — Caspar Hauser —: lauter Gipfel —: hier stehe ich und kann nicht anders: es ist eine Lust zu leben in dieser vorgeschrittenen Zeit.

Der operierthabende Arzt wollte grade dem Vorgesetzten die Spritze, die in Gefahr geriet, abnehmen, da spürte er einen starken Schmerz in seinem Arm und eine Glut, die ihn durchzog. Er ließ die Spritze nicht fallen, doch einen Augenblick schwankte er unter dem ersten Schlag. Jäh sah er die Szene hell erweitert: an einem schmalen Rand der Lippe Murmeln, doch dahinter die Woge stumm und weiß. Wer hatte sich denn nun errichtet, wer getrotzt und wer den Fuß gefelst? Um den es spülte, um den es rann: Der!

Doch dies war schon vorbei. Denn gerade schritt der Chefarzt mit einer unzweifelhaft großen Gebärde an das Gasgebläse und entzündete mittels eines Feuerzeugs den Bunsenbrenner. Und so umständlich und oft langwierig das früher gewesen war mit den Glasstäbchen, an dessen Ende Schwefel haftete und das es in einen Behälter mit Vitriol zu stoßen galt, ganz abgesehen von dem noch mit der Lichtputzschere geschnäuzten Talglicht oder der Rüböl-

lampe, von Prometheus ganz zu schweigen — so leicht ließ sich jetzt das stolze Schöpfungswort: Es werde Licht! in ausgiebiger und auch wohlfeiler Weise erfüllen.

Und während der Chefarzt den Raum verließ, strahlte aus dem Glanz mehrstelliger Kerzenstärken ein eigentümlicher Schimmer hinter ihm her. Das große Leuchten über der Stirn des Weltensiegers — das war es nicht. Vielmehr schien es ein schieferiger Glanz und eine Art Dunst, in dem es sich bewegte. Zunächst war es nur Gliederbleiches, Greifklaue, Sprungsehne und eine Gesäßschwiele, doch dann entwirrte sich ein stummer Tanz: aber nicht mehr zwischen Ast und Ast und hinter einer Nuß in heißen Wäldern —: zwischen Phantomen hin und her, die verteilt auf rauhen Leuten ruhten: da sprang der alte Affe, nur den Geruch verändert und enthaart.

Und so wenig natürlich der Chefarzt persönlich daran Schuld oder Anteil hatte und so sehr er mit Mahn zusammen zwei mehr liebenswürdige Profile bot, so war er doch der Anlaß einer Erscheinung, die jäh enthüllte das Krankhaft-Abschlußmäßige, das Irrweg-Erfüllerige einer vieltausendjährigen Verstrickung: wie der mit dem Wollhemd bedeckte Zentraleuropäer, blind und lüstern, auf dem fabelhaften Raubzug der Begriffserfassung die letzte übergeordnete Einheit zu erzwingen trachtete und wie ihm alle Sicheln und Morgensterne, die er erhob, nur die eigene Stirne zerrissen.

Sicher aber lag der Operateur im Schlagen seines entzündeten Bluts. Er wandte sich wieder dem Kranken zu, und über seine Hände strömte es, Schnitt für Schnitt. Nahm er die Schere, griff er das Glied, es war ein Mischen und Sichtrennen, es war ein Stellen von Gebärden und ein Spiel im Schatten, wo die Glücke stehn.

Die letzten Nähte: unter einem Bruch von Rosen, unausblühbar und sommerrot. Und nun die Fäden: abgeschoren: blätternd über des Querschnitts Drang; Jod achtlos bräunend.

Dann war die Operation zu Ende, der Arzt nahm Abschied von den Gegenständen und wandte sich wieder seiner Wohnung zu.

Da würde die Sängerin noch sein, die sang und trieb, und der Garten vor dem Fenster; doch das Unumgängliche war abgetan. Denn es würde zu Ende gehen vielleicht im nächsten Monat, vielleicht nach einem Jahr. Jedenfalls darauf konnte er sich jetzt verlassen: der Rest war nur vorübergehend, und es war alles schon entflammt. Ob er vor einer kleinen Kneipe saß auf einem Boulevard, über den der Abend strich und die Frauen gingen, den Nacken still beschlafen von warmem Haar, und Händler hielten die Wanderer mit Sträußen an eines hellen goldenen Mohnes — nein: die beueten ihn dar, etwas Altbiblisches mußte man anwenden, um der Fülle willen, Kanaanitisches, in dem Milch und Honig floß, aus dem ersehnten Land. Oder ob er einfach ging und es in den Schultern fühlte: das Augenblickliche, das sich begeben hatte eines langen Glanzes und im Verwehen sich erschloß. Oder ob in Gärten die Rosen standen rot und der Sommer pochte — von überall schritt er hernieder und tief der Woge zu und hell ans Meer.

NOTIZEN

I.

Zu Beiträgen der „Entfaltung", die aus bereits erschienenen Büchern stammen, geschieht hier Angabe der Verlagsdaten. Originalarbeiten und aus Zeitschriften Übernommenes wurden als „Manuskript" bezeichnet. — Orthographie folgt dem Willen der Dichter.

PAUL ADLER

„Elohim" aus: „Elohim", ein symbolischer Geschichtenkreis, Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau, 1914.

GOTTFRIED BENN

„Querschnitt" (Manuskript).

MAX BROD

„Notwehr" (Manuskript).

MARTIN BUBER

„Der Psalmensager" aus: „Die Legende des Baalschem", Neubearbeitete Ausgabe. Verlag der Literarischen Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1916.

THEODOR DÄUBLER

„Paris" aus: „Wir wollen nicht verweilen", Autobiographische Fragmente. 1915 (jetzt Insel-Verlag, Leipzig.)

ALFRED DÖBLIN

„Der Kaplan" aus: „Die Lobensteiner reisen nach Böhmen", Zwölf Novellen und Geschichten. Georg Müller Verlag, München, 1917.

KASIMIR EDSCHMID

„Kerstin“ (Manuskript).

ALBERT EHRENSTEIN

„Das Martyrium Homers“ aus: „Zaubermärchen“, S. Fischer Verlag, Berlin, 1920

LEONHARD FRANK

„Die Kriegswitwe“ aus: „Der Mensch ist gut“, Novellen, Verlag Max Rascher, Zürich, 1917.

FRANZ JUNG

„Achab“ (Manuskript).

FRANZ KAFKA

„Ein Brudermord“ aus: „Ein Landarzt“, Erzählungen. Kurt Wolff Verlag, München, 1920.

ANNETTE KOLB

Vierter der „Briefe einer Deutsch-Französin“. Erich Reiß Verlag, Berlin, 1917.

ELSE LASKER-SCHÜLER

„Wenn mein Herz gesund wäre ...“ aus: „Gesichte“, 1914 (jetzt: Paul Cassirer Verlag, Berlin.)

WILHELM LEHMANN

„Urahne“. Anfangskapitel eines Romans. (Manuskript.)

HEINRICH MANN

„Der Sohn.“ Verlag Paul Steegemann, Hannover, 1919.

LUDWIG MEIDNER

„Winter anno 17“ aus: „Im Nacken das Sternemeer“, Kurt Wolff Verlag, München, 1918.

GUSTAV SACK

„Der Rubin“ aus dem Nachlaß, der bei S. Fischer in Berlin erscheint.

RENÉ SCHICKELE

„Das Hotel“ aus: „Die Genfer Reise“, Paul Cassirer Verlag, Berlin, 1919.

ALBERT STEFFEN

„Tod eines Politikers“ (Manuskript).

CARL STERNHEIM

„Vanderbilt“ aus: „Vier Novellen“, 1918 (jetzt: B. Harz Verlag, Berlin.)

ERNST WEISS

„Die Verdorrten“ (Manuskript).

FRANZ WERFEL

„Der Dschin“ (Manuskript).

II.

Abschließende Bewertung konnte und sollte durch diese Auswahl nicht ausgesprochen werden. Zur weiteren Orientierung, was im Raum der neuen Prosa geschrieben wurde, ist hier ein Überblick gegeben, der Wesentliches kaum vermissen läßt. Die Fluktuationen einer lebendigen Literatur verboten, allzuenge Grenzen zu ziehen. — Der bibliographische Apparat beschränkt sich auf Zweckmäßigkeit.

PAUL ADLER: Elohim, ein symbolischer Geschichtenkreis. — Die Zauberflöte. Ein Roman. — Nämlich. (Sämtlich: Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau.)

HUGO BALL: Flametti oder vom Dandysmus der Armen. Roman. (Erich Reiß, Berlin.)

OSKAR BAUM: Zwei Erzählungen. (Kurt Wolff, München.) Die Tür ins Unmögliche. Roman. (Ebenda.) Die verwandelte Welt. Roman. (Deutschösterreichischer Verlag, Wien.)

PETER BAUM: Spuk. Roman. — Im alten Schloß. Novellen. — Kammermusik. Roman. — Kyland. Roman-Fragment. (Sämtlich: Ernst Rowohlt, Berlin.)

JOHANNES R. BECHER: Erde. Ein Roman. (H. F. S. Bachmair, Berlin.) Verfall und Triumph, II. Teil: Versuche in Prosa. (Insel-Verlag, Leipzig.)

LUDWIG BEIL: Martin. Ein Roman. (S. Fischer, Berlin.)

GOTTFRIED BENN: Gehirne. Novellen. (Kurt Wolff, München.) Das moderne Ich. Zwei Essays. (Erich Reiß, Berlin.)

HERMANN VON BOETTICHER: Erlebnisse aus Freiheit und Gefangenschaft (S. Fischer, Berlin.)

MAX BROD: Schloß Nornepygge. Roman. — Ein tschechisches Dienstmädchen. Novelle. — Jüdinnen. Roman. — Weiberwirtschaft. Novellen. — Tycho Brahes Weg zu Gott. Roman. — Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte. — Das große Wagnis. Roman. (Sämtlich: Kurt Wolff, München.)

MARTIN BUBER: Daniel. Gespräch von der Verwirklichung. (Insel-Verlag, Leipzig.) Die Geschichten des Rabbi Nachmann. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) Die Legende des Baalschem. Neue Fassung. (Ebenda.) Vom Geist des Judentums. Aufsätze. (Kurt Wolff, München.) Ereignisse und Begegnungen. (Insel-Verlag, Leipzig.) Die Rede, die Lehre und das Lied. (Ebenda.) Mein Weg zum Chassidismus. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

FRIEDRICH BURSCHELL: Vom Charakter und der Seele. Ein Gespräch. (Dreiländerverlag, München.) Die Einfalt des Herzens. Essay. (Roland-Verlag, München.)

THEODOR DÄUBLER: Wir wollen nicht verweilen, autobiographische Fragmente. (Insel-Verlag, Leipzig.) Mit silberner Sichel. Prosa. (Ebenda.) Der neue Standpunkt. Ein Buch über moderne Kunst. (Ebenda.) Lucidarium in arte musicae. Ein Buch über Musik. (Ebenda.) Im Kampf um die moderne Kunst. (Erich Reiß, Berlin.)

ALFRED DÖBLIN: Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen (Georg Müller, München.) Die drei Sprünge des Wang-lun. Roman. (S. Fischer, Berlin.) Die Lobensteiner reisen nach Böhmen. Novellen. (Georg Müller, München.) Der schwarze Vorhang. Roman. (S. Fischer, Berlin.) Wallenstein. Roman. (Ebenda.)

KASIMIR EDSCHMID: Die sechs Mündungen. Novellen. (Kurt Wolff, München.) Timur. Novellen. (Ebenda.) Das

rasende Leben. Zwei Novellen. (Ebenda.) Die Karlsreis (Dachstube.) Die achatnen Kugeln. Roman. (Paul Cassirer, Berlin.) Die Fürstin. (Ebenda.) Die doppelköpfige Nymphe. Essays. (Ebenda.) Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung. Essays. (Erich Reiß, Berlin.)

ALBERT EHRENSTEIN: Tubutsch. (Insel-Verlag, Leipzig.) Bericht aus einem Tollhaus. (Insel-Verlag, Leipzig.) Zaubermärchen. (Neue Fassung der vorigen.) (S. Fischer, Berlin.)

CARL EHRENSTEIN: Klagen eines Knaben. Skizzen. (Kurt Wolff, München.)

WALTHER EIDLITZ: Der junge Gina. Novellen. (Erich Reiß, Berlin.)

CARL EINSTEIN: Bebuquin. Ein Roman. (Aktionsverlag, Berlin-Wilmersdorf.) Anmerkungen. (Ebenda.)

HERMANN ESSIG: Zwölf Novellen. (Eckstein, Berlin-Lichterfelde.) Taifun. Roman. (Kurt Wolff, München.)

HANS FALLADA: Der junge Goedeschal. Pubertätsroman. (Ernst Rowohlt, Berlin.)

HANS VON FLESCH-BRUNINGEN: Das zerstörte Idyll. Novellen. (Kurt Wolff, München.) Balthasar Tipho. Roman. (E. P. Tal & Co., Wien.)

OSKAR MAURUS FONTANA: Erweckung. Ein Roman. (Kurt Wolff, München.) Empörer. Novellen. (E. P. Tal & Co., Wien.)

LEONHARD FRANK: Die Räuberbande. Roman. (Georg Müller, München.) Die Ursache. Novelle. (Ebenda.) Der Mensch ist gut. Novellen. (Max Rascher, Zürich.)

IWAN GOLL: Die drei guten Geister Frankreichs. Essays. (Erich Reiß, Berlin.)

THEODOR HAECKER: Ein Nachwort. (Hellerauer Verlag, Hellerau.)

FERDINAND HARDEKOPF: Lesestücke. (Aktionsverlag, Berlin-Wilmersdorf.)

ADOLF VON HATZFELD: Franziskus. (Paul Cassirer, Berlin.)

WILHELM HAUSENSTEIN: Über Expressionismus in der Malerei. (Erich Reiß, Berlin.)

EMMY HENNINGS: Gefängnis. (Erich Reiß, Berlin.) Das Bradnmal. Ein Tagebuch. (Ebenda.)

ARTHUR HOLITSCHER: Bruder Wurm. (S. Fischer, Berlin.)

RICHARD HUELSENBECK: Verwandlungen. Novelle. (Roland-Verlag, München.) En avant dada. Eine Geschichte des Dadaismus. (Paul Steegemann, Hannover.)

HEINRICH EDUARD JAKOB: Leichenbegängnis der Gemma Ebria. (Erich Reiß, Berlin.) Reise durch den belgischen Krieg. (Ebenda.) Das Geschenk der schönen Erde. (Roland-Verlag, München.) Der Zwanzigjährige. Roman. (Georg Müller, München.)

HANNS JOHST: Der Anfang. Roman. (Delphin-Verlag, München.)

FRANZ JUNG: Opferung. Roman. (Aktionsverlag, Berlin-Wilmersdorf.) Sophie, Der Kreuzweg der Demut. Ein Roman. (Ebenda.)

FRANZ KAFKA: Betrachtung. — Der Heizer. Ein Fragment. — Verwandlung. Eine Novelle. — Das Urteil. Eine Geschichte. — In der Strafkolonie. — Ein Landarzt. Erzählungen. (Sämtlich: Kurt Wolff, München.)

HERMANN KASACK: Heimsuchung. Eine Erzählung. (Roland-Verlag, München.)

HERMANN KESSER: Novellen. (Huber & Co., Frauenfeld.) Die Peitsche. Erzählende Dichtung. (Ebenda.) Die Stunde des Martin Jochner. Roman aus der vorletzten Zeit. (Ernst Rowohlt, Berlin.) Unteroffizier Hartmann. Novelle. (Rascher & Co., Zürich.) Vorbereitung. Vier Schriften. (Huber & Co., Frauenfeld.)

KLABUND: Moreau. Der Roman eines Soldaten. — Mohammed. Der Roman eines Propheten. — Die Krankheit. Eine Erzählung. — Bracke. Ein Eulenspiegel-Roman. (Sämtlich: Erich Reiß, Berlin.)

ADOLF KNOBLAUCH: Dada. (Kurt Wolff, München.)

ANNETTE KOLB: Das Exemplar. Roman. (S. Fischer, Berlin.) Wege und Umwege. Essays. (Hyperion-Verlag, München.) Briefe einer Deutsch-Französin. (Erich Reiß, Berlin.)

PAUL KORNFELD: Legende. (S. Fischer, Berlin.)

MAX KRELL: Die Maringotte. Roman. (Ernst Rowohlt, Berlin.) Über neue Prosa. (Erich Reiß, Berlin.)

ELSE LASKER-SCHÜLER: Essays. — Gesichte. — Der Malik. Eine Kaisergeschichte. — Der Prinz von Theben. Ein Geschichtenbuch. — Die Nächte der Tino von Bagdad. — Das Peter-Hille-Buch. — Mein Herz. Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen. (Sämtlich: Paul Cassirer, Berlin.)

WILHELM LEHMANN: Die Bilderstürmer. Roman. (S. Fischer, Berlin.) Die Schmetterlingspuppe. Roman. (Ebenda.)

ALFRED LEMM: Der fliehende Felician. Roman. (Georg Müller, München.) Vom wahren Sinn der Vaterlandsliebe. (Heinz Barger, Berlin.) Mord. Erzählungen. (Roland-Verlag, München.)

RUDOLF LEONHARD: Beate und der große Pan. Roman. (Roland-Verlag, München.)

MECHTHILD LICHNOWSKI: Götter, Könige und Tiere in Ägypten. (Kurt Wolff, München.) Der Stimmer. (Ebenda.)

OSKAR LOERKE: Vineta. Erzählung. (S. Fischer, Berlin.) Franz Pfinz. Novelle. (Ebenda.) Der Turmbau. Roman. (Ebenda.) Das Goldbergwerk. Novelle. (Dreiländerverlag, München.) Die Schimärenreiter. Novelle. (Roland-Verlag, München.) Der Prinz und der Tiger. Erzählung. (S. Fischer, Berlin.)

HEINRICH MANN: Im Schlaraffenland. Roman unter feinen Leuten. (Kurt Wolff, München.) Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy. (Diana-Minerva-Venus.) (Ebenda.) Die Jagd nach Liebe. Roman. (Ebenda.) Professor Unrat oder Das Ende eines Tyrannen. Roman. (Ebenda.) Eine Freundschaft. Essay. (E. Bonsels, Mün-

chen.) Zwischen den Rassen. Roman. (Kurt Wolff, München.) Novellen. Zwei Bände. (Ebenda.) Bunte Gesellschaft. Erzählungen. (Albert Langen, München.) Die Armen. Roman. (Kurt Wolff, München.) Der Untertan. Roman. (Ebenda.) Der Sohn. Novelle. (Paul Steegemann, Hannover.) Macht und Mensch. Aufsätze. (Kurt Wolff, München.) Die Ehrgeizige. Novelle. (Roland-Verlag, München.)

LUDWIG MEIDNER: Im Nacken das Sternemeer. (Kurt Wolff, München.) Septemberschrei. (Paul Cassirer, Berlin.)

ERICH VON MENDELSSOHN: Nacht und Tag. Roman. (Verlag der weißen Bücher, München.) Heimkehr. Roman. (Kurt Wolff, München.)

GUSTAV MEYRINK: Des deutschen Spießers Wunderhorn. Novellen. (Albert Langen, München.) Der Golem. Roman. (Kurt Wolff, München.) Fledermäuse. Novellen. (Ebenda.) Das grüne Gesicht. Roman. (Ebenda.) Walpurgisnacht. Roman. (Ebenda.)

WILHELM MICHEL: Apollon und Dionysos. Essays. (Axel Juncker Stuttgart.) Rilke. (Ebenda.) Friedrich Hölderlin. (R. Piper & Co., München.) Gustav Landauer. Essays. (P. Steegemann, Hannover.) Der Mensch versagt. Essays. (Erich Reiß, Berlin.)

CARLO MIERENDORFF: Hätt' ich das Kino. Essays. (Erich Reiß, Berlin.)

ROBERT MÜLLER (Wien): Tropen. Roman. (Hugo Schmidt, München.) Macht. Psychopolitische Essays. (Ebenda.) Österreich und der Mensch. Essays. (S. Fischer, Berlin.) Europäische Wege. (Ebenda.) Das Inselmädchen. Novelle. (Roland-Verlag, München.) Der Barbar. Roman. (Erich Reiß, Berlin.) Bolschewik und Gentlemen (Ebenda.)

ROBERT MUSIL: Vereinigungen. Zwei Novellen. (Georg Müller, München.) Die Verwirrungen des Zöglings Törleß. Roman. (Ebenda.)

MYNONA (—S. FRIEDLÄNDER): Schwarz-weiß-rot. Grotesken. (Kurt Wolff, München.) Die Bank der Spötter. Ein Unroman. (Ebenda.) Unterm Leichentuch. Eine tolle Gespenstergeschichte. (P. Steegemann, Hannover.)

KARL OTTEN: Der Sprung aus dem Fenster. Erzählungen. (Kurt Wolff, München.)

HANS REIMANN: Tyll. Ein Roman. (Kurt Wolff, München.)

LUDWIG RUBINER: Der Mensch in der Mitte. Essay. (Aktionsverlag, Berlin-Wilmersdorf.)

GUSTAV SACK: Ein verbummelter Student. Roman. — Ein Namenloser. Roman. — Mehrere Nachlaßbände in Vorbereitung. (Sämtlich: S. Fischer, Berlin.)

WERNER SCHENDELL: Dienerin. Roman. (S. Fischer, Berlin.)

RENÉ SCHICKELE: Der Fremde. Roman. (Paul Cassirer, Berlin.) Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. (Ebenda.) Glück. Erzählung. (Axel Juncker, Berlin.) Benkal der Frauentröster. Ein Roman. (Paul Cassirer, Berlin.) Schreie auf dem Boulevard. Essays. (Ebenda.) Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung. (Ebenda.) Aissé. Eine Erzählung. (Kurt Wolff, München.) Die Genfer Reise. (Paul Cassirer, Berlin.) Der neunte November. (Erich Reiß, Berlin.) Die Mädchen. Novellen. (Paul Cassirer, Berlin.)

SCHÖPFERISCHE KONFESSIONEN. (Erich Reiß, Berlin.)

HANS SIEMSEN: Auch ich — auch du. Aufzeichnungen eines Irren. (Kurt Wolff, München.)

ALBERT STEFFEN: Die Bestimmung der Roheit. Roman. — Die Erneuerung des Bundes. Roman. — Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman. — Sybilla Mariana. Roman. — Die Heilige mit dem Fisch. Novellen. (Sämtlich: S. Fischer, Berlin.)

CARL STERNHEIM: Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn. Novellen. (Kurt Wolff, München.) Vier Novellen. (B. Harz, Berlin.) Europa. Roman. (Kurt Wolff, München.) Prosa. (Aktionsverlag, Berlin-Wilmersdorf.) Die deutsche Revolution. (Ebenda.) Berlin, juste Milieu. (Kurt Wolff, München.)

CLÄRE STUDER: Der gläserne Garten. Novellen. (Roland-Verlag, München.)

HANS ARTHUR THIES: Die Gnadenwahl. Erzählung. (Kurt Wolff, München.)

FRITZ VON UNRUH: Opfergang. (Erich Reiß, Berlin.)

ROBERT WALSER: Kleine Dichtungen. (Kurt Wolff, München.) Geschichten. (Ebenda.) Aufsätze. (Ebenda.)

ERNST WEISS: Die Galeere. Roman. (S. Fischer, Berlin.) Der Kampf (später betitelt „Franziska"). Roman. (Ebenda.) Tiere in Ketten. Roman. (Ebenda.) Mensch gegen Mensch. Roman. (Georg Müller, München.)

FRANZ WERFEL: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. Eine Novelle. (Kurt Wolff, München.)

PAUL WIEGLER: Figuren. Essays. (Verlag der weißen Bücher, München.) Wallenstein. Essay. (Ullstein & Co., Berlin.)

ALFRED WOLFENSTEIN: Der Lebendige. Novellen. (Roland-Verlag, München.)

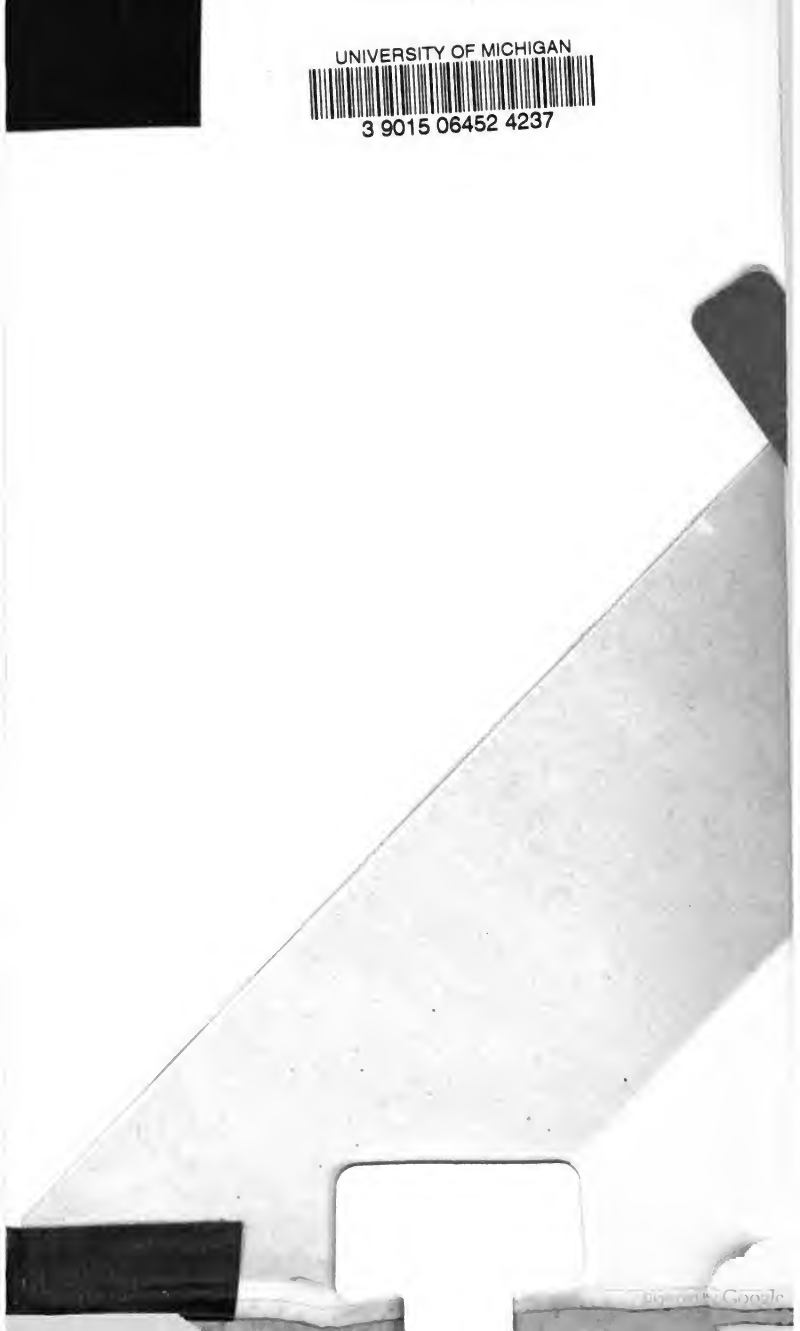
WILLI WOLFRADT: Die neue Plastik. (Erich Reiß, Berlin.)

OTTO ZAREK: Flucht. Novellen. (Georg Müller, München.)

PAUL ZECH: Der schwarze Baal. Novellen. (Verlag der weißen Bücher, München.)

OTTO ZOFF: Der Wintermantel. Roman. (Georg Müller, München.)

ARNOLD ZWEIG: Die Novellen um Claudia. (Kurt Wolff, München.) Geschichtenbuch. (Albert Langen, München.) Drei Erzählungen. (Welt-Verlag, Berlin.) Bennarône. Erzählung. (Roland-Verlag, München.)


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06452 4237

